
Ludwig
Wolff

Der
Krieg
im
Dunkel



Der Krieg im Dunkel

Ullstein-Bücher

Eine Sammlung
Zeitgenössischer Romane



Ullstein & Co / Berlin und Wien

Der Krieg im Dunkel

Roman von
Ludwig Wolff



Ullstein & Co / Berlin und Wien

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1915 by Ullstein & Co, Berlin

1.

General von Buschgart verließ gemeinsam mit dem Hauptmann des Generalstabes Baron Heinersdorff das Kriegsministeriums.

Sie gingen eine Zeitlang schweigend durch die Alleen der Ringstraße, die schon zu knospen begannen, obwohl es erst März war. Die Sonne leuchtete frühlingwarm am hellblauen, wolkenlosen Himmel, und die laue, sanfte Luft roch nach Veilchen und feuchter Erde.

Heinersdorff schritt gelassen neben dem schweigenden General und freute sich des Frühlings.

Endlich sagte der General:

„Wollen Sie heute bei mir speisen, Heinersdorff?“

„Gern, Exzellenz.“

„Hedwig ist aber noch nicht zurück.“

Der General lächelte dabei ein wenig.

„Aber, Exzellenz!“

„Na, dann ist es recht“, sagte Buschgart freundlich. „Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mir heute ein wenig Gesellschaft leisten.“

Sie waren bei der Stadtbahnstation angelangt. Der General wohnte in Hietzing.

Als sie im Waggon saßen, meinte Buschgart:

„Nächste Woche ist Hedwig wieder da.“

„Sie schrieb es mir auch, Exzellenz.“

„Sie geht mir sehr ab. Es ist so einsam zu Haus, wenn sie nicht

da ist.“

Heinersdorff blickte ihn an, als wollte er fragen: Warum erzählst du mir das?

Der General verstand den Blick seines zukünftigen Schwiegersohnes und entschuldigte sich:

„Sie dürfen es mir nicht verargen, Heinersdorff, aber ein jeder ist schließlich so oder so ein wenig Egoist. Und gerade jetzt bin ich geizig und ein wenig eifersüchtig geworden, seitdem ich weiß, daß Sie mir im Herbst mein Mädels ganz wegnehmen werden.“

Heinersdorff versuchte ihn zu trösten:

„Das ist doch keine Trennung, Exzellenz. Wir bleiben ja ganz in Ihrer Nähe.“

Der General antwortete gütig:

„Natürlich. Ich weiß ja. Scheren Sie sich nicht weiter um die Marotten eines alten Egoisten! Ich werde zufrieden sein, wenn mein einziges Kind das Glück bei Ihnen findet!“

Der Hauptmann sah die schlanke Gestalt seiner Braut vor sich, er fühlte den ruhigen Blick ihrer blassen, grauen Augen auf sich ruhen, und sein Herz erschauerte vor Glück.

Als sie in Hietzing ausstiegen und über den Kirchplatz gingen, auf dem die Statue des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko steht, mußte Heinersdorff mit einem Gefühl der Dankbarkeit daran denken, wie gnädig und huldreich das Schicksal sich ihm erwies. Er war in jungen Jahren Generalstabsoffizier geworden und sah einer glänzenden Laufbahn entgegen, er war gesund, reich, unabhängig und hatte ein Geschöpf wie Hedwig Buschgart gefunden, das er liebte und heimführen durfte. Es war beinahe zu viel des Glücks. Der Hauptmann sah zum Himmel auf. Kein Wölkchen trübte die Bläue des Frühlingstages Die Hügel des Wienerwaldes, die schon schneefrei waren, leuchteten im Sonnenschein. Die Wälder stiegen hügelab, hügelab, schmiegt sich zärtlich den sanften Bergformen an und wurden immer heller und lichter, je mehr sie sich dem Horizont näherten, bis sie unmerklich und allgemach in das matte Blau des Himmels überflossen.

Sie schritten langsam die Maxingstraße hinauf, die unmerklich, aber stetig bergan führt, bis sie geraden Wegs – so sieht es wenigstens im Anfang aus – in dem Himmel mündet. Wenn man auf die Höhe kommt, ist freilich nur ein Friedhof da.

Der General wohnte in einem alten, gelben Häuschen mit grünen Fensterläden, das seit vielen Jahrzehnten der Familie Buschgart gehörte. Es war ein einstöckiges Gebäude mit einem kleinen Balkon, von dem man über die niedere Mauer des Schönbrunner Parks hinweg in die grüne Pracht des kaiserlichen Gartens blicken konnte. Das Haus des Generals lag einem unscheinbaren Pförtchen in der Parkmauer gegenüber. Durch dieses Pförtchen trat so manches Mal in aller Morgenfrühe, vor fünf Uhr, der alte Kaiser auf die Straße und schritt still und einsam den Hügel hinan bis zur Höhe, wo der Weg in den Himmel zu führen scheint. Hedwig Buschgart hatte es einmal ihrem Bräutigam erzählt, mit einer seltsamen Ergriffenheit, als verriete sie ihm damit ein teures Geheimnis.

„Seitdem ich weiß,“ hatte Hedwig Buschgart, fast verschämt, hinzugeführt, „erwache ich jeden Morgen um vier Uhr. Ich kann nicht im Bett liegen, wenn ich denke, daß der alte Kaiser schon wach ist und vielleicht an meinen Fenstern vorbeigeht, während ich noch schlafe.“

Der General sagte:

„Es wird einem schon ordentlich warm, wenn man ein bißchen bergauf geht.“

„Wie im Mai ist es“, antwortete Heinersdorff und blinzelte der Sonne entgegen.

Sie waren bei dem Haus des Generals angelangt und traten durch das schmale Gärtchen in den Vorraum, der mit ein paar Geweihen und mit alten Stichen geschmückt war. Da sah man den Kaiser, als er bei Santa Lucia die Feuertaufe empfing, den Erzherzog Albrecht bei Custozza, die glorreiche Seeschlacht bei Lissa, den alten Radetzky und den Feldzeugmeister Benedek, für den General Buschgart tiefe Verehrung im Herzen trug.

Sie gingen in das Speisezimmer, das mit hohen Glasfenstern versehen war, die auf den tiefen und großen Garten hinausblickten. Im Mai, wenn alle Bäume dichtes Laub trugen, war hier stets ein mattes, grünes Licht, daß man glauben konnte, man säße mitten im Wald.

Sie blieben nicht lange bei Tisch. Der General war nervös und ungeduldig und konnte seine Erregung nur schwer bemeistern. Heinersdorff merkte wohl, daß seinen Wirt irgendein Kummer bedrückte, aber es lag nicht in seiner Art, nach Dingen zu fragen, von denen man ihm nicht freiwillig und unaufgefordert erzählte.

Der Hausherr sagte:

„Den Kaffee nehmen wir in meinem Zimmer, wenn es Ihnen recht ist, lieber Heinersdorff.“

„Wie Sie befehlen, Exzellenz“, erwiderte der Hauptmann und stand auf.

Das Arbeitszimmer des Generals war ein kleiner heller Raum, dessen Wände mit Büchergestellen verkleidet waren. Beim Fenster befand sich ein mächtiger Schreibtisch, auf dem zwei Photographien in einfachen Rahmen standen. Der Kaiser und der Kronprinz Rudolf.

Die Herren setzten sich nieder und zündeten sich Zigaretten an. Dann tranken sie Kaffee und schwiegen noch immer.

General Buschgart nahm, wie zufällig, das Bild des Kronprinzen in die Hand, das eine eigenhändige Widmung trug, und betrachtete es lange und aufmerksam, als sähe er es heute zum erstenmal. Dann sagte er versonnen und schwermütig:

„Ich glaube, das ist das größte Unglück, das unser Vaterland in den letzten fünfzig Jahren betroffen hat.“

„Was, Exzellenz?“

„Daß wir den Kronprinzen verloren haben.“

Und nach einer Weile:

„Sie haben ihn ja nicht gekannt, Heinersdorff. Sie können es nicht ermessen, was wir an ihm verloren haben. So wie er hat niemand mehr dieses Land geliebt. Es war ein Österreicher. Er war

ein Mensch.“

Seine Stimme erstickte.

Heinersdorff sagte nachdenklich:

„Wir dürfen dieser Trauer nicht nachhängen, wir müssen weiterblicken und Vertrauen in die Zukunft haben.“

Der General erwiderte:

„Sie haben ja recht, Heinersdorff. Man muß weitergehen. Man darf das Vertrauen auf die Zukunft nicht verlieren, aber die Gegenwart ist trostlos und unerträglich.“

Er warf die Zigarette weg und rief erregt:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Heinersdorff, ich muß es Ihnen sagen, denn es drückt mir das Herz ab. Es ist ja auch weiter kein Geheimnis, denn morgen oder übermorgen werden Sie es offiziell erfahren.“

Er dämpfte seine Stimme, als fühlte er sich im eigenen Haus nicht sicher.

„Die ganzen Pläne von X. sind verraten worden, mein lieber Heinersdorff.“

Der Hauptmann erblasste und blickte den General starr an.

„Um Himmels willen, wie ist das möglich, Exzellenz?“

Der alte Offizier entgegnete achselzucken:

„Mit Geld ist alles möglich, mein Lieber.“

Heinersdorff erhob sich und machte ein paar Schritte durch den kleinen Raum. Dann blieb er stehen und fragte:

„Ist es ganz sicher, Exzellenz?“

„O, da gibt es gar keinen Zweifel“, antwortete der General bitter. „In dieser Beziehung funktioniert unser Nachrichtenbureau tadellos. Wir wissen immer ganz genau, was verraten und gestohlen worden ist. Aber das ist auch alles. Wir sind ja zu vornehm und zu nobel, um so bedenkenlos Spionage zu treiben wie der verehrte Gegner.“

„Sie sind für Spionage, Exzellenz?“ fragte Heinersdorff, ein wenig erstaunt.

„Ich bin für den Krieg“, sagte der General, „aber da wir diesen

unausweichlichen Krieg, den wir wie die Luft zum Atmen brauchen, nicht führen, solange wir noch einen Funken von Chance, so bin ich für Spionage.“

„Bei uns denkt man anders darüber“, warf Heinersdorff unwillig ein.

„Natürlich! Wir sind ja Kavaliere! Wir schauen ruhig und geduldig zu, wie der Feind einen Plan nach dem anderen in die Tasche steckt, statt loszuschlagen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Heinersdorff zog die Achseln hoch.

„Sehen Sie, mein Lieber, darum bin ich für die Spionage. Sie erspar Geld und Blut. Aber ich werde mich wohl hüten, laut meine Meinung zu sagen, denn wir wollen ja den Frieden.“

„... wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“, zitierte Heinersdorff.

Der General zündete eine frische Zigarette an und blies den Rauch in die Luft. Nach einer Weile sagte er:

„Jetzt haben wir so viel Geld in die Festung hineingesteckt, und ein halbes Jahr später ist alles verraten. Es ist gradeso, als ob man das schöne Geld ins Wasser würfe.“

Heinersdorff gedachte des Herbstes, da er mit seinem Vorgesetzten in jener Festung war, um die Neuanlagen zu inspizieren. Wie fieberhaft war damals gearbeitet worden! Viele Arbeiten wurden nur nachts ausgeführt, um jeden Verrat zu verhüten. Welche Vorsichtsmaßnahmen wurden aufgewendet, als man die Erdminen legte! Welch glühender Arbeitswille beherrschte alle, vom Chefingenieur bis zum letzten Sappeur hinab! Jeder einzelne war überzeugt davon, daß es im Frühjahr losgehen werde! Endlich! Der Frühling kam, aber es blieb Frieden. Ein lauer, heimtückischer, eitriger Frieden, ein Frieden, der giftiger und tödlicher war als jeder Krieg. Der Frühling kam mit Frieden, aber die Festung war verraten.

„Jetzt können wir wieder umbauen“, sagte der General, und sein Schnurrbart zitterte vor Erregung. „Wir werden neue Millio-

nen zum Fenster hinauswerfen, für nichts, umsonst, denn nach ein paar Monaten wird ja doch wieder alles ausspioniert werden, Das wird so fortgehen, Jahr um Jahr, bis wir eines Tages nicht werden weiter können. Dann werden wir den Säbel ziehen, um für die Ruhe und für den Frieden unseres Vaterlandes zu kämpfen, aber es wird vielleicht zu spät sein.“

Heinersdorff blickte starr in die Luft. Sein Herz brannte in Zorn und Schmerz. Die Not des Vaterlandes drückte ihn nieder. Er hörte die Stimme des alten Soldaten wie durch einen dichten, undurchdringlichen Nebel:

„Ich mag an das alles am liebsten gar nicht denken, es zerreißt mir die Brust. Ich wollte, ich wäre tot und wüßte nichts mehr.“

Im Zimmer begann es zu dunkeln.

Da sagte der Hauptmann Heinersdorff:

„Wir dürfen trotzdem die Hoffnung auf die Zukunft nicht verlieren. Vielleicht ist es uns noch beschieden, mit Eisen und Schwert aus diesem alten Reich ein neues, starkes Vaterland aufzurichten.“

2.

Als Heinersdorff das Haus des Generals verließ, lag die Dämmerung auf den Straßen. Der Himmel war grau, und ein feiner Sprühregen ging unablässig nieder. Wo war der Frühling geblieben?

Auf dem Kirchplatz stand regenna und melancholisch der arme Kaiser von Mexiko und starrte müde und hoffnungslos auf das Schloß, in dem sein erlauchter Bruder wohnte. Der Hauptmann blieb vor der Statue stehen und dachte bedrückt: Was für Träume sind hier zu Stein geworden!

Heinersdorff fuhr mit der Stadtbahn nach Haus. Er wohnte in der letzten Villa der Valeriestrae, mitten im Prater. Von seinem Arbeitszimmer aus sah er nur Wiesen und Bäume und in der Fer-

ne, hochaufsteigend aus grünem Laubwerk, die Kuppel der Rotunde. Man konnte glauben, irgendwo auf dem Land zu sitzen. Von der Donau her kam immer frische Luft, manchmal sang sogar ein Vogel unter den Fenstern, und die Nächte waren dunkel und lautlos. Auch das Haus selbst war still und ruhig. Heinersdorff wohnte im Hochparterre, während das erste Stockwerk der Villa an einen englischen Jockey vermietet war, der mit seiner jungen, blonden Frau ein sehr zurückgezogenes Leben führte.

Als der Hauptmann nach Hause kam, meldete ihm der Diener, daß nachmittags Major Homann angeklingelt habe. Er habe keine Nachricht zurückgelassen, sondern nur gesagt, daß er später nochmals telefonieren wolle.

Heinersdorff erinnerte sich, daß er mit dem Major verabredet hatte, abends in die Oper zu gehen. Er war aber gar nicht in der Stimmung, heute Musik zu hören. Er wäre viel lieber zu Hause geblieben, um zu arbeiten, Es gab wahrlich Arbeit genug. Er hatte ja den morgigen freien Sonntag vor sich, aber unangenehme und langweilige Aufgaben wollte er immer so rasch wie möglich erledigen.

Er zog eine Bluse an und setzte sich an den Schreibtisch. Aber mit dem Arbeiten wollte es heute auch nicht gehen. Es war ihm nicht möglich, seine Gedanken beisammenzuhalten. Er starrte auf die Papiere, die vor ihm lagen, und kam nicht weiter. Er hatte verschiedene Instradierungen und Kriegsfahrpläne zu überprüfen, aber es schien ihm, als habe er eine nutzlose und vergebliche Arbeit zu verrichten. Er dachte: Was hat das alles für einen Wert, da X. doch verraten und verkauft worden ist? Es war nicht anders, als ob die starke Festung vom Feind erobert worden wäre. Mit einem Handstreich, ohne Kampf und Blutvergießen.

Heinersdorff packte seine Papiere zusammen und verschloß sie sorgfältig. Er konnte heute nicht arbeiten.

Major Homann telefonierte:

„Lieber Freund, ich kann nicht mir dir in die Oper gehen. Habe Dienst. Bin zum Chef befohlen worden.“

„Die Festungspläne“, dachte Heinersdorff.

„Ich bin aber nachts wahrscheinlich im Kaffeehaus“, fuhr der Major fort. „Wenn du vorüberkommst, sieh mal hinein. Servus!“

Heinersdorff hängte den Hörer an und begann, durch das Zimmer zu marschieren. Es tat ihm leid, daß Homann absagen mußte. Er wäre heute gern mit ihm beisammen gewesen. Er konnte nicht den ganzen langen Abend allein bleiben. Es war zu trübselig in der Wohnung. Der Regen klopfte unaufhörlich an die Fenster.

Der Hauptmann beschloß, allein in die Oper zu gehen und nachher den Major Aufzusuchen: Er läutete dem Diener und befahl ihm, Zivilkleider vorzubereiten, Heinersdorff trug außer Dienst mit Vorliebe Zivil, um sich unauffällig und ungezwungen bewegen zu können. Die Generalstabsuniform hatte, so einfach und bescheiden sie auch war, immer etwas Hervorstechendes und Aufreizendes. In den Augen manches Kameraden von der Front konnte er of einen Schimmer von Neid und Missgunst erblicken. Und mancher Mann, der nicht Soldat war, sah ihn an, so schien es ihm, als erhoffte er etwas ganz Besonderes von ihm, oder als wollte er fragen: „Na, was ist denn, Freundchen? Wollt ihr denn gar nicht losgehen?“

Als Heinersdorff zur Kasse der Oper kam, erfuhr er, daß das Theater ausverkauft war. Er entfernte sich ärgerlich und überlegte, was er beginnen sollte. Während er noch unschlüssig im Foyer stand, das schon ganz leer wurde, da ein Glockenzeichen den Beginn der Vorstellung angekündigt hatte, trat ein Mann auf ihn zu und fragte mit leiser, gleichsam farbloser Stimme:

„Wünschen Sie ein Billett?“

Heinersdorff schaute den Mann an, der eigentlich gar nicht wie ein professioneller Billetthändler aussah, und antwortete, ein wenig zögernd:

„Ja.“

Der Mann reichte ihm ein Billett und sagte, ebenso leise wie zuvor:

„Es ist ein Logenplatz im ersten Stock.“

Der Hauptmann nahm das Billett und fragte:

„Was kostet die Karte?“

Der Fremde nannte ihm den Preis, der um nichts höher war als an der Theaterkasse.

Heinersdorff war darüber verwundert und fragte, während er zahlte:

„Wie kommt es, daß das Billett so billig ist?“

Der Händler antwortete, als müßte er sich entschuldigen:

„Es ist ja schon spät. In fünf Minuten kauft mir überhaupt niemand mehr die Karte ab.“

Das sah Heinersdorff ein. Er blickte wieder den Mann an und mußte in späterer Zeit oft daran denken, wie seltsam es war, daß er sich an das Gesicht dieses Menschen absolut nicht erinnern konnte.

Der Hauptmann trat in die Loge, in der sich bereits eine Dame befand. Bevor er seinen Platz einnahm, machte er eine kurze Verbeugung vor seiner Nachbarin, die ihn einen Augenblick lang maßlos erstaunt ansah. Dann rückte sie ein wenig in ihre Ecke und blickte wieder auf die Bühne.

Heinersdorff stützte seinen Arm auf die Logenbrüstung und lauschte der Musik, die ihn sofort wie in einen weichen, fließenden Mantel einhüllte. Er liebte „Tosca“ mehr als alle anderen Opern des Meisters. Er liebte diese Mischung von Weihrauch und Blutdurst und glühender Sinnlichkeit. Aber heute beunruhigte und verstörte diese schwüle Musik Heinersdorff in merkwürdiger Weise. Auch der schwere, betäubende Geruch, der von seiner Nachbarin ausströmte, irritierte ihn. Warum sich die Leute so rücksichtslos parfümieren, dachte er ärgerlich und sah die Frau an seiner Seite feindselig an. Während er sie anblickte, schwand allmählich sein Groll. Sie hatte ein interessantes Gesicht, man konnte es nicht leugnen. Es war ein ganz blasses, straff gespanntes, mageres Gesicht, aus dem die unnatürlich roten Lippen wie eine blutende Wunde herausleuchteten. Die langbewimperten Augen blickten starr und unbeweglich auf die Bühne. Die dünnen Flügel ihrer

schmalen Nase zitterten. Es schien Heinersdorff, als hätte er noch niemals ein so schamlos nacktes Antlitz gesehen, ein Antlitz, das sich jetzt in leidenschaftlicher Ekstase ohne Bedenken und unverhüllt der Musik hingab wie einem Geliebten.

Heinersdorff wendete mit einem deutlichen Gefühl des Unbehagens den Blick von ihr ab. Er empfand es wie eine Unkeuschheit, zuzusehen, wie diese Frau die Musik genoß. Aber nach einer Weile konnte er sich doch nicht enthalten, sie wieder zu betrachten. Wie dünn und hager ihr Als war, den eine Kette großer matter Perlen umschloß! Wie weiß und durchsichtig das Ohr war, das leise zu atmen schien!

Der Vorhang senkte sich. Das Haus erstrahlte im Licht.

Wieder sah die Dame mit einem Ausdruck des größten Erstaunens Heinersdorff an. Dann fragte sie mit einer Stimme, die ein wenig heiser klang:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, würden Sie die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, auf welche Art Sie in den Besitz Ihrer Karte gelangt sind?“

Heinersdorff antwortete verblüfft:

„Ich habe sie von einem Billetthändler im Foyer gekauft, gnädige Frau.“

„Wie seltsam!“ sagte die Dame. Ihre großen, hellblauen Augen glänzten wie im Fieber.

„Ich hoffe, daß Sie mir Glauben schenken, gnädige Frau.“

„O, gewiß!“

Sie streckte ihren Arm aus, als wollte sie irgend etwas abwehren.

„Es ist nur so seltsam“, wiederholte sie.

„Darf ich fragen, warum das so seltsam ist, gnädige Frau?“

„Sie sind sogar berechtigt dazu“, erwiderte sie und lächelte ein wenig. „Mein Vetter kaufte heute zwei Sitze für die Oper, den einen gab er mir, den anderen behielt er für sich, da er erst später kommen wollte. Sie werden also begreifen, mein Herr, daß ich erstaunt war, als ich Sie an Stelle meines Veters in die Loge treten

sah.“

„Das ist in der Tat seltsam“, meinte der Hauptmann und prüfte neugierig und ein bißchen unsicher sein Billett.

„Die Karte stimmt“, sagte er und reichte das Billett seiner Nachbarin, die es aufmerksam besah.

„Ja, es ist alles in Ordnung. Ich kann es mir gar nicht erklären.“
Sie machte ein besorgtes Gesicht.

Heinersdorff glaubte, sie trösten zu müssen.

„Vielleicht kommt Ihr Herr Vetter noch, gnädige Frau.“

„Hoffentlich. Es wäre schlimm für mich, wenn er nicht käme.“

Der Zuschauerraum verdunkelte sich. Der zweite Akt begann.

Heinersdorff wußte nicht recht, was er von der Dame halten sollte, die jetzt wieder wie in einer seligen Erstarrung der Musik lauschte. Die Geschichte mit dem Vetter, dessen Billett er besaß, war dunkel und geheimnisvoll.

„Was geht mich schließlich die ganze Sache an?“ dachte er und wendete sich der Bühne zu. „Nach dem zweiten Akt gehe ich weg.“

Er ging nicht weg.

Die Dame sagte bekümmert:

„Mein Vetter kommt nicht. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“

Der Hauptmann schwieg.

„Wie spät ist es eigentlich?“

„Neun Uhr vorüber, gnädige Frau.“

Sie blickte ihn so angstvoll und flehentlich an, daß er wegzugehen vergaß.

Sie sprachen über Musik und im besonderen über Puccini.

Unterdessen fing der dritte Akt an. Während dieses Aktes war die Dame unruhig und nervös. Sie gab sich der Musik nicht mehr hin, sondern sah des öfteren nach der Logentür, die geschlossen blieb.

Heinersdorff wurde von der Unruhe seiner Nachbarin ergriffen und sagte leise:

„Ihr Vetter scheint nicht zu kommen, gnädige Frau.“

Sie flüsterte:

„Was soll ich beginnen?“

Auf der Bühne wurde Toscas Geliebter erschossen.

Der Vorhang senkte sich.

Die Dame stand auf, sie war groß und schlank, fast so groß wie Heinersdorff, und wiederholte ratlos:

„Was soll ich nun beginnen? Ich bin ganz fremd in Wien.“

Heinersdorff sagte höflich:

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Gnädigste. Wenn Sie gestatten, bringe ich Sie nach Hause.“

Ein freudiges Aufleuchten ging über ihr Gesicht.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr?“

Der Hauptmann stellte sich vor:

„Baron Heinersdorff.“

Sie reichte ihm ihre Hand.

Dann half er ihr in den Mantel und verließ an ihrer Seite die Loge.

Es regnete in Strömen, als sie aus dem Opernhaus traten. Sie mußten eine ganze Weile warten, bis der Portier ihnen die Tür eines leeren Autos öffnen konnte.

Die Dame gab ihre Adresse an. Sie wohnte am Arenbergring.

Während der schnellen Fahrt sprachen sie kein Wort miteinander. In dem kleinen Coupé war es erstickend schwül. Das üppige Parfüm der Dame lastete wie ein schwerer Druck auf Heinersdorff. Er dachte: „Ich wollte, wir wären schon am Ziel.“

Dann ärgerte er sich: „Warum mußte ich mich als Ritter aufspielen? Sie hätte auch allein nach Haus gefunden.“

Das Auto hielt.

Die Dame sagte:

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Baron.“

Er antwortete höflich:

„Aber bitte, gnädige Frau, es ist ja nicht der Rede wert.“

„Sagen Sie das nicht, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, und ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet.“

Er öffnete den Wagenschlag.

Sie fragte ganz ruhig:

„Wollen Sie eine Tasse Tee bei mir trinken, Herr Baron?“

Er zögerte eine Sekunde lang. Das Ganze sah einem galanten Abenteuer verdammt ähnlich, und er hatte wahrlich keine Lust zu Eroberungen. Er blickte seine Begleiterin prüfend an und schämte sich sogleich seines Mißtrauens, als er sie so damenhaft und sicher im Wagen sitzen sah.

„Nun?“ fragte sie und lächelte ein wenig.

„Ich nehme Ihre Einladung an, gnädige Frau“, erwiderte Heinersdorff und verbeugte sich.

Er half ihr beim Aussteigen und bezahlte den Kutscher.

Sie wohnte in der ersten Etage. Nachdem sie die Wohnungstür geöffnet hatte, traten sie in ein langes, schmales Vorzimmer. „Bitte legen Sie ab, Herr Baron!“

Dann folgte er ihr in das Speisezimmer, das sehr vornehm und geschmackvoll eingerichtet war. Der Tisch war gedeckt und mit Blumen geschmückt.

Er fragte erstaunt:

„Sie haben Gäste erwartet, gnädige Frau?“

„Wieso denn?“

Er wies auf den Tisch, auf dem Schüsseln mit kalten Speisen und Früchte und Flaschen standen.

Sie lächelte:

„Bemerken Sie nicht, lieber Herr Baron, daß nur für eine Person gedeckt ist? Un diese Person bin ich, Ich habe nicht ahnen können, daß ich heute einen Gast zu Tisch haben werde.“

Sie holte vom Büfett noch ein Gedeck und lud Heinersdorff zum Sitzen ein.

Er sagte:

„Ich bin eigentlich nur zu einer Tasse Tee eingeladen worden, gnädige Frau.“

„Die kommt später. Bitte, bedienen Sie sich, Herr Baron!“

Sie schenkte aus einer dickbauchigen, goldübernetzten Flasche zwei Gläschen voll und fragte:

„Trinken Sie ein Gläschen Likör, Baron?“

Er wollte danken

„Bitte, versuchen Sie ihn! Ich habe ihn aus San Franzisko mitgebracht. Sie kennen ihn sicherlich nicht. Coeur d'Yvette.“

Er trank. Der Likör schmeckte nach Veilchen und bitteren Mandeln und nach chinesischem Ingwer.

„Das schmeckt eigentümlich“, sagte er.

„Ich trinke diesen Likör leidenschaftlich gern“, entgegnete sie und schenkte ein zweites Gläschen ein, das sie ganz langsam austrank. Ihr mattes Gesicht rötete sich unmerklich, und ihre Pupillen leuchteten stärker.

Während er aß, mußte er immer daran denken, wie seltsam es war, daß er jetzt hier saß, beim Tisch einer Person, deren Namen er nicht einmal kannte, von deren Existenz er vor drei Stunden noch keine Ahnung hatte. Wer war sie? Wahrscheinlich eine Kokotte großen Stils, die eine Gastspieltournee nach dem Balkan unternahm. Er würde das Souper bar bezahlen. Ein teurerer Spaß; aber der Abend war totgeschlagen.

„Trinken Si Rotwein oder Weißwein, Herr Baron?“

Er schreckte aus seinen Gedanken auf.

„Rotwein, wenn ich bitten darf, Gnädigste.“

„Auf Ihr Wohl, Herr Baron.“

Sie stieß mit ihm an. Er trank sein Glas aus. Es war ein sanfter, milder Pommard, der öligglatt durch die Kehle rann.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch sagen, Her Baron, warum ich Ihnen so sehr zu Dank verpflichtet bin, daß Sie mich nach Haus gebracht haben.“

„Nun?“

Sie begann zu lachen:

„Ich habe nicht einen Heller Geld bei mir gehabt. Ohne Sie hätte ich zu Fuß nach Haus gehen müssen. In diesem strömenden

Regen.“

Nein, dachte er, sie scheint doch keine Kokotte zu sein. Er wurde ganz irr. Sollte er ihr beim Weggehen Geld für das reiche Souper zurücklassen? Oder machte er sich damit lächerlich?

Sie stand auf und ging zum Fenster. Sie ging wie eine Königin.

„Es regnet noch immer sehr stark. Sie müssen mir noch ein wenig Gesellschaft leisten, Herr Baron, ob Sie nun wollen oder nicht.“

„Ich bleibe sehr gern, gnädige Frau, wenn ich Sie nicht störe.“

Sie ging zum Tisch zurück und setzte sich.

„Sie stören mich nicht.“

Sie sah ihn an. Ihr stahlblauer Blick versetzte ihn in Unruhe. Wie rätselhaft nackt dieses Gesicht war! Er hatte nie etwas Ähnliches gesehen.

„Darf ich Ihnen noch ein Glas Pommard einschenken?“

„Nein, danke, gnädige Frau.“

„Aber ein Glas Champagner werden Sie mir nicht abschlagen.“

Ehe er antworten konnte, nahm sie die Flasche aus dem Kühler und schenkte ihm ein. Es war ein ganz herber, trockener Wein.

„Trinken Sie immer so herben Wein, Gnädigste?“

„Ich mag das süße Zeug nicht.“

Sie trank ihre Schale leer und stellte sie so fest auf den Tisch, daß sie zerbrach.

„O, das bedeutet Glück.“

Sie stützte den Kopf auf ihre Hand und blickte starr in das Licht, als wäre sie ganz allein. Er wagte sich nicht zu rühren und betrachtete sie nur unablässig, als wollte er in das Geheimnis diese nackten Gesichts eindringen.

Seine Augen fragten: Wer bist du?

Sie sagte plötzlich:

„Sie zerbrechen sich den Kopf darüber, wer ich eigentlich bin.“

Er antwortete verblüfft:

„Wie komme Sie darauf, gnädige Frau?“

„Ich fühle es.“

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ich bin Amerikanerin. Das ist ja beinahe ein Beruf und eine Legitimation.“

Er erwiderte ruhig ihren Blick.

„Wollen Sie auch einen Namen wissen? Ich werde Ihnen irgendeinen falschen Namen nennen, damit Ihre Seele beruhigt ist.“

Er lächelte:

„Ich bin durchaus nicht beunruhigt, gnädige Frau.“

Sie reichte ihm freimütig ihre Hand.

„Verzeihen Sie, ich bin ein wenig nervös.“

Er küßte ihre vibrierenden Finger.

„Wir wollen noch ein Glas Champagner zur Versöhnung trinken.“

„Ich danke gnädige Frau, es geht nicht mehr.“

Er wollte nicht mehr trinken. Er fühlte, daß eine leise Betäubung seine Gedanken lähmte. Es war, als hüllte ich ein Schleier ein, der immer dichter wurde, und den er nicht zerreißen konnte. Er hörte sein Blut in den Schläfen pochen.

„Darf ich eine Zigarette rauchen, gnädige Frau?“

„Bitte, natürlich, ich rauche selbst.“

Sie stand auf und holte eine Kasette mit Zigaretten.

„Wollen Sie eine von den meinen versuchen?“

Er gab ihr Feuer und zündete dann seine Zigarette an. Sie war süß und schwer und von Opium durchtränkt. Man kam sofort ins Träumen.

Er sagte sachlich:

„Die Zigarette enthält sehr viel Opium.“

„Ich spüre es nicht mehr, ich bin so daran gewöhnt. Aber wenn Ihnen die Zigarette nicht schmeckt, so legen Sie sie ruhig weg.“

„O, sie ist sehr gut.“

Sie schwiegen und blickten sich durch den blauen Nebel der Rauchwolken unverwandt an.

Nach einer Weile sagte sie:

„Es regnet noch immer.“

Er gab keine Antwort. Er dachte nicht daran, wegzugehen. Ein müdes Wohlgefühl erfüllte seinen ganzen Körper. Alle Erinnerung war ausgelöscht. Zeit und Raum versanken. Er hätte immer so dasitzen und dieses nackte Gesicht mit den flatternden Nasenflügeln anstarren mögen.

Plötzlich erhob sie sich und sagte:

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!“

Sie ging in das anstoßende Zimmer.

Er rauchte eine zweite Zigarette. Sie schien ihm leichter zu sein als die erste. Wie schnell man sich an Opium gewöhnt, dachte er.

In der Tür des Zimmers erschien die Dame wieder. Sie trug einen dunkelroten Schlafrock aus allerdünnster Seide, das man den Körper durchschimmern sehen konnte.

Sie sagte, ganz ruhig:

„Es ist so heiß hier. Ich habe es mir ein wenig bequem gemacht. Sie verzeihen.“

Heinersdorff wollte etwas entgegnen, aber seine Kehle war wie ausgetrocknet. Sein Herz begann laut zu schlagen.

Die Tür, die zum Schlafzimmer führte, war offen geblieben. Der Hauptmann hatte ganz dunkel das Gefühl, daß man jetzt ein Fensterglas zerbrechen müßte, um frische, kalte Luft in das Zimmer einzulassen.

Sie setzte sich in einen Fauteuil, der in der Ecke stand, und kreuzte Bein über Bein.

Es war ganz still. Man hörte das leise Trommeln des Regens.

Sie fragte:

„Sie sind so schweigsam. Was haben Sie denn?“

Sie stand auf und trat hinter seinen Sessel. Ihre Finger strichen sanft und leise über seine Haare. Ein heißer Schauer jagte durch seinen Körper.

Er schlang seine Arme um ihren seideknisternden Leib und zog ihn an sich heran. Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und drückte ihn ein wenig zurück. So blickte sie ihn eine Weile

prüfend an. Dann näherte sie ganz langsam ihren Mund dem seinen. Endlich vereinigten sich ihre Lippen in einem wilden Krampf.

Plötzlich stieß sie ihn zurück und bat:

„Bitte, gehen Sie jetzt. Bitte.“

Sie wollte sich frei machen. Er hielt sie mit eisernen Griffen.

Sie wiederholte flehentlich:

„Bitte, gehen Sie!“

Sie suchte, mit aller Gewalt von ihm loszukommen.

Er presste seine blutenden Lippen auf ihre weiße Brust und bedeckte sie mit fiebergelühenden Küssen.

3.

Es regnete noch immer, als Heinersdorff wegging. Der kalte Wind, der ihm in das heiße Gesicht fuhr, erweckte ihn allmählich aus seiner Betäubung. Was war denn mit ihm geschehen? Er nahm seinen Hut ab und begann zurückzudenken, aber er stieß an eine unverrückbare Nebelmauer. Es schien ihm, als lägen die Ereignisse diese Nacht in weiter Ferne, in einem andern Leben. Wie spät konnte es eigentlich sein? Es dämmerte schon. Er sah nach der Zeit. Es war fünf Uhr. Er fing an, schneller zu gehen, wie jemand, der auf der Flucht ist und einer Gefahr entrinnen will.

Je länger er die frische Morgenluft einatmete, desto mehr zerfiel und versank die Nebelmauer, die sein Erinnerungsvermögen umspannt hielt. Er kehrte langsam zu sich zurück. Was war das für ein törichter Rausch gewesen? Ein Rausch von Musik und Wein, von Opiumzigaretten und perversen, roten Lippen. Er hatte sich einfangen lassen, wie ein junger Fähnrich. Aber was war denn der Zweck der ganzen Übung gewesen? Er griff unwillkürlich nach seiner Brieftasche. Sie war an ihrer Stelle. Er fand keine Lösung.

Dann kam ganz leise die Reue und kroch in sein Herz und vergiftete sein Blut. Er sah Hedwig Buschgart vor sich, fühlte den ru-

higen Blick ihrer reinen Augen auf sich ruhen und konnte diesen Blick nicht ertragen.

Er wunderte sich, als er plötzlich auf dem Stefansplatz stand. Wie verloren trat er in das Café de l'Europe, um noch einen Mokka zu trinken. Das Kaffeehaus war trotz der Morgenstunde voll von Menschen. Es war die letzte Station aller Professionsspieler und Wetter, aller der Verwüsteten, die hier mit fahlen Gesichtern die Bilanz der Nacht zogen.

In einer Ecke saß der Oberleutnant Vidakovich, angetrunken wie gewöhnlich, in Gesellschaft von vier oder fünf Dirnen. Welch ein Schmach, dachte Heinersdorff und trank eiligst seinen Kaffee. Er nahm ein Auto und fuhr nach Haus. Als er seine Wohnung erreichte, war es schon ganz hell. Der Regen hatte aufgehört. Heinersdorff trat in das Arbeitszimmer und öffnete ein Fenster. Der Prater dampfte im Morgennebel. Durch die Prinzenallee ritten zwei Offiziere kurzen Galopp. Er beneidete sie.

Dann ging er in das Badezimmer und bereitete sich ein Bad. Wie ein Besessener rieb und wusch er seinen Körper, als ob sich der Schmutz, der an ihm haftete, mit Wasser und Seife abwaschen ließe.

Als er aus seinem dumpfen, traumlosen Schlaf erwachte, war Mittag vorüber. Sein Kopf war frei und klar. Er aß mit Appetit und setzte sich dann zum Schreibtisch. Er freute sich seiner Arbeit. Wie interessant waren diese Fahrpläne, die für den Kriegsfall Geltung hatten! Er sah in endloser Reihenfolge die Waggons rollen, vollgepfropft mit Österreichs Soldaten, die auszogen, ihr Vaterland zu verteidigen. Die Not der Heimat hatte sie geeinigt und ein Volk von Brüdern aus ihnen gemacht. Sie waren nicht mehr Polen, Steirer, Kärntner, Tschechen oder Tiroler, jetzt waren sie alle – Österreicher. Ein jeder wußte, um was es ging. Ein jeder kämpfte um sein eigenes Stückchen Erde, um die Ruhe seines Hauses, für den Frieden seiner Heimat. Und wer noch schwachmütig und trägen Herzens war, wurde von den andern mitgerissen.

Heinersdorff lächelte melancholisch. „Ich werde es nicht erle-

ben“, dachte er. „Österreichs Erhebung ist ein Traum, der späteren Geschlechtern erfüllt werden wird.“

Der Diener trat ein und meldete den Major Töschük Bey.

„Ich lasse bitten.“

Töschük Bey war ganz in Schwarz, ein Gelehrter mit goldener Brille. Er kam sacht herein wie die Abenddämmerung. Fast scheu fragte er:

„Störe ich Sie?“

Heinersdorff sprang auf und reichte ihm die Hand.

„Gar nicht, lieber Bey. Ich bin soeben mit meiner Arbeit fertig geworden. Ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind, Ich freue mich wirklich.“

Er bestellte beim Diener Tee und eine Wasserpfeife und ging zum Schreibtisch, um seine Papiere zu verschließen. Dann setzte er sich zu seinem Freund.

Sie tranken Tee und rauchten.

Die Schatten des Abends fielen in das Zimmer.

„Soll ich Licht machen, Bey?“

„Es ist so schön, im Halbdunkel zu sitzen.“

Dann schwieg er wieder und sah vor sich hin.

Heinersdorff kannte die Gewohnheit des Türken, halbe Stunden lang dazusitzen und fatalistisch zu schweigen. Es war wundervoll, mit ihm beisammen zu sein. Man wurde ruhig und stark in seiner Nähe.

Der Hauptmann blickte das unbewegliche Gesicht des Freundes an und dachte immer nur:

„Wie freue ich mich, daß du hier bist.“ Er hatte ihn vom ersten Augenblick an liebgewonnen, obwohl der andere spröde und gleichmütig war und seine Gefühle nicht zur Schau trug.

Heinersdorff hatte den Bey in Fischamend kennen gelernt. Er hatte, bevor er in den Generalstab berufen wurde, den Fliegerkurs absolviert und die Pilotenprüfung mit Erfolg bestanden. Eines Tages war der Major Töschük erschienen, der, seit einem Jahr nach Wien beurlaubt, die Genehmigung erhalten hatte, die Fluganstal-

ten der österreichischen Armee zu studieren. Heinersdorff war ihm damals als Begleiter zugeteilt worden. Aus jener Zeit stammte ihre Freundschaft.

Heinersdorff erinnerte sich eines Frühlingsabends in Fischamend. Er hatte Töschük zu einer ersten Fahrt mitgenommen. Nachdem sie gelandet waren, saßen sie vor dem Hangar und blickten in den Sonnenuntergang. Damals erzählte Töschük zum ersten- und letztenmal von sich selbst. Der Rausch der Höhe hatte ihm vielleicht die Zunge gelöst. Er erzählte von dem Bluteid der jungtürkischen Offiziere und dem Felde von Kossowo, vor der erhabenen Türbe des Sultans Murad Chudavendigjar, und von den wilden Kämpfen um die Oasen des glutverzehrten Tripolis. Dann sprach er mit seltsam düsterem Ernst über den Russisch-Japanischen Krieg und die strategischen Lehren der Schlacht am Yalu. Heinersdorff hatte ihm voll Spannung zugehört.

Der Hauptmann fragte jetzt plötzlich:

„Wissen Sie, woran ich denke, Bey?“

Der Türke lächelte.

„Ich weiß es nicht.“

„Ich denke an jenen Abend in Fischamend, als Sie über die Schlacht am Yalu sprachen.“

„Ach“, sagte Töschük und machte mit der Hand gleichsam eine Abwehrbewegung.

„Ich muß oft daran denken, was Sie über die russischen Soldaten gesagt haben.“

„Was habe ich gesagt?“ fragte der Türke zögernd.

„Die Russen sind tapfer, haben Sie gesagt, aber noch immer, wie in den Tagen von Plewna, dumm und stumpf gleich Tieren. Sie liegen da und schießen, aber sie wissen nicht, warum sie schießen. Sie haben kein Ahnung, um was es sich eigentlich handelt. Sie kämpfen, weil man es ihnen befohlen hat, und weil sie Angst vor ihren Vorgesetzten haben. Aber wenn einer den Mut hat, davonzulaufen, so laufen ihm alle anderen nach.“

Nach einer Weile sagte der Türke:

„Der letzte Soldat muß wissen, wofür er kämpft, sonst wird er feig und selbstsüchtig und denkt an sein eigenes armseliges Leben. Die Osmanen, denen Mohammeds Banner voranflatterte, haben immer gewußt, wofür sie kämpfen. Deshalb können wir nicht für immer unterlegen sein, deshalb werden Siege unsere Schmach auslöschen.“

Heinersdorff stand auf und machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Auch wir werden dereinst wissen, wofür wir kämpfen“, meinte er, und es klang fast wie leise Eifersucht.

„Ich bin überzeugt davon“, erwiderte Töschük höflich.

Der Hauptmann setzte sich nieder und zündete eine frische Zigarette an.

Sie schwiegen wieder eine ganze Weile. Im Zimmer war es beinahe dunkel geworden.

Töschük begann zu reden.

„Sie waren gestern in der Oper.“

„Ja. Waren Sie auch da? Ich sah Sie nicht.“

„Ich war nicht in der Oper.“

„Woher wissen Sie es dann, Bey?“

„Ein Bekannter sah Sie.“

Heinersdorff hielt das Thema für abgeschlossen.

Der Türke fuhr sehr behutsam fort:

„Sie waren, verzeihen Sie, in Gesellschaft einer Dame.“

„Das stimmt“, antwortete der Hauptmann ein wenig verwundert.

„Kennen Sie die Dame näher, Herr Baron?“

Heinersdorff fühlte, daß er errötete. Es ist gut, daß ich nicht Licht gemacht habe, dachte er.

„Nein, ich kenne sie nicht“, entgegnete er und glaubte, die Wahrheit zu sprechen.

„Wissen Sie, wie sie heißt?“

„Nein.“

Er atmete auf. Jetzt sprach er die Wahrheit.

„Ich kann Ihnen sagen, wie die Dame heißt.“

Seine Stimme klang ganz gleichmütig.

„Sie heißt Sofia Nikolajewna Golubjew.“

Das Herz des Hauptmanns hörte zu schlagen auf. Eine Erstarrung legte sich über seinen Körper. Jetzt begriff er alles. Der andere brauchte ihm nichts mehr zu erzählen.

„Sie ist die tüchtigste Spionin, die Rußland hat.“

Heinersdorff wollte rufen: Genug! Genug! Aber die Stimme versagte ihm den Dienst.

Leidenschaftslos und unerbittlich sprach der Türke weiter:

„Sie arbeitete bis kurz vor Ausbruch des letzten Krieges in Adrianopel. Wir haben sie zu spät erkannt. Sie hat uns großen Schaden zugefügt. Ein Hauptmann des Regiments Erterogrul, er war ein Freund von mir, verlor ihretwillen sein Leben.“

Die Worte fielen wie Keulenschläge auf Heinersdorff. Er schämte sich seiner Dummheit und seines unverzeihlichen Leichtsinns.

Welch einer Gefahr hatte ihn Töschük entrissen!

Der Türke sagte sanft und freundlich:

„Sie waren nicht vorsichtig genug, Herr Baron.“

Heinersdorff fand seine Sprache wieder:

„Es war ein Zufall, Töschük Bey.“

„Wer die Golubjew kennt, glaubt nicht an Zufälle.“

„Ich kaufte mir ein Billett für die Oper, und als ich in die Loge trat, saß diese Dame da.“

Töschük fragte ein wenig erstaunt:

„Kennen denn die Herren vom Generalstab nicht die Spione des Feindes?“

„Nur zum Teil. Von den gefährlichsten haben wir keine Ahnung, wie sie sehen.“

Der Bey versank wieder in Schweigen.

Nach einer Weile stand er auf.

„I muß jetzt gehen, Herr Baron.“

Heinersdorff machte Licht. Die Helle blendete ihn. Er sah ganz

verstört aus. Man konnte von seinem Gesicht die Beschämung ablesen.

Der Gast ging schweigend hinaus.

Im Vorzimmer ergriff Heinersdorff die Hand des Freundes, so als wollte er sie nie mehr loslassen, und sagte leise:

„Ich danke Ihnen, Bey.“

4.

Der alte Diener des Generals antwortete schmunzelnd:
„Das gnädige Fräulein ist im Garten, Herr Hauptmann.“

Heinersdorff ging langsam und vorsichtig über den gelbgekieselten Weg, um sein Kommen nicht zu verraten. Aus den Au strahlte ihm das Glück.

Jetzt erblickte er seine Braut. Sie saß auf der Bank unter dem großen Birnbaum und hielt ein Buch in der Hand, in dem sie nicht las. Sie saß da, als ob sie lauschte. Es war ganz still. Nur eine Amsel sang.

Plötzlich wurde Hedwig Buschgart unruhig. Sie fühlte die Nähe des Bräutigams und stand auf und schaute mit suchenden Augen um sich. Nun sah sie ihn. Eine feine Röte stieg vom Hals auf und breitete sich über das ganze Gesicht. Sie warf das Buch weg und ging langsam auf Heinersdorff zu. Mit einem Male kam sie ins Laufen und flog ihm an den Hals. Sie küßte ihn und sagte mit zitternder Stimme:

„Ach, ich freue mich so sehr, daß ich wieder bei dir bin, Georg.“

„Und ich erst“, flüsterte er.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Bank unter dem Birnbaum.

„Ich sehnte mich so nach dir. Ich dachte, diese drei Wochen nähmen überhaupt kein Ende. Ich hatte solche Sorge um dich.“

„Warum denn, Kind?“ fragte er zärtlich.

„Ich träumte so schlecht von dir.“
„Aber, aber!“
Er streichelte ihre Hand.
„Hattest du gutes Wetter in Lovrana?“
„Ja, das schon, aber es war sehr langweilig. Du kennst Tante Klara nicht. Sie ist immer grantig und unfreundlich. Sie verträgt sich mit keinem Menschen. Ich mag auch das Er nicht sehr. Es macht mich traurig.“
Er sah sie an.
„Du hast dich aber sehr erholt, Liebste. Ganz braun bist du.“
„Ich bin so glücklich, daß ich wieder hier bin“
„Wann bist du zurückgekommen?“
„Gestern abend. Und denk’ dir, heute früh sah ich schon den Kaiser, aber er schaute recht bedrückt aus. Er muß Kummer haben.“
„Er hat wohl Kummer“, antwortete Heinersdorff nachdenklich. Sie schwiegen eine Weile. Sie Amsel jauchzte immerzu.
„Ist Papa mit dir heimgekommen?“
„Nein, er schickte mich voraus. Er hat noch Arbeit. Er mußte z Chef.“
Sie sprang auf und fragte besorgt:
„Hast du schon zu Mittag gegessen, Georg?“
„Aber natürlich. Bleib’ ruhig sitzen.“
„Und Kaffee?“
„Später, es hat ja Zeit.“
Er zog sie sanft auf die Bank.
„Erzähl’ mir doch was von Lovrana!“
„Ach da gibt es nichts zu erzählen, Georg. Ein Tag verging wie der andere. Manchmal segelte ich, aber zumeist saß ich auf dem Balkon, blickte aufs Meer hinaus und sehnte mich nach dir.“
Er lauschte andächtig ihrer warmen, gütigen Stimme und hielt ganz still, um sie nicht zu unterbrechen. Wenn sie stockte bat er:
„Erzähle noch.“
Sie lächelte dann ein wenig und berichtete weiter von ihren er-

eignislosen Tagen an der Adria.

Er sah sie glücklich an und studierte jeden Zug ihres lieben Gesichts. Er betrachtete ihren schmalen, stolzen Mund, ihre Augen, die so unnahbar und so zärtlich blicken konnten, die matten, blonden Haare, die ihre reine Stirn frei ließen, und es schien ihm, als wer es ein wundervoller Traum, daß er neben diesem feinen Mädchen sitzen durfte. Sonntagsfrieden und Sonntagsstille zogen in sein Herz und beschwichtigten alle Unruhe.

Er sagte schüchtern und leise:

„Ich hab’ dich sehr, sehr lieb.“

Sie strich mit sanfter Hand über seine Stirn und flüsterte:

„Du liebster Mensch.“

Dann meinte sie bekümmert:

„Es ist so schrecklich lang bis zum Herbst.“

Er hielt ihre Hand fest in der seinen und sagte:

„Wie schön wäre es, wenn wir jetzt im Frühjahr heiraten könnten, aber dein Vater wird davon nichts hören wollen. Er liebt dich zu sehr. Er ist geradezu eifersüchtig auf mich.“

„Ja, ja, ich weiß es, er fürchtet sich vor der Einsamkeit.“

„Er wird doch nicht einsam sein, wenn wir verheiratet sind.“

„Das habe ich ihm auch schon gesagt, aber er mag es nicht einsehen.“

„Ich begreife es ganz gut. Wenn du meine Tochter wärest, ließe ich dich überhaupt nicht weg.“

„Da ginge ich eben fort, ohne zu fragen.“

„Das könntest du gar nicht.“

Sie dachte nach und sagte

„Ich könnte es wirklich nicht.“

Dann fuhr sie eifrig fort:

„Aber ich will es doch bei Papa versuchen. Wenn er einmal in recht guter Stimmung ist, dann werde ich zu ihm gehen und sagen, daß wir schon im Frühling heiraten wollen.“

Er antwortete versonnen:

„Es wäre so schön, daß ich gar nicht daran denken mag.“

Sie sah ihn glücklich an und küßte ihn auf den Mund.
Die Sonne ging unter, und es wurde plötzlich feucht und herbstlich im Garten.
Er sagte besorgt:
„Wir wollen ins . Es ist kühl.“
Nach einer Weile kam General Buschgart und rief lächelnd seiner Tochter zu:
„Na, ich bin doch spät genug gekommen, nicht?“
Sie umarmte den Vater und fragte verständnislos:
„Wie meinst du das, Papa?“
„Ach, verstell' dich doch nicht!“
„Ich begreife dich wirklich nicht, Papa.“
Sie machte ein ganz ernstes Gesicht.
Der General lachte stärker und zwinkerte seinem zukünftigen Schwiegersohn zu:
„Zerbrich dir nicht den Kopf darüber, Hedwig! Es war nur ein schlechter Scherz.“
„Ich will aber wissen, Papa, was du gemeint hast.“
Der General sagte zu dem Hauptmann:
„Und so ein dummes Mädel wollen Sie heiraten, Heinersdorff?“
Jetzt lächelte auch Hedwig.
„Aber sieh zu, Kind, daß wir bald etwas zu essen kriegen, ich bin furchtbar hungrig.“
„Gleich, Papa.“
Sie lief zur Tür hinaus.
General Buschgart setzte sich nieder und sagte:
„Das Mädel hat sich famos erholt, was?“
„Ja, ganz außerordentlich“, antwortete der Hauptmann und sah der Tür nach, durch die seine Braut verschwunden war.
Der General seufzte einige Mal auf und blickte elegisch vor sich hin.
Heinersdorff fragte, um ihn von seinen Gedanken abzulenken:
„Gibt es etwas Neues, Exzellenz?“

„Bei uns gibt es nie etwas Neues, in Lieber, das sollten Sie doch schon wissen. Wir mobilisieren jedes Frühjahr und dann, wenn alle Welt glaubt: Jetzt geht's los! Dann kriechen wir zu Kreuz. Jeder weiß, daß die Auseinandersetzung mit Rußland eine Lebensfrage für unser Vaterland ist, aber niemand will die Verantwortung tragen. Ein jeder schiebt sie dem nächsten zu, der an die Reihe kommt.“
„Und was geschieht mit der Festung, Exzellenz?“
„Sie wird umgebaut. Selbstverständlich! Wir haben ja so viel Geld“, erwiderte der General zähneknirschend.
Das Nacht Mahl wurde aufgetragen.
Während des Essens sagte Busch zu seiner Tochter: „Zu Haus ist es doch am schönsten, was, Hedwig?“
„O ja. Papa“, antwortete Hedwig glückstrahlend und blickte Heinersdorff zärtlich an. „Ich freue mich, daß ich wieder hier bin.“
Nachdem der General seine Zigarette in Brand gesetzt hatte, bat er:
„Heute muß ihr zur Feier des Tages wieder einmal ein bißchen Musik machen, Kinder. Wollt ihr?“
„Gern, Papa“, sagte Hedwig und stand auf.
„Aber wenn ich bitten dürfte, spielt nicht zu schweres Zeug, Kinder. Was Leichtes und Fröhliches.“
Heinersdorff lief zum Klavier und rief lachend:
„Ich weiß schon was der Papa will.“
Er spielte einige Takte , recht forsch und reißerisch, und Hedwig begriff sofort, was er vor hatte. Sie stellte sich zum Klavier hin, in der Haltung einer Volkssängerin, und sagte im reinsten Dialekt:
„Ein Wiener Lied!“
Der General rief schmunzelnd:
„Macht doch keinen Unsinn!“
Aber Hedwig ließ sich nicht abhalten. Sie stützte den linken Arm auf ihre Hüfte, blitzte mit den Augen, als ob sie einen ganzen Saal voll von Leuten für sich gewinnen wollte, und begann das

alte Lieblingcouplet ihres Vaters zu singen, halb sentimental, halb lebensdurstig, bald traurig-gefühlvoll, bald überströmend-lustig.

Der General summte leise den Kehrreim mit, aber nach jeder Strophe rief er:

„Hört doch mit dem Unsinn auf! Wir sind ja nicht beim Heurigen.“

Dann lachten alle.

Hedwig sagte übermütig:

„Du hast doch was Leichtes und Fröhliches hören wollen, Papa.“

„So habe ich es nicht gemeint, daß weißt du ganz gut, du Spitzbub.“

„Also was denn, Papa?“

Heinersdorff kam dem General zu Hilfe:

„Mozart vielleicht?“

Buschgart nickte ihm freudig zu:

„Ja, Mozart.“

Hedwig holte ihre Violine und stimmte sie.

„Ich habe jetzt so lange nicht gespielt“, klagte sie.

Heinersdorff tröstete sie:

„Es wird schon gehen.“

Hedwig Buschgart nahm die Geige unter das Kinn, und ihr Gesicht, das vorhin so ausgelassen und übermütig war, wurde sanft und still.

Und sie spielten Mozart, so innig und hingegeben so anmutig-heit und lebensfreudig, wie man Mozart nur in diesen alten, gelben Hietzinger Häuschen mit den grünen Fensterläden spielen kann, wenn man jung und verliebt und im Frühling ist.

5.

Als Heinersdorff an einem der folgenden Tage aus dem Amt nach Hause kam, meldete ihm der Diener, daß eine Dame auf ihn wartete.

Er wußte sofort, wer der Besuch war.

„Wo ist die Dame?“

„Sie sitzt im Salon, Herr Hauptmann.“

Der Salon war sein Arbeitszimmer.

„Sie sind der größte Hornochs, den Gott in seinem Zorn erschaffen hat. Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß während meiner Abwesenheit niemand in mein Zimmer geführt werden soll!“

Der Diener stand Habt acht und hielt ruhig den zornigen Blick seines Herrn aus.

„Habe ich Ihnen das nicht x-mal gesagt?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Warum haben Sie es dennoch getan?“

„Ich bitte gehorsamst, Herr Hauptmann, die Dame hat gesagt, es wäre eine wichtige Familienangelegenheit.“

Heinersdorff konnte nur mit Mühe seiner Erregung Herr werden, die sich in ungerechten, harten Worten über den Diener entlud.

„Wie lange ist die Dame hier?“

„Seit einer haben Stunde, Herr Hauptmann.“

Er machte ein paar Schritte durch das Vorzimmer um sich zu sammeln. Er mußte ganz ruhig und kalt sein, er mußte die Nerven völlig in seiner Gewalt haben, ehe er das Zimmer betrat, in dem Sofia Nikolajewna Golubjew auf ihn wartete. Er hatte keinen Plan für diese Unterredung, vor die er jählings gestellt wurde. Er ging unvorbereitet in den Kampf.

„Ich bin jetzt für niemand zu sprechen“, sagte er dem Diener. „Haben Sie verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Wenn telephoniert wird, sagen Sie ich sei nicht zu Haus.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Heinersdorff öffnete mit einem raschen Entschluß die Tür und trat in das Speisezimmer, das durch eine dicke Portiere vom Salon getrennt war.

Madame Golubjew saß in einer Ecke, ganz zusammengekauert in einem Lederfauteuil. Als der Hauptmann in der Tür erschien, stand sie auf und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Oh!“ sagte er und spielte den Erstaunten, „welch eine Überraschung!“

Er machte Licht.

Sie ging zögernd auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er, rasch entschlossen, nicht abwies. Dann zeigte er auf den Sessel, von dem sie sich erhoben hatte, und sagte freundlich:

„Bitte.“

Si ließ seine Hand los und setzte sich gehorsam. Sie war sehr blaß, noch blasser als an jenem Abend, und um ihre Augen lagen blaue Schatten. Ihr Gesicht erschien ihm heute weniger nackt als damals. Es war, als breitete sich ein dünner Schleier darüber. Nur die Lippen schrien brennendrot aus dem weißen Antlitz und zerrten Erinnerungen hervor, die sein Herz mit Scham erfüllten.

Er nahm ihr gegenüber Platz und blickte sie fragend an.

Sie sagte demütig und schüchtern:

„Verzeih’, daß ich hierhergekommen bin. Ich hatte solche Sehnsucht nach dir?“

Welch eine Komödiantin, dachte er bewundernd. Eine Frau, die wirklich liebte, konnte nicht inniger sprechen.

Er fragte, immer noch freundlich:

„Wie erfuhren Sie meine Adresse?“

Sie zuckte zusammen, als er „Sie“ zu ihr sagte. Sie sah ihn flehendlich an und flüsterte:

„Bist du mir böse?“

Sie verbesserte sich:

„Sind Sie mir böse?“

In den langen Wimpern ihrer Augen hingen Tränen.

„Nein, durchaus nicht. Ich interessierte mich nur dafür, wie Sie meine Adresse erfuhren.“

„Das war doch ganz einfach. Du – Sie nannten mir ja Ihren Namen. Ich sah im Telephonbuch nach.“

„Ach so. Ja. Natürlich.“

Sie faltete ihre Hände und starrte vor sich hin. Wie sie dasaß, in einem einfachen englischen Kostüm, schmucklos, eine bescheidene Toque auf dem Kopf, hätte man sie für eine harmlose, verliebte Bürgersfrau halten können.

Er blickte sie ein wenig ratlos an, unschlüssig, wie er den entscheidenden Schlag gegen sie führen sollte.

Sie sagte wiederum, noch leiser und inniger als zuvor:

„Ich hatte solche Sehnsucht nach dir.“

Sie glitt von ihrem Fauteuil, sank vor Heinersdorff nieder und bettete ihren Kopf auf seinen Knien. Der ganze zarte Körper erzitterte unter ihrem Schluchzen.

Er wurde von diesem jähen Gefühlsausbruch so überrascht, daß er hilflos und verlegen stammelte:

„Aber – aber – bitte – –“

Das Weinen einer Frau vertrug er nicht.

„Bitte, beruhigen Sie sich doch. Bitte.“

Sie schluchzte immer stärker.

In diesem Augenblick dachte der Hauptmann im Generalstab Georg Heinersdorff eine Sekunde lang an die Möglichkeit, das Töschük Bey sich geirrt hätte. Er hatte a die Frau in der Loge nicht gesehen. Es konnte eine Verwechslung vorliegen.

Er bemühte sich, die Kniende aufzurichten.

„Sie müssen vernünftig sein.“

Er hob ihren Kopf auf. Zwei schmerzerfüllte, tränenüberströmte Augen bettelten ihn an.

Er sagte verwirrt:

„Stehen Sie auf, bitte.“

Sie erhob sich und setzte sich wieder in den Fauteuil. Dann zog sie ein kleines Tuch aus ihrem Täschchen und trocknete sich die

Augen ab.

Und abermals dachte er: Welch eine Künstlerin! Er wäre rettungslos auf diese meisterhaft gespielte Szene hereingefallen, wenn Töschük Bey ihn nicht gewarnt hätte.

Sie sagte, immer noch von tränenlosem Schluchzen erschüttert:

„Verzeih’ mir, bitte. Es ist sonst nicht meine Art, zu weinen. Ich weine nie. Und gewiß nicht um eines Mannes willen.“

Es war schwer, diesem stolzen Mund nicht zu glauben.

Er fragte spöttisch:

„Und um meinetwillen?“

Sie antwortete starren Blicks:

„Um meinetwillen. Ich weine über mein Unglück. Ich weine darüber, da ich dich liebe.“

Sie brach in hysterisches Lachen aus, das seine Nerven erschütterte.

„Ich und Liebe! Ich und Liebe!“

Sie stand auf und lief wie ein gefangenes Raubtier durch das Zimmer. Dann blieb sie vor ihm stehen, der ruhig dasaß, packte ihn bei der Schulter und schrie:

„Verstehst du das? Ich liebe dich. Ich kann nichts dagegen machen. Es ist stärker als alles. Ich liebe dich.“

Er dachte: Jetzt übertreibt sie in unverantwortlicher Weise.

Sie schrie angsterfüllt:

„So sprich doch auch etwas! Verstehst du mich nicht? Ich liebe dich!“

Er beschloß, der unerquicklichen Szene ein Ende zu machen.

Er stand auf und sagte kühl und leidenschaftslos:

„Sie müssen mich wohl für einen vollkommenen Idioten halten, Madame Golubjew.“

Sie trat einen Schritt zurück und starrte ihn geistesabwesend an:

Er nahm gelassen eine Zigarette aus der Kassetten, die auf dem Tisch stand, und zündete sie an.

„Ich muß sagen, daß es eigentlich meine Eitelkeit verletzt, von Ihnen für einen solchen Schwachkopf gehalten zu werden, Mada-

me.“

Sie hob beschwörende ihre Hände und flüsterte mit heiserer Stimme:

„Ich liebe dich.“

Er lachte kurz auf:

„Ich denke, wir könnten jetzt mit diesen Scherzen aufhören. Sie haben die Partie verloren, Madame Golubjew. Daran läßt sich leider nichts ändern. Aber möchten Sie jetzt nicht wenigstens eine neue Walze einlegen?“

Sie ließ ruhig seinen Hohn über sich ergehen und blickte demütig zu ihm auf.

„Ich liebe dich, Heinersdorff“, stammelten ihre glühenden Lippen.

Er machte eine unwillige Bewegung und sagte:

„Wollen Sie nicht eine Zigarette rauchen, Madame? Sie können es ohne Sorgen wagen, es ist weder Opium noch Haschisch darin.“

Ein Krampf verzerrte ihr weißes Gesicht.

„Spionin!“

„Ich liebe dich, Georg,“ keuchte sie, „verhöhne meine Liebe nicht!“

„Wissen Sie, was mich sehr interessieren würde, Madame Golubjew? Nehmen Sie doch Platz, bitte. Ich möchte schrecklich gern wissen, was für Pläne Sie mit mir hatten. Wodurch wollten Sie mich eigentlich für Ihre Sache gewinnen? Durch Geld? Sie heben sich doch hoffentlich darüber informiert, daß ich reich und unabhängig bin? Geld konnte mich absolut nicht verlocken, das mußten Sie wissen. Also was denn? Liebe und Leidenschaft? Das scheint mir auch unwahrscheinlich zu sein, denn in diesem Fall wären Sie bestimmt zurückhaltender gewesen.“

Sie hatte sich niedergesetzt und starrte zu Boden.

„Seien Sie nett, Madame Golubjew, und verraten Sie mir Ihren Feldzugsplan. Sie können sich jetzt dadurch nicht mehr schädigen. Nach der Schlacht gibt es keine Geheimnisse.“

„Ich liebe Sie.“

Er stand auf und wiederholte verächtlich:

„Spionin!“

In ruhigerem Tone entgegnete sie: „Gewiß, ich bin Spionin, gewiß, oder vielmehr ich war Spionin, aber ich habe für mein Vaterland gearbeitet. Mein Vaterland ist mir so teuer wie Ihnen das Ihre. Deswegen dürfen Sie mich nicht verachten. Um meinem Vaterland zu nützen, habe ich oft mein Leben aufs Spiel gesetzt.“

„Für Geld!“

„Ja, für Geld, weil ich arm bin. Wenn ich Geld hätte, ließe ich mir meine Arbeit nicht bezahlen. Glauben Sie wirklich, Heinersdorff, daß ich nur spioniere, um Geld zu verdienen?“

Ihr Gesicht straffte sich und wurde stolz.

„Glauben Sie nicht, daß ich mir auf leichtere und bequemere Art Geld verdienen zu könnte, wenn ich es nur darauf abgesehen hätte? Bin ich nicht jung und begehrenswert? Könnte ich nicht das Leben einer großen Dame führen, wenn ich nur einen Finger ausstrecken wollte?“

Sein Zorn erlosch allmählich. Ersah sie plötzlich von einer neuen Seite.

Sie fuhr fort, mit erhobener Stimme:

„Und ich tue es nicht. Ich riskiere lieber täglich mein Leben und meine Freiheit. Wenn Sie Ihre Heimat lieben, wie ich die meine so müssen Sie Respekt vor mir haben, Heinersdorff.“

Er sagte still und nachdenklich:

„Ich verachte Sie nicht, Madame Golubjew. Verzeihen Sie mir, wenn ich unhöflich gewesen bin.“

In einer jähen Aufwallung ging er auf sie zu und reichte ihr die Hand:

„Ich grüße meinen ritterlichen Gegner.“

Sie ließ langsam seine Hand los und fragte gramvoll:

„Gegner?“

Er trat zurück und erwartete, daß sie nun gehen würde.

„Verstehen Sie denn nicht, Heinersdorff, daß ich Sie liebe?“

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich denke, Sie könnten das Spiel aufgehen.“

Sie näherte sich ihm mit kleinen, schwankenden Schritten und stammelte:

„Alles will ich aufgeben, um deinetwillen. Laß mich nur in deiner Nähe leben. Laß mich deine Geliebte, deine Sklavin sein!“

Sein Gesicht blieb steinern und unbeweglich. Was ist das für ein seltsames Geschöpf, dachte er staunend.

Da begann sie auf einmal zu schreien:

„Sieh mich doch nur an! Sieh meine Augen, sieh mein Herz! Fühlst du denn nicht, daß ich dich liebe?“

Er sagte schroff und entschieden:

„Bitte, ersparen Sie mir diese hysterischen Szenen, Madame Golubjew.“

Sie verstummte sofort. Eine berennende Röte breitete sich über ihre Wangen, wie der Striemen eines Peitschenschlages.

Der Hauptmann zündete sich eine Zigarette an und zog seine Uhr aus der Tasche.

Sie war zum Fenster getreten und hatte ihre glühende Stirn an das Glas gepreßt.

Jetzt hatte er genug. Er wollte Ruhe.

Brutal erklärte er:

„Es ist Zeit, daß Sie nach Haus gehen, Madame Golubjew.“

Nun wurde das ganze weiße Gesicht flammendrot.

Sie verließ das Fenster und sagte drohend:

„Es ist nicht gut, Herr Hauptmann, mich zur Feindin zu haben.“

Heinersdorff rief, wie von einer Last erleichtert:

„Bravo, bravo, Madame Golubjew! Endlich lassen Sie die Maske fallen! Endlich sprechen Sie offen und ehrlich mit mir!“

„Reizen Sie mich nicht zum Äußersten.“

„So gefallen Sie mir, Madame. Die Rolle der schmachttenden Verliebten liegt Ihnen nicht, glauben Sie mir.“

„Ich warne Sie, Heinersdorff!“

Er freute sich seines Sieges und jauchzte:

„Kampf will ich, Madame Golubjew! Einen offenen, ehrlichen

Kampf!“

„Sie sollen ihn haben, Hauptmann Heinersdorff.“

Sie griff blitzschnell in die Tasche ihrer Jacke und zog einen Browning hervor. Heinersdorff duckte sich und stürzte sich auf sie. Sie wankte unter der Wucht seines Aufsprunges und sank in einen Fauteuil. Er hielt ihre Hand mit eisernem Griff umklammert und versuchte, ihr die Waffe zu entwenden. Es schien ihm, als müßte er jeden einzelnen dieser zarten, dünnen Finger zerbrechen, ehe sie den Revolver freigab. Er warf ihn auf den Tisch und sagte lachend:

„Sie enttäuschen mich, Madame Golubjew. Sie kommen mit einem Browning statt mit einer Brennschere zum galanten Stelldichein? Wie soll ich da den richtigen Glauben an Ihre große Liebe finden?“

Er nahm die Waffe und entlud sie.

„Ich kann auch gar nicht verstehen, daß Sie so unvorsichtig sind, Denken Sie nur, was für peinliche Folgen es für Sie gehabt hätte, wenn Sie mich unglücklicherweise getötet hätten. Wo bleibt das teure Vaterland? Sie haben kein Recht, Ihr kostbares Leben wegen so kleinlicher Rachebedürfnisse aufs Spiel zu setzen.“

Sie starrte ihn haßerfüllt an. Ihr Gesicht war fahl.

Er sagte liebenswürdig:

„Und jetzt, Madame, gehen Sie schön ruhig nach Haus. Das Vaterland wartet.“

Sie ging.

Als sie in der Tür war, rief er höflich:

„Vergessen Sie Ihren Browning nicht!“

6.

Der alte Milan Vidakovich war vor Jahren ein wohlhabender Schweinehändler in einem ungarischen Dorf hart an der serbischen Grenze gewesen. Er besaß ein stattliches Haus und schöne

Weingärten und große Kukuruzfelder. In seinem Keller lagen viele Fässer feurigen Weines, und wenn er über Land fuhr, zogen zwei wilde, braune Jucker seinen leichten Wagen. Die Bauern auf den Feldern hörten zu arbeiten auf, sobald sie ihn auf den staubweißen, sonneglühenden Straßen daherrasen sahen, und grüßten demütig den Gospodar Vidakovich.

Er hatte zwei Töchter und einen Sohn, der seine Mutter das Leben kostete, als er spät und nicht mehr erhofft das Licht der Welt erblickte. Der Vater freute sich so unermesslich über seinen Sohn, daß er den Tod seiner Frau gar nicht zu betrauern vermochte. Die Töchter waren damals schon heiratsfähig. Sie waren die schönsten Mädels in der ganzen Bacska. Groß, stark, voll, mit braunen Wangen, die rosa überhaucht waren, und mit dunklen Augen, die wie feurige Kohlen funkelten. Er verheiratete sie an die Söhne zweier serbischer Geschäftsfreunde, die gleich ihm Schweinehändler waren. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten acht Tage. Acht Tage lang wurde gegessen und getrunken und gespielt und getanzt, Tag und Nacht. Hundert Meilen im Umkreis war während dieser Zeit kein Mensch nüchtern. Noch heute erzählt man in der Gegend mit Staunen und Ehrfurcht von der Hochzeit der Milena und Rusina Vidakovich.

Das Geschäft des alten Milan blühte. Es war ein einfaches Geschäft. Jeden Montag stand er an der Grenze, neben seinem guten, lieben Freund, dem königlichen Tierarzt Székely Zsiga. Auf der anderen Seite der Grenze standen die serbischen Bauern mit ihren Schweinen. Wenn alle versammelt waren, trieben sie die Schweine über die Grenze zu der großen Wage. Der wackere Székely Zsiga setzte einen blauen Zwicker auf seine rote Nase und betrachtete aufmerksam die Tiere, so aufmerksam, daß ihm oft die Augen zufielen. Ab und zu murmelte er befriedigt: !Alles in Ordnung.“ Vidakovich hielt bei der Wage Wacht und paßte auf, daß nicht irrtümlicherweise zuviel Gewicht aufgeschrieben wurde, Es wurde nie zuviel Gewicht aufgeschrieben. Wenn die armen, ängstlichen Bauern manchmal schüchterne und demütige Einwendun-

gen gegen das Wageresultat zu erheben wagten, so brauchte der alte Milan nur ein wenig den Sack zu schütteln, in dem die goldgelben Dukaten klimpten. Der helle Ton des klingenden Goldes verfehlte niemals seine Wirkung und erstickte zuverlässig jeden Versuch einer Auflehnung.

Vidakovich bezahlte immer mit seinen, alten Dukaten. Er bekam die Schweine um ein Drittel billiger, wenn er den Bauern eine Handvoll Goldstücke unter die Nase hielt. Sie waren auf Gold ganz versessen. Es hypnotisierte und lähmte ihren Willen. Sie empfanden nur Gold als Geld. Wenn man sie mit Papierscheinen bezahlte, waren sie mißtrauisch und argwöhnisch. Gar oft trieben sie ihre Schweine lieber einen Tag lang nach Haus in den Stall zurück, ehe sie Papiergeld nahmen. Ober sie forderten so hohe Preise, daß der Händler vom Kauf abstehen mußte. Aber Milan Vidakovich verstand seine Bauern. Er bezahlte mit echten, vollen Randdukaten, wie der Kaiser. Nachdem sie Schweine abgewogen worden waren, wurden sie in Waggons verladen und nach Wien befördert. Damit war die ganze Sache erledigt. Der alte Vidakovich verdiente fünfzig Prozent an jeder Sau, aber nicht zu knapp. Es war ein einfaches, aber gutes Geschäft.

Inzwischen wuchs der junge Ilija Vidakovich wie ein wildes Füllen heran. Als er zwölf Jahre alt war, konnte er kaum lesen und nur notdürftig schreiben. Dafür ritt er jedes Pferd, wie ein Pandurenoberst, und stellte den Mädchen nach. Er war der Stolz seines Vaters. Als aber der Junge das dreizehnte Jahr erreicht hatte, wurde der alte Milan ein wenig nachdenklich und sann manchmal abends, wenn er mit seiner Pfeife vor dem Haus saß, über die Zukunft seines Sohnes nach. Da er sich nicht klug und welterfahren genug erschien – er hatte ja sein Lebelang nur mit Schweinen zu tun gehabt – so rief er eines Abends seine gelehrten Freunde zu sich, um mit ihnen über Ilja zu beraten. Sie kamen alle: der Vize-notär, der Bürgermeister, der Gemeindefarzt, der Schulmeister, Székely Zsiga, der Tierarzt, Sawa Gruitsch, der in einem Grenzregiment Wachmeister war, und noch mehrere andere. Sie kamen

gern, denn beim alten Vidakovich gab es immer feines Essen und guten alten Wein.

Die große, reichgedeckte Tafel stand mitten im Garten, denn man war im August, und die Nächte atmeten Hitze und Schwülis. Sie setzten sich alle wohlgenut zu Tisch und begannen fröhlich zu schmausen und zu trinken. Der junge Ilja saß auch bei den Honoratioren und trank tapfer mit. Plötzlich waren Zigeuner da, niemand wußte, woher sie gekommen waren, aber jetzt standen sie da, als wären sie aus der Erde gewachsen, und begannen zu fiedeln. Und auf einmal waren braune, heiße Mädels da, mit wiegenden Hüften und zitternden Brüsten. Und schneller als du denken kannst, hatte dich so ein wildes Mädel vom Honoratiorentisch weggerissen und wirbelte dich im Tanz herum und zog dich in eine dunkle Ecke, um sich an deiner Brust auszuruhen. Die Sterne flirrten und sprühten. Die Zigeuner fiedelten um ihr Leben.

Plötzlich riß der alte Vidakovich dem Primas die Geige aus der schmutzigen Hand und schrie: „Genug!“ Die Zigeuner verschwanden und die braunen Mädels, und auf einmal stand auch wieder ein richtiger Honoratiorentisch mitten im Garten. Alle hatten zu ihren Plätzen gefunden und saßen ehrbar und würdevoll da, wie es Honoratioren geziemt. Nur Ilja fehlte. Und das war gut so ...

Der alte Milan ließ frischen Wein einschenken und begann dann:

„Meine lieben Freunde! Ich habe euch heute nicht zu einem Mulatschag eingeladen, sondern zu einer ernsten Beratung.“ Die Honoratioren sahen ihn vorwurfsvoll an, als wollten sie erklären: Das muß einem doch gesagt werden!

„Ihr seid alle weiße und gelehrte Männer,“ – der ganze Tisch trank ihm zu – „deswegen will ich euren Rat hören.“

„Du sollst ihn hören, Bruder“, riefen die Honoratioren einstimmig.

„Ich frage euch, meine lieben Freunde: Was soll mein Sohn Ilja werden?“

Ein furchtbarer Lärm entstand. Alle wollten gleichzeitig reden. Es war wie im Parlament.

Der alte Milan ließ sie austoben, bis sie sich die Kehlen wund geschrien hatten, dann sagte er gemächlich:

„So könnt ihr mit nicht raten, meine lieben Brüder. Einer nach dem andern.“

Sie wurden allmählich ruhig und begannen der Reihe nach zu reden.

Der Vizenotär erklärte, es wäre ganz selbstverständlich, daß der Sohn eines so reichen Mannes Jurist werden müßte. Als Jurist könnte man alles werden: Advokat, Obergespan, Abgeordneter, Minister und weiß der Himmel, was noch alles.

Vidakovich hörte beifällig zu und sah nur manchesmal ein wenig unsicher nach dem alten Schulmeister, der wie ein unschuldiges Lämmchen dasaß.

Székely Zsiga, der königliche Tierarzt, stand auf und hielt eine Oppositionsrede, die allzu oft von heftigem Rülpsen unterbrochen wurde.

„Glaub’ ihm nicht, Milan bácsi, die Juristerei ist der letzte Dreck.“

Der Vizenotär war ein kleiner, schwächlicher Mann und tat, als ob er plötzlich das Gehör verloren hatte.

„Wenn einer Ilija Vidakovich heißt, braucht er nicht Jus zu studieren. Wenn du mir folgen willst, so laß ihn Tierarzt werden. Du brauchst für deine Schweine immer einen Tierarzt. Wenn man einen Tierarzt im Hause hat kann einem gar nichts mehr geschehen.“

Der alte Milan war von den Ausführungen seines Freundes nicht sehr begeistert. Der Beruf eines Tierarztes schien ihm für seinen einzigen Sohn nicht vornehm genug zu sein. Er blickte den Schulmeister an und fragte:

„Was meinst du, Schulmeister?“

Der Lehrer stand gehorsam auf und antwortete ängstlich:

„Ich glaube, mein geliebter Freund, du sollst deinen Sohn nicht

studieren lassen. Er hat einen schwachen Kop.“

Vidakovich durchbohrte ihn mit wütenden Blicken.

„Ich will damit sagen,“ verbesserte sich eiligst der schüchterne Schulmeister, „er hat keine Lust zum Lernen. Er kann nicht still sitzen. Er geht ungern in die Schule.“

Er stotterte so lange herum, bis sich der alte Milan seiner erbarmte und ihm zurief:

„Setz’ dich, Schulmeister!“

Es entstand ein peinliches Schweigen.

Da erhob sich Sawa Gruitsch, der Wachtmeister, zwirbelte seinen dicken Schnauzbart und erklärte:

„Ich will dir was sagen, Bruder. Wenn dein Ilija nichts lernen mag, laß ihn Soldat werden. Er ist stark, er ist schön, er kann reiten wie ein Husar, Geld hast du auch, laß ihn Offizier werden.“

Dieser Vorschlag gefiel Vidakovich besser als jeder andere. Er küßte den Wachtmeister auf beide Wangen und rief zärtlich: „Sollst lange leben und gesund bleiben, Bruder Sawa!“

Dann krochen wieder die Zigeuner hervor und die wilden, braunen Mädels, und sie fiedelten und tanzten bis zum Morgen.

Der junge Ilija Vidakovich aber wurde in eine Kadettenanstalt geschickt.

Das Leben ging weiter. Jeden Montag, den Gott der Herr gab, stand der alte Vidakovich mit seinem Freund Székely an der Grenze, klimperte mit den Dukaten und kaufte für billiges Geld schwere, dicke serbische Schweine.

Aber dann kam ein unglückseliger, schwarze Montag, den Milan Vidakovich nicht vergessen wird, solange er lebt. Die ganze Grenze war von Soldaten besetzt. Auf der einen Seite standen Vidakovich und der Tierarzt, auf der andern die serbischen Bauern mit ihren Schweinen, aber zwischen ihnen glitzerten die Spitzen der aufgepflanzten Bajonette.

Vidakovich fragte erstaunt den Wachtmeister Gruitsch der am Flügel stand:

„Was heißt denn das, Bruderherz? Haben wir Krieg mit den

Serben?“

Der Wachtmeister antwortete:

„Die Grenze ist gesperrt.“

„Wozu?“

„Es dürfen keine Schweine mehr eingeführt werden.“

„Dummer Kerl!“ sagte Milan verächtlich.

„Frag’ den Oberleutnant, wenn du mir nicht glaubst.“

Vidakovich fragte den Oberleutnant und bekam denselben Bescheid.

Da setzte er sich auf seinen Wagen, hieb wütend auf die Jucker ein und fuhr nach Semlin, zum Vizegespan.

Die serbischen Bauern aber standen bis in die sinkende Nacht mit ihren fetten Schweinen da und starrten verständnislos über die Grenze.

Der Vizegespan sagte bedauernd:

„Da kann man nichts machen, mein lieber Vidakovich. Serbische Schweine dürfen nicht mehr eingeführt werden.“

„Wer kann das verbieten?“ fragte Milan, unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

„Die Regierung.“

„Was für eine Regierung?“

„Die Regierung in Pest und Wien.“

„Warum verbietet es die Regierung?“

„Weil sie die einheimische Schweine schützen will.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Die serbischen Schweine sind zu billig.“

Milan Vidakovich begriff kein Wort von alledem.

„Wie lange bleibt die Grenze gesperrt?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete der Vizegespan.

„Wer weiß es?“

„Ich weiß es nicht.“

Da setzte sich Vidakovich auf die Bahn und fuhr nach Budapest, um die Regierung zu fragen, wie lange sie die Grenze gesperrt halten wollte. Die Regierung sagte, sie wüßte es nicht. Er

fuhr nach Wien.

Er hatte die feste Absicht, den König persönlich zu fragen, wie lange er die serbischen Schweine nicht ins Land lassen wollte. Man verhinderte den König, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Milan Vidakovich reiste nach Haus zurück. Er schrie, er tobte, er fluchte. Es half ihm nichts. Die Grenze blieb gesperrt. Wenn er Montags nach Serbien hinübersah, waren weit und breit keine Bauern und keine Schweine zu erblicken.

Er fragte den Tierarzt:

„Verstehst du das, Zsiga?“

„Verfluchte Hunde sind sie alle miteinander!“ brüllte der Tierarzt, wenn niemand in der Nähe war.

Milan Vidakovich hatte sich niemals um Politik gekümmert, Er gab dem Popen, was ihm gehörte, und zahlte die Steuern, die man ihm auferlegte. Er hatte sich niemals um die Grenzen seines Vaterlandes Sorge gemacht und mit allen Leuten in bestem Frieden gelebt, mit den Serben, mit den Ungarn und mit den Deutschen, denen er die Schweine verkaufte. Aber jetzt erwachte ein dumpfer, ohnmächtiger Zorn in ihm. Er empfand die Grenzabspernung als eine Maßregel, die gegen ihn persönlich gerichtet war, um ihn zu ruinieren und zu vernichten. Als man wie gewöhnlich die Steuern von ihm verlangte, verweigerte er die Zahlung.

„Wenn die Regierung mich zum Bettler macht, darf sie auch keine Steuern von mir fordern!“ schrie er im Bewußtsein seines guten Rechts.

Da pfändeten sie seine Felder. Er mußte zahlen. Jetzt begann er sein Vaterland zu hassen, ingrimmig und verbissen und heimtückisch. Er legte die Hände in den Schoß und ließ seinen Zorn kochen, bis er gar wurde. Er hätte ja wie die Freunde irgendein anderes Geschäft beginnen können. Er hätte statt mit Schweinen mit Ochsen und Pferden handeln können. Er tat es nicht. Er trotzte mit dem Vaterland und wartete darauf, daß die Grenze wieder geöffnet würde. Die Wartezeit verkürzte er sich mit Trinken und Spielen. Er vertrank der Reihe nach seine Kukuruzfelder und seine Wein-

gärten und seine Jucker, aber sein Herz wurde immer verzweifelter und rachsüchtiger. Auch seine serbischen Schwiegersöhne waren zugrundegegangen.

Als der junge Ilija Oberleutnant geworden war, raffte sich der Vidakovich zu einem großen Entschluß auf. Er verkaufte den Rest seines Besitztums und zog mit dem wenigen Geld nach Wien zu seinem Sohn. Er wollte Rache nehmen an dem Vaterland, das sein Leben zerstört hatte. Er suchte und fand Spionageverbindungen. Es war für ihn ein berauschendes, wollüstiges Gefühl, daß er jetzt Vergeltung üben konnte.

Ilija Vidakovich war ein guter Junge, aber schwach und leichtsinnig und auf Genuß beacht. Er fühlte sich auch nicht als Österreicher, trotz der strengen Jahre in der Kadettenschule. Er trug die Uniform eines österreichischen Offiziers, ohne sich darüber weiter Gedanken zu machen. Er war ein guter Soldat, der genau seinen Dienst verrichtete, aber sein Herz war bei Weibern und Karten. Er sträubte sich zuerst mit Händen und Füßen dagegen, als der alte Vidakovich vorsichtig und behutsam mit seinen Racheplänen herausrückte. Aber der Alte hatte ein unfehlbares Mittel, ihn bald kirre und gefügig zu machen: er gab ihm kein Geld. Von seiner Gage konnte Ilija nicht leben, wie er es gewöhnt war. Er wurde sehr bald ein willenloses Werkzeug seines Vaters, der den ganzen Spionagedienst organisierte und leitete: Ilija brachte nur die Nachrichten, die anfangs kümmerlich genug bezahlt wurden; denn was konnte auch ein junger Oberleutnant verraten? Aber später wurde er schlau und verwegen und leistete immer bessere Dienste. Das Geschäft wurde mit der Zeit sehr gut, fast so gut wie der Handel mit serbischen Schweinen, und schien für ihn ganz gefahrlos zu sein, denn er trat fast nie mit seinen Auftraggebern in direkte Verbindung. Der Vater besorgte alles. Er beförderte die Nachrichten und verwaltete das Geld. Ilija wußte nie, was der Verrat eintrug, er wollte es auch nicht wissen. Er begnügte sich mit dem reichlichen Taschengeld, das der Vater ihm aussetzte.

Der alte Milan Vidakovich wohnte natürlich nicht mit seinem

Sohn zusammen. Er hauste in einem alten Gebäude am Fleischmarkt, mitten in der Stadt. Seine Wohnung lag im vierten Stockwerk und war armselig und kläglich. Sie bestand nur aus einer dunklen, schmierigen Küche und aus einem Zimmer.

In diese düstere Haus am Fleischmarkt trat Sofia Golubjew, nachdem sie den Hauptmann Heinersdorff verlassen hatte. Sie war den ganzen Weg zu Fuß gegangen, um ruhig zu werden und ihre stürmenden Gedanken zu bändigen.

Der alte Vidakovich sah vorsichtig durch das Guckfenster, bevor er öffnete. Als er die Golubjew erkannte, zerfloß er in Demut und Ehrerbietung.

„Der Herr segne Ihren Eintritt“, sagte er unterwürfig und schloß sorgsam die Wohnungstüre ab.

Sie trat in das Zimmer, das nach kaltem Zigarettenrauch und nach dem Qualm der blakenden Petroleumlampe stank, und rief nervös:

„Öffnen Sie das Fenster! Es ist ja hier nicht zum Aushalten.“

Er öffnete gehorsam das Fenster.

Sie setzte sich nieder und starrte in die Lampe.

Milan blieb vor ihr stehen und wartete.

Endlich fragte er, neugierig und ein wenig ängstlich:

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie schien ihn nicht zu hören. Sie dachte angestrengt nach

Nach einer Weile wiederholte er seine Frage.

Sie befahl:

„Holen Sie Ihren Sohn.“

Er fragte erschreckt:

„Ist etwas geschehen?“

„Holen Sie Ihren Sohn. Ich muß mit ihm sprechen.“

Er zauderte.

„Ich weiß nicht, ob er zu Haus ist.“

„Er ist zu Haus.“

Er zog langsam seinen Rock an.

Sie rief unwillig:

„Beeilen Sie sich ein bißchen! Nehmen Sie ein Auto.“

Vidakovich war fest entschlossen, kein Auto zu benutzen. Er würde nicht so dumm sein, durch solche Luxusausgaben Verdacht zu erregen.

„Er soll sofort hierher kommen, aber sofort. Ich warte hier. Sie brauchen ihn nicht zu begleiten, ich habe mit ihm allein zu sprechen.“

Er zitterte vor Wut.

„Haben Sie mich verstanden?“

„Ich habe verstanden.“

Milan Vidakovich ging weg, seinen Sohn zu suchen.

7.

Jeden Freitag kam Hauptmann Heinersdorff mit einigen Freunden und Bekannten in einem alten, gemütlichen Spießerkaffeehaus der inneren Stadt zusammen. Es war ein verräuchertes, niedriggewölbtes Lokal aus der guten alten Zeit, anspruchslos und bescheiden und ohne Musik. Tagsüber kamen die kleinen Geschäftsleute aus der Umgebung hierher, um ihren schwarzen Kaffee zu trinken oder einen kurzen Nachmittagstarock zu spielen, der mindestens drei Stunden dauerte. Die andern Stammgäste waren pensionierte höhere Offiziere, alte, unzufriedene Hofräte, griesgämige Oberrechnungsräte und ähnliches verbittertes und morsches Menschengerümpel. Nachts war das Kaffeehaus gewöhnlich leer und einsam. Immer war nur eine Gesellschaft da. Freitag waren es die Offiziere, an einem anderen Tag Maler, dann wiederum Ingenieure oder Magistratsbeamte. Wenn jemand zufälligerweise nachts in das Kaffeehaus trat, mußte er den Eindruck haben, daß er in eine geschlossene Gesellschaft geraten sei. Aber es kam niemand. Nur die Einspännerkutscher, deren Standplatz an der Straßenecke war, stampften ab und zu herein, um sich ein großes Glas schwarzen Kaffee, mit Rum „gespritzt“, zu holen.

Als Heinersdorff in das Kaffeehaus trat, es war zwei Tage nach dem Besuch der Golubjew, fand er schon die ganze Runde versammelt. Man liebte und schätzte ihn in diesem Kreis als einen der zuverlässigsten und hoffnungsvollsten jungen Offiziere und machte ihm Vorwürfe wegen seines späten Kommens.

Major Homann sagte entschuldigend:

„Ihr vergeßt immer, Herrschaften, daß Heinersdorff Bräutigam ist.“

Da wurden alle nachsichtig und verziehen ihm.

Die Gesellschaft bestand mit Ausnahme von zwei Zivilisten nur aus Offizieren, die durchweg dem Generalstab angehörten. Bloß der Rittmeister Jenö von Faludi diente bei der Truppe. Die Generalstäbler, die um den runden Tisch herum saßen, gaben fast ein Bild im kleinen der vielfältigen Volksstämme, denen das Donauraum Heimat und Vaterland war. Hauptmann Woldrich war ein Tscheche, Major Homann ein Deutschböhme, Hauptmann Frankhauser ein Tiroler, Major Malinowski ein Pole, Hauptmann Cimonega stammte aus Görz und Heinersdorff aus Oberösterreich.

Die Zivilisten waren Karl Schrottwinkel, ein reichbegabter Maler, der zugleich der blutigste und kampflustigste Reserveoffizier der österreichisch-ungarischen Armee war, und der Regierungsrat Dr. Franke. Dr. Franke arbeitete im Prebureau des Auswärtigen Amtes und galt als die rechte Hand des Ministers. Er war einer der fähigsten Journalisten und vielleicht der beste Kenner der labyrinthisch verzweigten Fäden und der geheimnisvollen Strömungen und Gegenströmungen, die vereinigt das unentwirrbare Rätsel der österreichischen Politik bilden. Dr. Franke war ein kleiner, bartloser Mann, dessen häßliches Gesicht von zwei unerhört klugen Augen wundersam verschönt wurde. Er war so bescheiden, daß er errötete, wenn jemand unvermutet „Herr Regierungsrat“ zu ihm sagte, und er konnte böse werden, wenn man ihn ahnungslos nach seinen Orden fragte, die überreich und lästig auf seine schmächelige Brust herabsanken.

An diese Abend war Dr. Franke wieder wie gewöhnlich der

Zielpunkt aller Angriffe. Man machte ihn für die ganze Politik der Monarchie verantwortlich.

Der Maler Schrittwinkel sagte mit dröhnender Stimme:

„Wenn das so weiter geht, kann man mit Dr. Franke nicht mehr an einem Tisch sitzen.“

Hauptmann Woldrich erklärte:

„Also das ist schon wahr, wenn man eure offiziellen Artikel liest und alle die Reden und Exposés, dann dreht sich einem der Magen im Leib um.“

Major Malinowski höhnte:

„In der Delegation wird den Herrschaften erzählt, daß unsere Beziehungen zu Rußland so rosig sind wie nie zuvor. Und da sitzen würdige, alte Herren mit langen Bärten und hören sich das ruhig an, ohne Lachkrämpfe zu bekommen!“

„Wozu rüsten wir eigentlich,“ fragte Frankhauser, „da wir doch niemals und um gar keinen Preis einen Krieg zu führen gedenken? Erklären Sie mir das, Dr. Franke! Warum schickt man nicht einfach die ganze Armee nach Haus und errichtet statt dessen eine Miliz?“

Der Regierungsrat lächelte sehr schlau.

„Mit Generalstabspolitik läßt sich auf die Dauer kein Land der Erde regieren“, sagte er höflich.

„Natürlich, selbstverständlich,“ stimmte ihm Heinersdorff bei, „wir wollen und sollen auch keine Politik treiben, dazu seid ihr ja da. Aber was seit Jahren bei uns geschieht, das versteht kein Mensch. Wenn ihr nur ein bißchen weniger behutsam wäret, würde Rußland nicht so ungeniert auf die Zersetzung unseres Vaterlandes hinarbeiten.“

„Das Unglück ist eben, daß die Leute, die bei uns am Ruder sitzen, keine Ahnung haben, wo Gott wohnt“, rief der Maler. „Wir brauchen statt der glatten Hofleute einen starken, derben Kerl, der einmal anständig den Mund aufmacht.“

„Sie glauben doch nicht ernstlich, mein lieber Schrittwinkel,“ antwortete Dr. Franke überlegen, „daß bei uns ein Minister die

Politik bestimmt. Bei uns repräsentieren die Herren bloß und vertreten Meinungen, die nicht die ihrigen sind.“

„Das ist doch klar,“ sagte Hauptmann Woldrich, „jetzt wird eben andauernd in Frieden gemacht, Frieden um jeden Preis. Ob jetzt der Minister Peter Zapfl oder Adolf Mayer heißt, das ist ganz wurscht, die Beziehungen sind eben rosig. Da kannst nicht dagegen machen, lieber Freund.“

Jetzt nahm Major Homann, der bis dahin schweigend zugehört hatte, das Wort:

„Ihr sei natürlich gegen den Frieden und schreit immer bloß Krieg! Krieg! Ich bin gewiß auch kein schlechter und feiger Soldat, aber ich sage euch: Der schwächste Frieden ist besser als ein siegreicher Krieg.“

Major Malinowski sagte:

„Du sprichst wie ein Sozialistenhäuptling!“

„Die Waffen nieder!“ rief Schrottwinkel.

„Wir wollen uns nicht missverstehen“, fuhr Major Homann fort. „Ich meine nur, ihr sagt Krieg, ohne so richtig nachzudenken, was das bedeutet. Ihr habt keine Ahnung, Herrschaften, was heute Krieg heißt. Ich weiß es. Ich habe den Krieg gesehen. Ich war bei Kirkkilisse und bei Lüle-Burgas, als einfacher Schlachtenbummler, und ich sage euch, als Offizier, dem niemand Feigheit zutrauen wird, sage ich euch: mein Herz erbebte vor Grauen.“

Einen Augenblick schwiegen sie alle. Dann sagte Heinersdorff:

„Du hast gewiß recht, Homann. Wir denken uns oft gar nichts dabei, wenn wir jung und ungestüm Krieg schreien. Aber wir müßten ja an allem verzweifeln, wenn wir die Hoffnung auf das Recht der Selbstverteidigung aufgeben sollten. Wir werden ja nie einen Krieg führen, außer es gilt, unsere Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen. Aber der Gedanke, daß unser schönes Vaterland jemals eine russische Provinz werden sollte, ist doch grässlicher und qualvoller als der allerschrecklichste Krieg, das wirst du mir wohl zugeben.“

„Das muß ich dir wohl zugeben.“

„Es würde vielleicht genügen,“ meinte Dr. Franke vorsichtig und leise, „wenn wir einmal, nur einmal einen schärferen Ton anschlagen, ganz ohne Rücksicht auf alle möglichen Konsequenzen. Ich glaube, schon das könnte uns retten. Die Sprache eines ruhigen, aber selbstsicheren Machtbewusstseins wird in Rußland immer noch am ehestens verstanden.“

„Ja, warum spricht niemand bei uns dieses erlösende Wort?“ rief Hauptmann Frankhauser ganz verzweifelt. „Warum denn nicht?“

Der kleine Dr. Franke zog langsam die Schultern hoch und presste seine Lippen fest aufeinander.

In diesem Augenblick trat Oberleutnant Vidakovich in das Kaffeehaus. Er hatte sich seit einigen Monaten bemüht, Eingang in die Gesellschaft der Generalstäbler zu finden, allerdings ohne großen Erfolg. Man empfand ein unerklärliches und durch nichts begründendes Mißtrauen gegen ihn, das um so stärker wurde, je weniger Oberleutnant Vidakovich die deutliche Ablehnung seiner Person zu fühlen schien. Man behandelte ihn kühl und reserviert, man hörte zu sprechen auf, wenn er sich an den Tisch setzte. Einmal hatte Major Homann sogar ostentativ bei seinem Erscheinen den Zahlmeister gerufen, aber nichts half, Vidakovich ließ sich nicht abschütteln.

Auch heute stand Dr. Franke vom Tisch auf, als der Oberleutnant in der Tür erschien, und verabschiedete sich von den Herren.

Major Malinowski erklärte, nicht allzu leise:

„Wir werden ns ein anderes Kaffeehaus suchen müssen. Die Sache ist auf die Dauer langweilig.“ Der Unwille der Offiziere wuchs, als sie bemerken mußten, daß der Oberleutnant Vidakovich heute nicht ganz nüchtern war. Er hatte gläserne Augen und lachte stupid, als er um die Erlaubnis bat, am Tisch Platz nehmen zu dürfen.

Rittmeister Faludi konnte sich nicht enthalten, ihm zuzurufen:

„Du solltest lieber schlafen gehen, Vidakovich!“

„Warum denn, lieber Freund, ich bin noch gar nicht schläfrig.“

Niemand sprach ein Wort.

Vidakovich rief den Kellner und bestellte ein Glas Kognak.

Hauptmann Woldrich sagte zu dem Kellner:

„Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen gleich zahlen, lieber Franz.“

„Ich auch“, schloß sich ihm Major Homann an.

Dann fragte er Heinersdorff:

„Kommst du mit?“

„Ja.“

„Die Herren haben es aber heute eilig“, sagte Vidakovich harmlos.

Als der Kellner zu Heinersdorff trat, sagte dieser leise:

„Ich kann ja später zahlen, bedienen Sie vielleicht zuerst den Herrn Oberleutnant.“

„Bitte sehr, Herr Hauptmann.“

Vidakovich fragte Heinersdorff, ganz beiläufig und lächelnd:

„Sag' einmal, Heinersdorff, wer war denn eigentlich die schöne Dame, mit der du Samstag in der Oper warst?“

Der Hauptmann wurde ein wenig blaß.

Die Herren am Tisch warteten gespannt auf seine Antwort.

„Du irrst“, sagte Heinersdorff, „ich war mit keiner Damen in der Oper.“

„Ich sah dich doch“, behauptete der Oberleutnant. „Ich war im Stehparterre.“

„Die Dame, die du in der Loge gesehen hast, war mir ganz und gar fremd“, erklärte Heinersdorff sehr bestimmt.

„Na, na“, zweifelte Vidakovich.

Der Hauptmann sagte, mehr zu den Herren sein Gesellschaft als zu dem Hauptmann:

„Ich kaufte einen Logensitz und wurde dadurch der Nachbar einer mir fremden Dame.“

„Warum leugnest du eigentlich?“ Fragte Vidakovich liebenswürdig. „Hast du vielleicht Angst, daß ich dich bei deinem Fräulein Braut vertratsche?“

Heinersdorff hielt zitternd an sich. Nur Ruhe, dachte er, nur Ruhe! Er erriet mit einem Schlag, von welcher Seite dieser vergiftete Pfeil kam.

Major Homann sagte energisch:

„Unterlassen Sie doch solche Scherze, Herr Oberleutnant!“

„Jetzt möchte ich aber doch wissen,“ fuhr Vidakovich unbeirrt und hartnäckig fort, „worüber du dich mit der fremden Dame so angelegentlich unterhalten hast.“

Heinersdorff erklärte gelassen:

„Ich denke, wir beendigen dieses unangenehme Gespräch.“

„Warum denn unangenehm?“ lachte der Oberleutnant tückisch. „Hast du am Ende gar ein bißchen Spionage getrieben?“

Das Gesicht des Hauptmanns flammte aus. Er griff nach dem Wasserglas, das vor ihm stand, um es an der Stirne des Gegners zu zerschmettern. Ich muß mich beherrschen, dachte er mit übermenschlicher Selbstbeziehung und zerdrückte das Glas zwischen seinen bebenden Fingern.

Alle Herren, die am Tisch waren, sprangen auf. Nur Oberleutnant Vidakovich und Heinersdorff blieben sitzen. Endlich stand auch Heinersdorff auf und sagte ruhig und eiskalt:

„Es ist eine Schmach, daß du noch des Kaisers Rock tragen darfst.“

Vidakovich lächelte höhnisch.

Dann erhob er sich, warf ein Geldstück auf seinen Teller, machte eine kurze Verbeugung und ging, ein wenig schwankend, zur Tür hinaus.

Die Herren sahen einander erstaunt und ratlos an. Sie begriffen nicht, was diese unverständliche Provokation bedeuten sollte.

„Der Mensch war betrunken“, sagte Major Malinowski.

„Ich glaube, er war nüchtern genug, um zu wissen, was er redete“, meinte Rittmeister Falbudi.

„Ich muß sagen, ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung, Herr Hauptmann“, rief der Maler. „Ich hätte den Kerl erdrosselt oder erschlagen.“

„Sie haben es auch ein wenig leichter“, antwortete Heinersdorff mit einem leisen lächeln.

„Das einzige Gute an der ganzen Geschichte ist nur,“ erklärte Malinowski, „daß wir jetzt das Lokal nicht wechseln müssen. Der Mensch wird nicht mehr hierher kommen.“

„Peinlich ist die Affäre immerhin“, meinte Hauptmann Cimonega. „Du weißt, wie ungern man bei uns Duellen sieht.“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete Frankhauser nicht ohne Bitterkeit, „aber wenn man sich nicht schlägt, wird man einfach gespritzt.“

Hauptmann Woldrich nahm das Wort:

„Regt euch nicht auf, Herrschaften, dem Vidakovich fällt es nicht im Traum ein, Heinersdorff zu fordern. Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, weiß er überhaupt von gar nichts mehr, Und Heinersdorff hat keine Veranlassung, einen Ehrenhandel aus der Sache zu machen. Er hat ihm seine Meinung gesagt, und damit basta.“

„Und wir können auch ruhig nach Haus gehen“, sagte Major Malinowski du zog seinen Mantel an.

Als Heinersdorff allein mit Major Homann durch die nachts stillen Gäßchen der inneren Stadt marschierte, fragte der Major:

„Kannst du mir die Geschichte erklären?“

„Was gibt es da zu erklären?“

„Ich kann mir nicht helfen,“ fuhr der Major fort, „die ganze Sache macht auf mich den Eindruck, als ob sie bestellt worden wäre.“

„Das mag schon sein.“

„Wer hat ein Interesse daran, dich in Ehrenhandel zu verwickeln?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Heinersdorff zögernd.

„Eine Frau vielleicht? Aus Eifersucht?“

„Ich habe noch keinen festen Anhaltspunkt. Waten wir, bis es Tag wird.“

„Wie du willst.“

Sie gingen schweigend weiter.

8.

Heinersdorff lief während dieser Nacht viele Kilometer in seinem Arbeitszimmer ab. Je länger er über die Herausforderung des Oberleutnants nachdachte, desto klarer wurde er ihm, daß Vidakovich nur das Werkzeug war, das von der Golubjew gelenkt wurde. Der Plan war teuflisch angelegt. Sie wollte ihn dort verletzen, wo er am empfindlichsten war. Sie rechnete wahrscheinlich gar nicht mit seinem Tod, denn ein Duell ist ja immer eine unsichere Sache, aber sie wollte ihn offenbar zwingen, seiner Braut von den Ereignissen jener Nacht Mitteilung zu machen. Wenn er sich schlug, mußte er Hedwig sagen, warum er in das Duell ging. Er mußte sagen, daß er wegen einer Frau sein Leben aufs Spiel setzte. Auch wenn er heil und gesund aus dem Duell kam, mußte er die Wahrheit erzählen und das Herz seiner Braut vergiften. Er mußte, er mußte, wie immer er auch die Sache drehte, weil die Golubjew es so wünschte.

Er zitterte, in ohnmächtiger, hilfloser Wut. Er sah keinen Ausweg. Die einzige Möglichkeit der Rettung war, daß Vidakovich ihn nicht forderte. Vielleicht war er wirklich so betrunken gewesen, daß er beim Erwachen von den Vorfällen der Nacht nichts mehr wußte. Heinersdorff fühlte, daß diese Hoffnung trügerisch war. Die Beleidigung war nur provoziert worden, um einen Kampf herbeizuführen. Aber schließlich war es ja eine bloße Vermutung, daß die Golubjew hinter Vidakovich stand, eine Vermutung, die durch nichts zu begründen war. Wenn aber der Oberleutnant wirklich im Auftrag der Golubjew handelte, dachte er weiter, dann mußte Vidakovich in einer sonderbaren Abhängigkeit von der Russin stehen, die näher zu ergründen sehr interessant wäre.

Ich bin wahnsinnig, sagte er sich, ich baue ein Haus auf, das kein Fundament hat. Ich habe nicht den geringsten Beweis für

meine lächerlichen Schlüsse. Ich weiß nicht einmal, ob Vidakovich eine Ahnung von der Existenz der Golubjew hat. Wer könnte sagen, was in bewogen hat, mich anzugreifen? Vielleicht gefiel ihm meine Rase nicht. Vielleicht habe ich ihn irgend einmal verletzt, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wer weiß? Aber es ist immerhin bitter für mich, daß ich mit dem Oberleutnant Vidakovich kämpfen soll. Wer ist der andere? Ein Desperado. Was hat er zu verlieren? Nichts. Was habe ich zu verlieren? Alles.

Er machte vor dem Bücherschrank halt und suchte Gracians „Handorakel“ hervor. Dunkel erinnerte er sich eines Absatzes, der auf seine Lage paßte.

Er fand sehr bald, was er suchte:

„Mann soll sich nicht mit dem einlassen, der nichts zu verlieren hat, denn dadurch geht man einen ungleichen Kampf ein. Der andere tritt sorglos auf, denn er hat die Scham verloren, ist mit allem fertig geworden und hat weiter nichts zu verlieren. Daher wirft er sich zu jeder Ungebührlichkeit auf. So schrecklicher Gefahr darf man nicht seinen unschätzbaren Ruf aussetzen, der so viele Jahre zu erwerben gekostet hat und jetzt in einem Augenblick verloren gehen kann, indem ein einziger schmachlicher Unfall so vielen heißen Schweiß vergeblich machen würde.“

Heinersdorff ließ das Buch sinken.

Du bist ein schlauer und weltkluger Mann gewesen, sagte er, mein guter Balthasar Gracian! Du hast recht in vielem, aber mir kann deine Jesuitenweisheit doch nicht helfen. Du predigst halbe Wahrheiten, mein lieber Alter. Man soll sich nicht mit dem einlassen, der nichts zu verlieren hat. Schön. Gut. Ich bin ganz deiner Meinung. Aber was machst du, wenn der Nichtsverlierer sich mit dir einläßt? Was machst du da? Sprich, du Schlaukopf!

Balthasar Gracian gab keine Antwort.

Heinersdorff stellte mit einem Seufzer das „Handorakel“ zurück und öffnete das Fenster. Die Frühlingsluft war herb und feucht. An dem blassen Himmel standen matt und glanzlos die Sterne. Die alten Praterbäume knarrten im Märzwind.

Heinersdorff hatte ein bitteres Gefühl von Einsamkeit.

Diese Nacht schenkte ihm einen schönen Traum. Er fuhr an einem wunderbar stillen Sommertag mit einem Zweidecker durch die unbewegte Luft. Die Erde war verschwunden, und die Städte und die Flüsse und die letzten Lerchen lagen unter einer Nebeldecke. Der Himmel wölbte sich immer blauer und weiter, je höher man stieg.

„Fürchtest du dich, Liebste?“ fragte er, denn Hedwig Buschgart sah hinter ihm.

„Ich höre die Engel singen“, jauchzte sie.

„Wir wollen noch höher.“

„Immer höher, Geliebter!“

„Wir sind ganz allein auf der Welt!“ schrie er, aber es klang nur wie ein leises Flüstern.

„Wir sind nicht hoch genug, mein Liebster“, flüsterte sie, aber es klang wie der Schrei der ganzen Menschheit.

Sie begannen zu sinken.

„Wir wollen doch noch höher“, klagte sie.

„Wir müssen zur Erde zurück“, sagte er, und seine Stimme war hart und unerbittlich.

Da schwieg sie still.

Die ersten Lerchen kamen, Kirchturmspitzen stachen in die Luft, in den Talmulden lagen kleine Dörfer, durch die grünen Wiesen strömten eilige Bäche, und über die gelben Äcker beugten sich winzige Menschen und arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts.

Nun landeten sie in einem purpurroten Feld.

„Wo sind wir?“ fragte sie zaghaft.

„In Vaters Land“, sagte er stolz und hochgemut.

Sie warf sich auf den Boden und küßte die Erde.

Er hob sie auf und nahm sie in seine Arme.

„Das dank' ich dir, du Starker“, jubelte sie.

Dann kam plötzlich der General Buschgart mit langen Schritten über das Feld gestieft und rief:

„Ich dachte schon, ihr kämet überhaupt nicht mehr zurück.“

„Jetzt bleiben wir immer hier“; schmeichelte Hedwig.

Und ganz leise sagte sie dem Geliebten ins Ohr:

„In Vaters Land.“

General Buschgart lachte fröhlich und schrie wie ein ausgelassener kleiner Junge:

„Jetzt wollen wir aber schnell ein wenig Musik machen.“

Heinersdorff erwachte mit einem Lächeln auf den Lippen. Wie komisch der alte General ausgesehen hatte, als er über das Feld kam.

Durch das Fenster fiel warmer Frühlingssonnenschein in das Zimmer. Bei Tag war alles nicht so schlimm, wie es ihm in den schwarzen Stunden der Nacht erschienen war. Heinersdorff begriff jetzt nicht, worüber er sich so schwere Sorgen gemacht hatte. Er öffnete das Fenster. Die Luft war weich und zärtlich, roch nach junger, feuchter Erde und nach Wiesen, die noch nicht blühten. Der Himmel war blank und hoch und von kleinen, weißen Schäfchenwolken umrahmt.

Heinersdorff hatte die Lösung gefunden, die einzig mögliche, die einzig richtige. Er wird Hedwig alles sagen. Sie wird ihn verstehen, sie muß ihn verstehen, denn eine Frau, die liebt, verzeiht alles. Und wenn Hedwig von seiner Not weiß, dann kann er über die Golubjew und über den dummen Oberleutnant Vidakovich mitleidig lachen.

Er war so selig über den Entschluß, den sein morgenstarkes Herz gefaßt hatte, daß er den Nachmittag nicht erwarten konnte, um zu Hedwig hinauszufahren.

Aber als er endlich langsam und gedankenvoll die stille Masingstraße hinaufging, lag es wie Blei in seinen Beinen. Die Zuvorsicht der Morgenfrühe war verschwunden. Sein Herz klopfte, und das Blut brauste durch die Schläfen. Es war ein schwerer Gang. Wie ein armer Hund, der Prügel erwartet, schlich er die gelbe Mauer des Schönbrunner Parks entlang.

Hedwig Buschgart saß am offenen Fenster und stickte. Immer,

wenn er kam, zog ein Leuchten über ihr ernstes Gesicht.

„Heute bist du aber zeitig da“, rief sie glückstrahlend.

„Ich kann ja wieder gehen und später kommen“, versuchte er zu scherzen.

„Du!“ sagte sie zärtlich und ergriff seine Hand, als wollte sie ihn festhalten.

Er erzählte ihr den Traum der Nacht.

„Das ist ein ganz dummer Traum“, erklärte sie.

„Warum denn?“

„Weil ich nie fliegen würde.“

„Auch mit mir nicht?“

„Sei nicht böse, Liebster, auch mit dir nicht. Ich hätte viel zu viel Angst.“

„Angst?“

Sie schauerte zusammen.

„Ja, Angst, Angst um dich.“

Wie soll ich es ihr erzählen? dachte er verzweifelt.

„Ich wundere mich, daß dir das Stocken so viel Freude macht, Hedwig.“

„Magst du es nicht, wenn ich sticke?“

Sie wollte die Arbeit weglegen. Er hinderte sie daran.

„Nein, bitte, stick' doch, ich habe ja nur so gefragt.“

„Ich sticke gern. Ich kann dabei so fein denken.“

„Hast du denn so viel zu denken?“

„Ach, schrecklich viel!“

„Was denn?“

Sie zögerte ein wenig, dann antwortete sie mit einem scheuen Lächeln:

„Ich denke immer an dich.“

Sie beugte den Kopf über den Stickrahmen.

Er dachte: Wie kann ich ihr von Sofia Golubjew erzählen! Wie darf ich diesen ganzen Schmutz vor ihr ausbreiten? Wie soll sie mich verstehen? Es ist ja Wahnsinn! Ich bringe kein Wort über die Lippen. Ich kann dieses Vertrauen nicht zerstören. Ich kann dieses

reine Herz nicht vergiften, diese unschuldige Stirne nicht beflecken. Ich kann es nicht ertragen, daß dieses liebste Geschöpf die Achtung vor mir verliert. Ich kann nicht, ich kann nicht, lieber sterbe ich.

Er starrte angstvoll auf ihr ruhiges Gesicht, das er besser kannte als alle anderen Menschengesichter.

Sie hob den Kopf und fragte:

„Warum runzelst du denn so die Stirne?“

„Ich weiß es gar nicht“, erwiderte er verlegen.

„Du siehst heute überhaupt nicht gut aus, Liebster“, sagte sie besorgt. „Du hast etwas Gequältes in deinen Augen.“

Mann kann in meinem Gesicht lesen, dachte er bestürzt.

„Hast du Ärger gehabt?“

„Nein, gar nicht, ich bin nur spät schlafen gegangen. Wir saßen lange im Kaffeehaus.“

„Wer war denn da?“

„Die gewöhnliche Gesellschaft, Homann, Woldrich, Cimonega, Malinowski, Frankhauser, Schrottwinkel, Dr. Franke, und später kam auch Vidakovich.“

Eine Stimme schrie in ihm: Sag's, sag's!

„Wer ist Vidakovich?“

Es tat ihm weh, daß sie diesen Namen in den Mund nahm.

„Ein Oberleutnant. Er kommt auch manchmal zu unserem Tisch.“

„Töschük Bey war nicht da?“

„Nein.“

„Wie geht es ihm?“

„Das weiß man nie bei ihm. Er ist immer der gleiche.“

Sie sagte nachsinnend:

„Ich mag ihn sehr gern. Ich habe solches Vertrauen zu ihm.“

Er dachte blitzschnell: Ich muß Töschük um Rat fragen. Er wird mir helfen. Er allein kann mir helfen.

„Du solltest ihn wieder einmal zu uns einladen, willst du?“

„Ja, gern, Hedwig. Er muß kommen.“

Er stand auf.
„Du willst schon gehen?“
„Ja, ich habe eine wichtige Verabredung. Deswegen bin ich ja heute früher gekommen. Ich muß gehen.“
„So geh', Liebster“, sagte sie zärtlich und reichte ihm die Hand.
„Auf Wiedersehen morgen.“
Er fuhr zu Töschük Bey. Wie hatte er ihn nur vergessen können?
Der Türke war nicht zu Hause.
Heinersdorff ließ ein paar Zeilen zurück, in denen er den Freund bat, ihn im Laufe des Abends zuverlässig zu besuchen.
Als der Hauptmann nach Haus kam, meldete ihm der Diener, daß ihn zwei Offiziere erwarteten. Er wußte, was sie brachte. Er war nicht im mindesten überrascht. In seinem Innersten hatte er auch nicht eine Sekunde lang ernstlich geglaubt, daß Vidakovich nur im Rausch gesprochen hätte und keine Konsequenzen ziehen würde. Die Golubjew schoß sicher, auch wenn man ihr die Patronen aus der Browning herausgenommen hatte.
Die beiden Herren stellten sich vor. Der eine war ein Hauptmann Engelbrecht, der andere Oberleutnant Myskiewicz. Sie waren Regimentskameraden des Oberleutnants Vidakovich.
„Wir kommen im Auftrage des Herrn Oberleutnants Vidakovich, um von Ihnen, Herr Major, Genugtuung für ihre Äußerung zu verlangen.“
Heinersdorff erklärte sehr förmlich:
„Meine Vertreter sind Major Homann und Hauptmann Cimonega, beide vom Generalstab.“
Die Offizier verbeugten sich.
„Ich darf Sie wohl bitten, meine Herren, sich erst im Laufe des morgigen Tages mit meinen Vertretern in Verbindung zu setzen, da ich die Herren instruieren muß.“
Die Offiziere grüßten und verließen die Wohnung.
Heinersdorff ging zum Telephon und lud Homann und Cimonega für den Abend zu einer Besprechung ein.

9.

Um sechs Uhr brachte der Briefträger ein Schreiben. Heinersdorff besah den Brief, es war grobes, billiges Papier, und prüfte die Schrift, die er nicht kannte. Er öffnete den Umschlag und las:

„Es ist nicht gut, mich zur Feindin zu haben.“
Sonst nichts.

Er zerknitterte den Briefbogen in ohnmächtiger Wut. Die Golubjew konnte sich nicht einmal diese kleinste Genugtuung versagen. Sie wollte keinen Zweifel übriglassen, daß sie die Fäden lenkte. Sie ließ jede Vorsicht außer acht, wenn es galt, ihn zu demütigen. Der Brief verriet übrigens gar nichts. Damit ließen sich keine Beweise konstruieren. Der Hohn dieser Zeile war nur Heinersdorff allein verständlich.

Aber dieser wortkarge, heimtückische Brief übte eine andere Wirkung aus, als die Absenderin vielleicht beabsichtigt hatte. Er ließ Heinersdorff einen Entschluß treffen, der von Minute zu Minute fester und unerschütterlicher wurde.

Ich lasse mich nicht zwingen, sagte er, im Zimmer auf und ab marschierend. Sie haben Ihre Partie noch nicht gewonnen, Madame Golubjew.

Narr, armer Narr, sprach die Vernunft zu ihm, was willst du machen? Sind dir nicht Hände und Füße gefesselt? Kannst du eherne Gesetze umstürzen?

Er schlug die Vernunft zu Boden und kämpfte um seine Freiheit, um sein Glück, um sein Leben. In dieser schweren, einsamen Stunde, die über alles entschied, sah Heinersdorff furchtlos und stark in die eiskalten, unbarmherzigen Augen des Schicksals, sah unbekümmert und stolz in die graue Weite der Zukunft und senkte den Blick nicht. Er rang mit Gott und dem Teufel und blieb Sie-

ger, weil er seinen Stolz demütigte.

Sein Entschluß stand da, fester als Eisen, stärker als Fels:

Ich schlage mich nicht!

Jetzt wurde er mit einem Male ruhig, ganz ruhig. Jetzt konnte kommen, was da wollte. Er kannte den Weg, den er zu gehen hatte, von dem er nicht einen Fußbreit mehr abirren konnte, dem er bis zum Ende folgen mußte, und führte er ihn auch nach Golgatha.

Töschük Bey kam. Er kam zu einem Mann, der mit sich einig war.

Heinersdorff reichte dem Türken die Hand und sagte:

„Ich freue mich, daß Sie hier sind.“

„Sie haben mich gerufen.“

Er hatte ihn gerufen, aber er hatte ihm eigentlich nichts mehr zu sagen. Er bedurfte keines Rats.

„Ich soll Sie von meiner Braut grüßen, Bey.“

„Ich danke.“

„Sie möchten doch wieder einmal zu uns nach Hietzing hinauskommen. Meine Braut lädt Sie ein.“

„Ich werde kommen.“

Da Heinersdorff schwieg, fragte der Türke nach einer Weile:

„Haben Sie mich deswegen gerufen, Herr Baron?“

Der Major antwortete zögernd:

„Ja und nein.“

Und schwieg wieder.

Töschük Bey fragte zart und behutsam:

„Wollten Sie mich nicht wegen Madame Golubjew um Rat fragen?“

Heinersdorff blickte ihn fassungslos an.

„Können Sie Gedanken lesen, Bey?“

„Das kann ich gewiß nicht“, antwortete der Türke lächelnd.

„Wie kommen Sie zu Ihrer Frage?“

„Eine Begegnung mit Madame Golubjew pflegt Spuren zu hinterlassen.“

Heinersdorff sagte nachdenklich:

„Sie sprechen die Wahrheit.“

Er versank wieder in Schweigen.

Der Türke zündete sich eine Zigarette an und blickte den Rauchwolken nach.

Plötzlich sprang Heinersdorff auf.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Bey. Sie sind der einzige, der alles bis aufs letzte erfahren soll.“

Er begann zu erzählen, fließend und ruhig, als berichtete er von den Erlebnissen eines andern. Er erzählte von dem Abend bei der Golubjew, von ihrem Besuch, von der Beleidigung des Oberleutnants Vidakovich und von dem erfolglosen Gang zu Hedwig Buschgart.

Nachdem Heinersdorff geendet hatte, erklärte Töschük gleichmütig:

„Die Geschichte ist sehr interessant.“

Der Hauptmann fragte ein wenig ungeduldig:

„Und welche Schlüsse ziehen Sie aus dieser ‚interessanten‘ Geschichte?“

„Erstens, daß Madame Golubjew sich wirklich in Sie verliebt zu haben scheint, und zweitens, daß der Oberleutnant Vidakovich ein russischer Spion ist.“

„An die Möglichkeit, daß die Golubjew mich liebt, habe ich nicht gedacht; aber daß Vidakovich ein Spion ist, davon bin ich beinahe überzeugt.“

„Der Oberleutnant hat Sie gefordert?“

„Ja.“

„Und Sie müssen sich mit ihm schlagen?“

„Ich muß mich mit ihm schlagen.“

Er sagte es in einem so merkwürdigen Ton, daß Töschük aufmerksam wurde.

„Ihrer Braut wolle Sie nicht die Wahrheit erzählen?“

„Ich kann es nicht.“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, das verstehe ich nicht, In diesem Punkt bin ich wahrscheinlich zu sehr Mohammedaner.“

Heinersdorff machte eine entschuldigende Handbewegung.

„Was gedenken Sie also zu tun, Herr Baron?“

„Ich werde mich nicht schlagen.“

Töschük blickte ihn erstaunt an.

„Ich dachte, Sie müssen sich schlagen.“

„Allerdings, aber ich schlage mich nicht. Ich schlage mich nicht, weil ich den Herzensfrieden meiner Braut höher stelle als alles andere, und weil ich mich von der Golubjew nicht zwingen lasse.“

Töschük fragte nach einer Weile:

„Kann es für Sie nicht sehr unangenehme Folgen haben, wenn Sie die Genugtuung verweigern?“

Heinersdorff antwortete ruhig:

„Gewiß. Ich werde meine Stellung verlieren. Ich werde meine Charge niederlegen müssen.“

„Ich dachte, Sie wären gern Soldat.“

„Ich bin mit Leib und Seele Soldat.“

„Und Sie wollen wegen so einer geringen Sache Ihren Posten verlassen?“

„Ich kann meinem Vaterlande nützen, auch wenn ich diesen Rock ausziehen muß.“

Töschük Bey überlegte eine Weile und sagte dann:

„Da Sie beschlossen haben, sich nicht zu schlagen, so kann man die Angelegenheit vielleicht von einer andern Seite anpacken.“

Heinersdorff sah ihn fragend an.

„Ihre Gesetze verlangen doch nicht, daß Sie sich mit einem Unwürdigen schlagen?“

„Gewiß nicht.“

Töschük Bey lächelte.

„Dann ist es ja ganz leicht.“

„Wieso?“

„Sie erklären, daß Vidakovich ein Spion ist.“

„Ich denunziere nicht“, sagte Heinersdorff stolz.

„Wenn Sie einen Spion entlarven, der Ihr Vaterland schädigt, so ist das keine Denunziation, sondern ein Verdienst.“

„Ich kann nicht auf eine bloße Vermutung hin einen österreichischen Offizier als Spion bezeichnen.“

Töschük entgegnete, ganz sicher und selbstbewußt:

„Ich werde Ihnen die Beweise erbringen.“

Heinersdorff blickte ihn zweifelnd an.

„Bis morgen können Sie mir keine Beweise bringen, lieber Bey.“

„Bis morgen allerdings nicht.“

„Und übermorgen ist alles zu spät. Sie sehen, mein Lieber, mir ist nicht zu helfen. Lassen wir dem Schicksal seinen Lauf.“

Der Türke lächelte:

„Mit andern Worten, ich kann jetzt gehen.“

„Sie wissen sehr gut, Bey, daß ich das nicht sagen wollte.“

Töschük legte begütigend die Hand auf seine Schulter.

„Natürlich! Trotzdem muß ich gehen, da ich Ihnen ja doch nicht helfen kann.“

Er stand eine Weile sinnend da und sagte dann:

„Verzeihen Sie, Herr Baron, aber ich werde die Empfindung nicht los, daß das, was Sie zu tun im Begriffe sind, irgendwie falsch und schief ist.“

„Wieso?“

„Wenn Sie Ihren Rang ablegen, müssen Sie Ihrer Braut ja doch alles erzählen.“

Heinersdorff stutzte eine Sekunde lang.

„Nein, ich brauche dann nur zu sagen, daß ich mich geweigert hätte, einem Unwürdigen Genugtuung zu geben. Wenn ich mich aber schlage, hat meine Braut ein Recht, zu fragen, warum ich mich schlage.“

Töschük erwiderte höflich:

„Das sind Nuancen, die ich nicht verstehe, aber Sie werden wohl recht haben.“

„Man hat nie recht, ohne nicht gleichzeitig irgendwie im Un-

recht zu sein“, sagte Heinersdorff bedrückt „Das ist Menschenlos.“

Töschük ergriff die Hand des Freundes und sprach fast feierlich:

„Sie sind ein Mann, Baron Heinersdorff, denn Sie haben die Kraft des Ausharrens.“

Der Hauptmann antwortete mit einem zweifelnden Lächeln:

„So wäre ich auf dem edlen Pfad der zehnten Sure, die da sagt, daß Allah der beste Richter ist.“

„Wir wollen die Religion aus dem Spiel lassen“, sagte der Türke abwehrend.

Eine halbe Stunde, nachdem Töschük Bey weggegangen war, kamen Major Homann und Hauptmann Cimonega.

„Der Mensch hat dich also wirklich gefordert?“ rief Cimonega.

„Wer sind seine Vertreter?“ fragte Homann.

„Hauptmann Engelbrecht und Oberleutnant Myskiewicz.“

„Ich kenne keinen der beiden Herren.“

Cimonega sagte:

„Hauptmann Engelbrecht ist mir bekannt. Er ist ein ruhiger, vernünftiger Mensch.“

Heinersdorff bot den Kameraden Kognak an und reichte ihnen Zigaretten.

„Ich habe euch zu mir gebeten, um zu fragen, ob ihr meine Vertretung übernehmen wollt.“

„Das ist doch selbstverständlich“, antworteten sie gleichzeitig.

„Euer Wort gilt noch nicht“, erklärte Heinersdorff. „Ihr müßt erst alles wissen, ehe ihr ‚ja‘ sagt.“

Die beiden Offiziere blickten ihn neugierig an.

„Also hört! Ich habe den Entschluß gefaßt, den unabänderlichen, durch nicht zu erschütternden Entschluß gefaßt, mich mit dem Oberleutnant Vidakovich nicht zu schlagen.“

„Bist du wahnsinnig geworden?“ fragte Homann entsetzt.

„Da kannst du dir ja gleich eine Kugel durch den Kopf schießen“, rief Cimonega.

Heinersdorff hielt ruhig den Ansturm seiner Freunde aus.

„Warum willst du dich nicht schlagen?“ fragte Homann.

„Weil ich einem Menschen, dem ich im vollen Besitz meiner geistigen Kräfte ins Gesicht gesagt habe, daß er unwürdig wäre, des Kaisers Rock zu tragen, keine ritterliche Genugtuung gebe.“

„Du erklärst also den Oberleutnant Vidakovich für satisfaktionsunfähig“, sagte Cimonega.

„Schön, das ist ein Standpunkt“, erklärte Major Homann.

„Womit begründest du die Satisfaktionsunfähigkeit? Es genügt doch nicht, zu sagen: Ich schlage mich mit dem Herrn nicht, weil er satisfaktionsunfähig ist.“

„Ich kann es heute in keiner Weise begründen.“

„Das ist eine schlimme Geschichte“, sagte Cimonega.

„Was wirfst du dem Vidakovich vor?“ fragte Homann. „Uns, deinen Sekundanten, mußt du doch die Wahrheit sagen.“

Heinersdorff antwortete mit fester Stimme:

„Ich behaupte, daß der Oberleutnant Vidakovich ein Spion ist.“

Die Offiziere starrten ihn fassungslos an.

„Du behauptest, daß Vidakovich – –“

„Ja, das behaupte ich. Noch mehr, ich bin überzeugt davon, aber ich kann es kaum beweisen, nicht heute und nicht morgen. Die Zukunft wird es beweisen.“

Die Kameraden überlegten.

Major Homann meinte nachdenklich:

„Wenn ich aufrichtig bin, so muß ich sagen, daß ich gefühlsmäßig schon seit einiger Zeit den Verdacht, den du ausgesprochen hast, gegen Vidakovich habe.“

„Kannst du uns gar keinen Anhaltspunkt für deinen Verdacht geben?“ fragte Cimonega.

„Meine Anhaltspunkte sind nicht handgreiflich genug. sonst würde ich sie ja allein ausnutzen, da mein Schicksal auf dem Spiel steht.“

Alle schwiegen.

Dann ergriff Heinersdorff das Wort:

„Und jetzt, da ihr alles wißt, frage ich euch, ob ihr meine Vertretung übernehmen wollt.“

„Das ist doch selbstverständlich“, erklärten die Kameraden.

Heinersdorff drückte ihnen die Hand.

„Ich danke euch.“

„Wir werden also morgen den Vertretern des Oberleutnants Vidakovich erklären“, sagte Major Homann, „daß du es ablehnst, ihm ritterliche Genugtuung zu geben.“

„Jawohl, ohne Angabe von Gründen.“

„Und wenn die Sache vor den Ehrenrat kommt“, frage Cimonega, „wirst du auch dann nicht sagen, warum du den Oberleutnant Vidakovich für satisfaktionsunfähig hältst?“

„Wenn ich nicht mehr weiß als heute, – nein.“

„Das ist Wahnsinn, Heinersdorff!“ rief Cimonega.

„Das ist Klugheit. Ich muß einen unwiderleglichen Beweis in der Hand haben, wenn ich einen österreichischen Offizier als Spion bezeichne, sonst verschlimmere ich nur meine Lage. Außerdem warne ich dadurch Vidakovich, und der Schuft entgeht seiner Strafe.“

„Ich muß dir recht geben“, antwortete Major Homann mit gepresster Stimme. Er sprang auf, packte Heinersdorff bei den Schultern und fragte schmerzzerfüllt:

„Mensch! Mensch! Weißt du auch, was du tust? Hast du alles bedacht?“

Heinersdorff erwiderte fest und entschlossen:

„Ich weiß alles. Ich habe alles genau überlegt, lieber Freund.“

„Du willst uns verlassen? Willst des Kaisers Rock ausziehen?“

„Ich muß, Kameraden.“

Ein wilder Schmerz durchzuckte plötzlich sein Herz. Das Wasser stieg ihm in die Augen. Er wendete sich ab und trat zum Fenster, um den Freunden nicht zu zeigen, wie weh ihm zumute war.

Die beiden Offiziere starrten totenbleich in die Luft und wagten nicht, sich anzusehen. Sie preßten knirschend die Zähne aufeinander, um ihre jammervolle Schwäche zu unterdrücken.

Major Homann sagte verhalten und scheinbar gleichgültig:

„Noch ist nicht alles verloren. Vielleicht gelingt es uns, den Oberleutnant Vidakovich bis zur Ehrenratssitzung seines Verrats zu überführen, denn ein Spion ist er, das fühle ich, das weiß ich.“

Heinersdorff sah ihn an, mit einem trüben, hoffnungslosen Blick.

„Ich zweifle daran, Kameraden.“

Da sagte Major Homann, und jeder Muskel zuckte in seinem harten, dunklen Gesicht:

„Es wird für dich vielleicht zu spät sein, aber das schwöre ich dir: Wir werden den Schuft ausspüren, wir werden ihn treiben und jagen, wie noch nie ein Mensch gejagt worden ist. Mit allen Hunden werden wir ihn hetzen, nicht Tag und nicht Nacht werden wir ruhen, ehe wir ihm nicht die goldenen Sterne vom Kragen reißen und seinen zerbrochenen Säbel vor die Füße werfen können. Das schwöre ich!“

„Das schwören wir!“ wiederholte Hauptmann Cimonega.

10.

Bittersüße Tage kamen für Heinersdorff. Die Stunden, die er im Amt verbringen mußte, waren ihm eine Qual. Er hatte hier nach menschlicher Voraussicht in Bälde nichts mehr zu suchen. Er wußte, daß er abtreten mußte, falls ihm nicht ein ungeheurer Zufall zu Hilfe kam, ein Zufall, and den er nicht glauben konnte. Er machte sich in diesen schmerzlichen Tagen mit dem Gedanken des Abschiednehmens vollkommen vertraut. Was er nachher beginnen wollte, daran vermochte er noch nicht zu denken. Es war schwer genug, das Gefühl zu ertragen, daß man alles verlassen mußte, was Ziel und Lebenszweck war.

So quälend die Stunden des Dienstes waren, so selig strahlten die Nachmittage. Er fuhr, sobald er nur konnte, nach Hietzing zu seiner Braut. Leuchtend und sonnentrunken war der junge Früh-

ling eingezogen. Jeden Tag wurde der Himmel blauer, die Luft weicher und die Sonne heißer. Ein Frühlingstau mel hatte die ganze Stadt ergriffen.

Hedwig und Heinersdorff litt es nicht zu Hause. Eine unbezwingliche Wanderlust war in ihre klopfenden Herzen eingezogen. Die weißen Straßen lockten und die schimmernden Wälder und die blasse Ferne. Jeden Nachmittag machten sie sich auf den Weg, fast immer allein. Sie forderten wohl manchmal den General zum Mitgehen auf, aber der sagte immer nur: „Ihr braucht ja keinen Elefanten, ihr seid erwachsene Menschen. Laßt mich zu Hause, mich macht der Frühling müde und faul.“

Sie wanderten zur Einsiedelei und zum Himmelhof und als die Tage länger wurden, immer tiefer in den Wienerwald hinein, in den hellen, fröhlichen Wienerwald, der so treuherzig und heimatisch zu lächeln versteht, dessen Bäume wienerisch reden, wenn sie sich etwas zu erzählen haben, und der alle seine Kinder, die traurigen und die leichtgläubigen, zärtlich wie eine Mutter an sein Herz nimmt.

Nie werden Hedwig Buschgart und Georg Heinersdorff diese jauchzenden Frühlingstage vergessen. Niemals werden so viele blaue Leberblümchen die braunen Wiesen schmücken, niemals werden die Veilchen, die am Waldrand stehen, stärker riechen, niemals werden die Vögel im Abenddämmern zärtlicher singen. Der Himmel wird nie mehr so hoch und blau sein, und die fernen Hügel werden nie mehr so herzschnitternd locken und rufen wie in diesem heiligen Frühling. Nie mehr werden Georg Heinersdorff und seine Braut so jung und sehnsuchtsbang gegen Sonnenuntergang blicken.

Eines Morgens saßen sie in Weidlingau, beim Grabmal des tapferen Generals Laudon.

Und hier, zu Füßen des alten Haudegens, der im Wienerwald von seinen ruhmreichen Bataillen ausruhte, sprach Heinersdorff zu seiner Braut zum ersten Male von der Zukunft.

„Ich trage seit vielen Tagen einen Plan mit mir herum, Liebs-

te“, begann er.

„Was für einen Plan?“

„Ich weiß nicht, wie du darüber denken wirst, Liebste“, fuhr er zaghaft fort.

„Ich werde so denken, wie du willst“, antwortete sie zärtlich.

„Ich will den Militärdienst verlassen“, sagte er jäh entschlossen.

„Den Militärdienst verlassen?“ fragte sie überrascht.

„Es ist ja vorläufig nur ein Plan,“ entschuldigte er, „ich wollte vorerst mit dir darüber sprechen.“

„Wie soll ich dir raten, Liebster?“

Ganz still war es beim Grab des Feldmarschalls Laudon.

„Und was willst du denn dann beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht genau. Ich könnte vielleicht mein Gut selbst bewirtschaften. Du ahnst ja gar nicht, Liebste, wie groß und schön das Gut ist.“

Er wurde ganz eifrig.

„Wir haben riesige Wälder und Felder und Mühlen und zweihundert Kühe und – und – man könnte ganz frei und unabhängig sein und wäre niemandem Rechenschaft schuldig, während ich jetzt doch nur ein subalterner Offizier bin, der immer Habt Acht stehen und tanzen muß, wie die andern pfeifen. Das habe ich ja schließlich gar nicht notwendig.“

„Das sehe ich wohl ein“, sagte Hedwig einfach. „Warum hast du aber als Großgrundbesitzer überhaupt die militärische Laufbahn gewählt?“

„Man denkt doch nicht an alles, wenn man jung ist. Und außerdem hätte ich dich wahrscheinlich gar nicht kennen gelernt, Liebste, wenn ich nicht Offizier geworden wäre.“

Sie lächelte glücklich und legte seine Hand in die ihre.

„Ich stelle es mir so herrlich vor, mit dir zusammen auf dem Lande zu leben, Liebste. Wenn ich Offizier bleibe, hast du ja gar nichts von mir. Immer Dienst und wieder Dienst und die Manöver und die Generalstabsreisen – –,

„Es wäre viel schöner, auf dem Lande zu leben“, unterbrach sie ihn. „Du hast ganz recht, Liebster. Ich freue mich, daß du weg willst.“

Ihre Augen glänzten vor Glück.

„Wie das Königspaar im Märchen werden wir leben.“

Sein Herz jauchzte. Wie rosenrot erscheint die Zukunft!

Sie sagte lächelnd:

„Ich werde mich um die Kühe kümmern.“

„Natürlich!“

„Und um das ganze Gut führen wir eine hohe Rosenhecke auf, damit niemand unser Glück sehen kann.“

Er küßte demütig ihre Hand.

Plötzlich zog ein Schatten über ihr seliges Gesicht.

„Aber der arme Papa!“

„Was denn?“

„Er wird sehr unglücklich darüber sein, daß du den Militärdienst verlassen willst.“

„Das kann ihm doch gleichgültig sein, Hedwig.“

„O nein, Liebster. Dann verliert er ja mich. Das wird ein harter Kampf werden.“

Jetzt wurde auch er nachdenklich.

„Du hast recht. Aber schließlich wird ja Papa auch einmal in Pension gehen, und dann kommt er zu uns.“

„Dann kommt er zu uns“, wiederholte sie, aber es klang zaghaft und mutlos.

Sie verließen das Grab des alten Laudon und gingen still nach Haus.

Über seine Angelegenheit erfuhr Heinersdorff nicht viel. Er wußte nur durch seinen Vertreter, dass die Sache dem Ehrenrat unterbreitet worden wäre.

Eines Tages kam Major Homann und sagte siegesgewiß:

„Es geht gut, Heinersdorff. Wir sind ihm auf der Spur.“

Heinersdorff fragte zweifelnd:

„Ihr seid ihm auf der Spur?“

„Jawohl, lieber Freund. Wir wissen, dass er mit einer russischen Spionin, einer gewissen Golubjew, in Verbindung steht.“

Heinersdorff lächelte.

„Woher wisst ihr das?“

„Töschük Bey hat uns auf die Spur geführt.“

„Töschük?“

„Der Schuft kann uns gar nicht mehr entgehen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann wir ihn erwischen.“

Heinersdorff sagte sinnend:

„Für mich wird es zu spät sein.“

Der Major Homann fuhr ihn an:

„Wie darfst du so etwas sagen!“

„Ich fühle es, ich weiß es, aber das macht ja nichts. Ich werde wenigstens rehabilitiert werden.“

Homann erklärte unwillig:

„Du bist ein langweiliger Schwarzseher geworden!“

Heinersdorff blickte schweigend vor sich hin, als könnte er in die Zukunft sehen.

An einem unzuverlässigen, treulosen Apriltag kam die Stunde, die über alles entschied.

Es regnete, als Heinersdorff durch die dunkelnde Maxingstraße zum Hause der Geliebten schritt.

Er fragte den alten Diener, der ihm den Mantel abnahm:

„Ist das gnädige Fräulein zu Haus?“

„Jawohl, Herr Hauptmann. Exzellenz ist auch schon hier.“

Als er ins Zimmer trat, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, trat er nur den alten General, der erregt auf und ab ging.

Heinersdorff grüßte.

General Buschgart blieb vor ihm stehen und sagte ärgerlich:

„Man hört ja recht schöne Geschichten von Ihnen, mein lieber Heinersdorff!“

„Was denn, Exzellenz?“

„Sie wollen einem Kameraden, den Sie beleidigt haben, keine ritterliche Genugtuung geben?“

Heinersdorff erwiderte ruhig:
„Das will ich allerdings nicht, Exzellenz.“
„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“
„Weil ich den Mann nicht für satisfaktionsfähig halte.“
General Buschgart erklärte mit erhobener Stimme „Ein österreichischer Offizier ist immer satisfaktionsfähig.“
„Dieser österreichische Offizier ist leider nicht satisfaktionsfähig, Exzellenz.“
„Warum nicht?“
„Ich kann den Beweis für meine Behauptung heute noch nicht erbringen.“
Der General bekam einen roten Kopf.
„Solange Sie diesen Beweis nicht erbringen können, ist der Herr Oberleutnant Vidakovich satisfaktionsfähig. Das ist meine Ansicht, Herr Hauptmann.“
„Aber nicht die meine, Exzellenz.“
Der General machte einige Schritte durch das Zimmer und sagte dann ruhiger:
„Es hat ja übrigens gar keinen Wert, daß wir über die Sache streiten. Das entscheidende Wort wird der Ehrenrat sprechen.“
Heinersdorff gab keine Antwort.
„Wenn der Ehrenrat den Oberleutnant Vidakovich für satisfaktionsfähig erklärt, so müssen Sie ihm ja doch Genugtuung geben.“
Heinersdorff erklärte entschlossen:
„Ich werde auch dann keine Genugtuung geben, Exzellenz.“
Der General sah ihn maßlos erstaunt an.
„Sie werden auch dann keine Genugtuung geben, Herr Hauptmann?“
„Nein, Exzellenz.“
„Sie werden dem Befehl einer vorgesetzten Behörde nicht Folge leisten, Herr Hauptmann?“
„Es gibt Befehle, Exzellenz, denen man nicht Folge leisten kann.“
Der Genera sagte mitleidig:

„Sie sind krank, Heinersdorff.“
„Ich war nie gesünder als jetzt, Exzellenz.“
General Buschgart schrie außer sich:
„Dann machen Sie sich einen Scherz mit mir, Herr Hauptmann.“
„Das werde ich nie wagen, Exzellenz.“
„Sie wollen sich nicht schlagen, wenn es der Ehrenrat verlangt?“
„Nein!“
„Sie wollen lieber mit Schimpf und Schande aus der Armee ausgestoßen werden?“
„Jawohl, Exzellenz.“
Die Stirnader des Generals schwoll an.
„Das ist Feigheit, Herr Hauptmann Heinersdorff!“
Heinersdorff wankte, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Es war ihm, als müßte er auf den alten Mann losspringen und ihn erdrosseln. Dann riß er sich zusammen, wurde mit einem Ruck Herr über seinen Körper und sagte mit einer leeren, fahlen Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien:
„Nur der Respekt vor Ihren grauen Haaren, Exzellenz –“
In der Tür erschien Hedwig Buschgart. Regungslos und schmerzerstarrt stand sie und blickte entsetzt auf die beiden Männer, die ihr alles auf der Welt bedeuteten.
Der alte General hatte die Besinnung verloren. Er schrie, am ganzen Körper zitternd:
„Kümmern Sie sich nicht um meine grauen Haare! Ich sage es nochmals: Feigheit ist es! Feigheit!“
Jetzt erblickte Heinersdorff Hedwig, die totenbleich an der Tür lehnte.
Da wurde er ganz ruhig. Er machte eine kurze Verbeugung vor dem General und schritt aufrecht aus dem Zimmer.
Hedwig Buschgart folgte ihm. Sie schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte:
„Welch ein Unglück, Liebster! Welch ein Unglück!“

Er strich zärtlich über ihr Haar und machte sich langsam frei. Wie ein schwerer, atemraubender Traum erschien ihm alles. Er hätte schreien oder weinen mögen und blieb doch steinern und gefühllos. Er sah ganz deutlich die alten Stiche in dem Vorraum, während er den Mantel anzog, den Kaiser bei Santa Lucia und die Seeschlacht bei Lissa. Er dachte: Nie mehr werde ich diese Bilder sehen, nie mehr kann ich dieses Haus betreten, nie mehr!

Er küßte Hedwig und sagte:

„Ich werde dir schreiben, Liebste.“

Sie weinte unaufhörlich.

Er öffnete die Tür und trat in den Regen hinaus. Ganz langsam stieg er die menschenleere Maxingstraße hinan, am Friedhof vorbei, und ging durch die nächtlichen Felder gegen Hetzendorf zu. Einsam und dunkel war es hier oben. Der Regen rauschte, und der Wind kam pfeifend von allen Seiten. Tief unten glühten die Lichter der Stadt.

Wie dumm ist das alles, dachte Heinersdorff voll Schmerz. Nun ist es doch so geworden, wie es nicht hätte werden dürfen. Wenn ich mich geschlagen hätte, wäre es auch nicht schlimmer gewesen. Ich bin vielleicht doch einen falschen Weg gegangen, aber jetzt kann ich nicht mehr umkehren. Ich habe das Spiel verloren.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Wie wird sie wählen zwischen ihm und dem Vater, zu dem es keine Brücke mehr gab?

„Das ist Feigheit, Herr Hauptmann Heinersdorff!“ brüllte der Wind. Die Frösche quakten es. Der Regen flüsterte es ihm ins Ohr.

Er begann schneller zu gehen. Er wollte den schrecklichen Stimmen der Nacht entfliehen. Durchnäßt und vom Fieber gerüttelt, erreichte er den Bahnhof.

Als er nach Hause kam, schrieb er sein Abschiedsgesuch.

Am nächsten Morgen meldete sich Heinersdorff krank, um nicht mehr ins Amt gehen zu müssen. Er wollte die Kameraden nicht sehen und vor allem einer Begegnung mit General Buschgart ausweichen. Er fühlte sich auch in Wahrheit so matt und zerschlagen, als hätte er eine schwere Krankheit überstanden. Dennoch empfand er es wie eine Erleichterung, wie ein freies Aufatmen, daß alles entschieden war. Er brauchte sich nicht mehr mit unmöglichen Hoffnungen abzuquälen und war eigentlich dem General Buschgart dafür dankbar, daß er ihn zum Entschluß gedrängt hatte. Nun, da er selbst alles hingeworfen hatte, blieb ihm die Entscheidung des Ehrenrats und die Schmach des erzwungenen Abschieds erspart. Jetzt war er selbst Herr seiner Ehre, mußte sich nicht mehr beugen, wenn unberufene Richter es verlangten, die keine Ahnung von dem Zusammenhang der Dinge hatten. Er bedauerte nur, daß er nicht sofort, nachdem ihn Vidakovich gefordert hatte, das Abschiedsgesuch geschrieben hatte. Er hätte sich vieles Schmerzliche erspart, vor allem die Auseinandersetzung mit Hedwigs Vater. Wenn er ruhig alles überdachte, so blieb von der ganzen unglücklichen Geschichte nichts übrig als das untilgbare Wort des alten Generals, das wie mit Peitschenschlägen sein Gesicht und sein Herz zerfleischt hatte. Kein Mensch auf dieser Welt hätte gewagt, ihn der Feigheit zu bezichtigen, selbst Vidakovich und die Golubjew mußten ahnen, welch heroischer Mut hinter seiner vermeintlichen Feigheit steckte, aber das Verhängnis wollte es, daß gerade der einzigem der es nicht hätte tun dürfen, das tödende Wort gegen ihn schleuderte. Indessen die Reue war nutzlos. Man konnte nichts ungeschehen machen.

Er saß nachdenklich beim Fenster und blickte in den trüben Tag hinaus. Grau und tief lag der Himmel über der Kuppel der Rotunde, die er zu berühren schien. Von der Donau her krochen die Nebel und hüllten die frühlinggrünen Bäume in schmutzige Schleier.

Am späten Nachmittag kam Major Homann.

„Ich hörte, daß du krank wärest, da wollte ich sehen, wie es dir geht.“

„Ich danke dir“, erwiderte Heinersdorff freundlich. „Ich bin nicht krank.“

„Nicht krank?“ sagte Homann erstaunt. „Du siehst aber hunds-miserabel aus, lieber Freund.“

„Das macht nur die ungünstige Beleuchtung.“

„So. Das freut mich jedenfalls, aber warum hast du dich denn krank gemeldet?“

„Das ist bloß eine Ausrede.“

„Eine Ausrede?“

„Ja. Ich habe um meine Entlassung gebeten.“

Major Homann sprang auf.

„Bist du wahnsinnig, Mensch?“

Heinersdorff lächelte müde.

„Ich war niemals klarer bei Vernunft.“

„Ja, warum hast du das getan?“

„Ich habe mir die Sache genau überlegt. Es hatte keinen Zweck, die Entscheidung des Ehrenrats abzuwarten. Du weißt ebensogut wie ich, was der Ehrenrat bestimmen wird.“

„Das kann man nicht so sicher vorhersagen“, antwortete Homann.

„Doch. Täuschen wir uns nicht. Er wird verlangen, daß ich mich schlage. Soll ich mich mit Schande und Spott davonjagen lassen? Da gehe ich lieber freiwillig.“

„Was hast du mit dem Abschied erreicht? Nichts. Der Ehrenrat wird trotzdem verlangen, daß du dich schlägst, falls er Vidakovich für satisfaktionsfähig erklärt.“

„Das kann er nicht verlangen, denn ich habe auch meine Offizierscharge niedergelegt.“

Major Homann rief wütend:

„Das ist das Ungeschickteste, was du tun konntest. Jetzt wirst du alle gegen dich haben.“

„Ich kann es nicht ändern.“

Homann ging auf und ab.“

„Ich muß sagen, ich begreife dich nicht. Ich begreife die ganze Geschichte nicht.“

„Ich bin im guten Recht, und mein Gewissen ist rein. Das genügt mir. Mögen die anderen denken, was sie wollen, es ist mir gleich. Die Zukunft wird beweisen, daß ich des Kaisers Rock in Ehren getragen habe.“

„Das bezweifelt ja kein Mensch“, entgegnete Homann unwillig.

„Nun also?“

„Aber niemand wird deinen Schritt verstehen, Mensch!“

„Ihr wollt doch Vidakovich entlarven, dann wird jeder verstehen, warum ich lieber meine Charge niedergelegt habe, bevor ich mich mit diesem Schuft geschlagen habe.“

Major Homann setzte sich wieder und dachte nach.

„Du hast recht, Heinersdorff. Es war vielleicht das Klügste, was du tun konntest. Man überblickte im ersten Moment nicht alles. Aber es ist doch ein Jammer, daß ein Mann wie du durch so einen stumpfsinnigen Zufall von uns, losgerissen wird. Wir haben nicht viele Männer, wie du einer bist.“

Heinersdorff lächelte gerührt:

„Willst du nicht bad mit deinen Liebeserklärungen aufhören!“

„Es ist ja wahr. Wenn ich denke, daß dieses Schwein noch weiter als Offizier herumlaufen darf, während du –“

Er beendete den Satz nicht. Es würgte ihn im Hals.

Heinersdorff sagte tröstend:

„Bestimmung, Alter! Da kann man nichts machen.“

Nach einer Weile begann Major Homann, ganz sachlich:

„Es ist nicht so einfach, Vidakovich zu erwischen.“

„Das denke ich mir.“

„Man muß Geduld haben.“

„Ihr habt ja jetzt Zeit.“

„Wir haben seinen Oberst ins Vertrauen gezogen. Der Mann war wie vor den Kopf geschlagen. Er kann es gar nicht fassen, daß ein Offizier seines Regiments eines solchen Verbrechens fähig

sei.“

„Wozu braucht ihr den Oberst?“ fragte Heinersdorff.

„Er soll Vidakovich zum Bataillonsadjutanten ernennen. Verstehst du? Wir wollen unwiderlegliche Beweise.“

„Ihr werdet sie bekommen, wenn es irgendeine Gerechtigkeit auf dieser Welt gibt.“

„Die Golubjew hat übrigens Wien verlassen. Der Boden scheint ihr ein wenig zu heiß geworden zu sein.“

„Weiß man, wohin sie sich gewendet hat?“

„Ja, nach Berlin.“

„Hat denn Rußland auch in Deutschland dunkle Geschäftchen zu besorgen?“

„Na und ob!“ lachte Major Homann „Deutschland ist ein noch viel gehassterer Gegner als wir, und vor den Pickelhauben haben sie einen heillosen Respekt. Wenn wir nicht das Bündnis mit Deutschland hätten, wären die Wutki-Brüder schon längst über uns hergefallen.“

„Wir werden schließlich das Fliegen verlernen“, sagte Heinersdorff mit einiger Bitterkeit, „und dann kümmert sich kein Aas um das Schicksal des alten Adlers.“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte Major Homann mit einem schmerzlichen Lächeln, „wir beide werden den alten Adler doch nicht zum Fliegen bringen.“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte Heinersdorff, und das Schicksal seines Vaterlandes erschien ihm so düster und hoffnungslos wie der graue Nebelabend, „aber mir wäre lieber, der alte Adler fiele ruhmvoll im Verzweiflungskampf.“

Der Major stand auf.

„Wir werden es hoffentlich nicht mehr erleben. Servus, Heinersdorff.“

Am folgenden Tag kam ein Brief von Hedwig:

„Warum schreibst Du mir nicht? Ich vergehe vor Angst.“

Er antwortete sofort und vereinbarte eine Zusammenkunft mit

der Geliebten am nächsten Abend.

Sie trafen sich im Schönbrunner Schlosspark.

Hedwig reichte ihm ihre zitternde Hand. Sie brachte kein Wort über die Lippen. Ihre Augen schwammen in Tränen.

Auch er fand keine Worte. Schweigend ging er mit der Geliebten durch den dämmernden Park.

Endlich fragte er:

„Wollen wir zur Gloriette hinaufgehen?“

Sie nickte nur.

Bloß um etwas zu sagen, begann er:

„So oft ich in Schönbrunn bin, muß ich an Napoleon denken. Er ist auch durch diese Allee gegangen, als Herr der Welt. Es war damals eigentlich viel schlimmer und hoffnungsloser als jetzt. Wer hätte auch nur zu denken gewagt, daß dieser Allgewaltige als Gefangener auf einer kleinen Felseninsel enden würde?“

Er zeigte auf das Schloß.

„Aber unser alter Kaiser sitzt noch immer hier. Wie zäh wir eigentlich sind! Wir können gar nicht untergehen, sollte man glauben.“

Sie weinte unaufhörlich.

Er bat ergriffen:

„Aber, Liebste!“

Sie setzte sich auf eine Bank und bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch. Ihr Körper wurde vom Schluchzen geschüttelt.

Er streichelte ratlos ihren Arm. Ich bin schuld, daß sie so leidet, sagte er sich und starrte mit fiebernden Augen in den sanften Abend.

„Verzeih’ mir, Liebster,“ bat sie, „daß ich mich nicht beherrschen kann. Die Nerven versagen den Dienst. Zu Hause darf ich nicht weinen und so –“

Sie konnte nicht weitersprechen.

„Du mußt dich beruhigen, mein Armes. Es ist ja kein Grund da, zu verzweifeln. Lieben wir uns nicht ebenso wie früher?“

Sie fragte schluchzend:

„Ich schon, aber du?“
„Wie darfst du so etwas nur sagen, Liebste! Ich werde dich lieb haben bis zum letzten Atemzug. Nichts kann uns trennen, nichts.“
Sie preßte seine Hand an ihre Brust.
„Du sollst sehen, Liebste, wie schön unser Leben noch wird. Wir werden aufs Land hinausziehen und unsere Rosenhecke pflanzen, du kümmerst dich um die Kühe, nicht?“
Sie lächelte unter Tränen.
„Aber jetzt muß mein Geliebtes wieder ruhig werden und darf nicht mehr weinen.“
Sie trocknete ihre Augen und sagte entschlossen:
„Ich weine nicht mehr.“
„So ist es brav. Eine österreichische Generalstochter weint überhaupt nicht.“
„O ja, manchmal darf sie schon weinen.“
„Aber nur sehr, sehr selten.“
Sie stand auf.
„Wir wollen lieber ein bißchen gehen. Es ist zu kühl.“
Sie stiegen langsam zur Gloriette hinauf.
„Papa ist ganz gebrochen“, erzählte sie. „Er sitzt schweigend da und schaut mich immer so schuldbewußt an. Es tut ihm schrecklich leid, das darfst du mir glauben, Liebster.“
Er erwiderte ein wenig schroff:
„Du kannst von mir nicht verlangen, daß ich ihn vielleicht noch um Verzeihung bitte.“
„Das verlange ich doch nicht, Liebster“, sagte sie sanft. „Er muß dich um Verzeihung bitten.“
„Das kann und wird er nicht. Das weißt du genau so gut wie ich.“
Sie schwieg beklommen.
„Darüber müssen wir eben hinwegkommen, so gut es geht.“
Sie fragte leise:
„Aber wie, Liebster?“
„Die Zeit bringt Rat. Laß uns nur erst einmal verheiratet sein.“

„Ja, aber –“
„Fürchtest du vielleicht, daß der General Buschgart seiner Tochter nicht erlauben wird, einen Feigling zu heiraten?“
„Aber, Georg!“
„Ich bin überzeugt davon, daß dein Vater nicht ein Wort dagegen sagen wird, wenn du mir folgst. Dazu ist er viel zu stolz. Er wird dich höchstens ebenso verachten wie mich.“
„Er verachtet dich nicht, Georg. Er liebt dich.“
Heinersdorff lachte auf.
„Er liebt dich ganz sicher. Du mußt ihn nur recht verstehen. Er ist ein alter Soldat, du warst vielleicht ein wenig ungeschickt und trotzig, du hast ihn gereizt –“
„Ich habe ihn gereizt?“
„Ich weiß es ja nicht, Liebster“, antwortete sie demütig. „Ich stelle es mir nur so vor. Wenn er dich beleidigt hat, so geschah es nur aus verletzter Liebe.“
„Ich fürchte, daß du sehr einseitig für deinen Vater Partei ergreifst.“
„Wir wollen doch nur gerecht sein, Georg.“
„Ich bin gerecht, aber schließlich bin ich ein Mensch aus Fleisch und Blut. Wenn mir jemand einen Streich auf die rechte Backe gibt, so kann ich ihm nicht auch die andere darbieten. Ich bin kein Sanftmütiger, der auf das Himmelreich wartet.“
„Du kannst mit einem alten Mann nicht abrechnen Aug’ um Auge, Zahn um Zahn.“
„Das will ich auch nicht, Hedwig. Ich verlange nur ein wenig Geduld und Zeit. Wenn einmal unser erstes Kind auf der Welt ist, dann mag dein Vater kommen. Ich werde den ersten Schritt tun und ihm die Hand reichen. Wir werden älter geworden sein und die Worte von ehemals für nichts achten. Du siehst, ich bin so gerecht und einsichtsvoll, wie es nur ein Mensch sein kann.“
Sie sagte zärtlich:
„Ich danke dir, Liebster.“
Sie waren bei der Gloriette angelangt und blickte auf das

Lichtmeer von Wien.

„Was willst du jetzt beginnen, Georg?“

„Ich habe noch keinen Plan. Vorläufig werde ich einmal nach Haus fahren, nach Altheinersdorff. Ich brauche Ruhe und Stille, um wieder zu mir selbst zu kommen. Im Herbst hole ich dich, Liebste. Dann feiern wir Hochzeit.“

Sie fragte voll Herzensangst:

„Und was geschieht mit meinem alten Papa?“

„Den musst du für einige Zeit allein lassen. Da hilft uns nichts, Liebste.“

„Sie stammelte: „Ja, freilich.“

Aber ihr Herz schrie:

„Ich kann nicht. Ich kann nicht.“

„Es wird mit schwer fallen, Papa zu verlassen, Liebster“, sagte sie nach einer Weile.

„Wenn du mich liebst, musst du es überwinden.“

„Glaubst du nicht, daß ich dich liebe, aus tiefstem Herzen, mehr als alles?“

„Ich glaube es“, antwortete er sicher.

Sie ergriff seine Hand und küsste sie, ehe er es verhindern konnte.

„Ich muß jetzt nach Hause gehen, Liebster.“

Sie verließen die Gloriette.

„Es ist so traurig daheim, du kannst es dir gar nicht vorstellen.“

Er vermochte ihr keinen Trost zu geben.

„Wann fährst du weg, Liebster?“

„Sobald meine Angelegenheiten in Ordnung sind. Wahrscheinlich schon übermorgen.“

„Dann sehen wir uns also nicht mehr?“

„Bis zum Herbst.“

Sie wiederholte starr und fest:

„Bis zum Herbst.“

„Schreib' mir oft, Liebste. Mir wird sehr bang nach dir sein. Ich habe ja nichts als die Hoffnung auf dich.“

Seine Stimme zitterte vor Innigkeit.

„Ich werde oft schreiben, Georg.“

Vor der Hietzinger Pfarrkirche nahmen sie Abschied.

„Du sollst mich nicht weiterbegleiten, Liebster“, sagte sie, und ihre Lippen zuckten.

Er küsste ihre Hand. Ein heißes Weh stieg in ihm auf und preßte seinen Hals zusammen.

„Lebe wohl, Hedwig. Bleib' mir gut!“

„Und auch du mir, Georg.“

Ihre Augen schwammen in Tränen.

Er drohte ihr scherzhaft mit dem Finger.

„Ich weiß schon“, rief sie, tapfer die Tränen bekämpfend, „eine Generalstochter darf nicht weinen.“

12.

Nachdem Heinersdorff seine Angelegenheiten erledigt und die notwendigen Abschiedsbesuche hatte, setzte er sich an einem schönen Frühlingsmorgen in die Bahn, um nach Haus zu reisen. Sein Herz war schwer und bedrückt. Er machte sich Vorwürfe, dass er nicht lieb genug zu Hedwig gewesen wäre. Er fuhr davon und ließ sie allein ihren schweren Kampf bestehen, statt bei ihr zu bleiben und sie zu schützen, wenn sie schwach und mutlos würde. Aber wie konnte er ihr helfen? Er hätte es auf die Dauer doch nicht ertragen, sich mit seiner Braut heimlich und verstohlen im dunkelnden Park zu treffen. Das war ihrer beider nicht würdig. Er hatte auch keinen Grund, sich zu verstecken. Und wenn Hedwig um des häuslichen Friedens willen die Heimlichkeit suchen musste, so konnte er es wohl begreifen, aber dann war es doch besser, wenn er bis zu Herbst wegblieb.

So tröstete sich Heinersdorff, aber er wurde seines Trostes nicht froh. Im Tiefsten seines Herzens blieb eine dumpfe Bangnis vor der Zukunft zurück.

In Linz musste er den Schnellzug verlassen und in die Mülhkreisbahn umsteigen. Jetzt fuhr er seiner engeren Heimat entgegen. Es wurde freier und heiter in seiner Seele. Hoch war der Himmel, und die Felder grünten, und viele Bäume blühten schon.

An der Endstation der kleinen Bahn, in Aigen-Schlägl, stieg er aus.

Der alte Stationsvorsteher trat auf ihn zu und begrüßte ihn: „Grüß Gott, Herr Baron. Das ist aber ein seltener Besuch!“

„Man kann nicht immer, wie man will, lieber Herr Wiesmayer. Wie geht es Ihnen? Immer gesund?“

„Danke, Herr Baron, es muß schon gehen. Man wird nicht jünger.“

„Gott sei Dank, lieber Herr Wiesmayer.“

„Ihr Wagen ist noch nicht da, Herr Baron.“

„Der kommt auch nicht. Ich habe meine Ankunft nicht gemeldet. Ich will die Großmama überraschen.“

Der Stationsvorsteher fragte dienstbeflissen:

„Soll ich Ihnen einen Wagen besorgen, Herr Baron?“

„Danke vielmals, Herr Wiesmayer, es ist nicht nötig. Ich gehe zu Fuß. Es ist ja ein so schöner Tag. Aber mein Gepäck können Sie mir aufbewahren, wenn Sie so lieb sein wollen.“

„Mit größtem Vergnügen, Herr Baron.“

„Ich lasse es abends abholen. Auf Wiedersehen, Herr Wiesmayer. Besuchen Sie mich doch einmal, wenn Sie Zeit haben.“

„Ich werde so frei sein. Meine Hochachtung, Herr Baron.“

Heinersdorff machte sich auf den Weg. Die Straße führte durch Felder und Wiesen, dann wieder durch hochstämmigen Wald. Die Sonne brannte heiß vom Himmel, als wäre es Juli und nicht April. Die Lerchen jubelten hoch in der blauen Luft, und aus den Hecken kam Amselschlag. Heinersdorff wanderte leicht und fröhlich wie ein Handwerksbursch. Er pfiß und sang mit den Vögeln um die Wette. Nachdem er eine Stunde marschiert war, kam er zu einem alten, verwachsenen Merkstein, der noch erkennbar das Wappen der Barone Heinersdorff trug, zwei streitende Hähne. Heinersdorff

zog übermütig den Hut und grüßte devot.

„Hier beginnt mein Königreich“, lachte er.

Er setzte sich auf den Stein, um auszuruhen, denn bis zum Schloß war es noch eine gute Stunde Weges, und zündete sich eine Zigarette an. Es litt ihn nicht lange. Er ging weiter. Mit Befriedigung sah er, daß die Felder schön standen und der Wald in Ordnung gehalten war. Auf einer Wiese am Waldrand grasten einige Rehe und äugten verwundert nach ihm, ohne in Angst zu geraten. Nach einer Wegkrümmung erblickte er das Schloß. Es lag auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines alten Parkes, breit ausladend, ein mächtiges Gebäude, das doch nicht schwerfällig wirkte. Es paßte gut in die großzügige Landschaft, denn im Hintergrund erhob sich dunkel und gewaltig der Böhmerwald, der ein schwächtiges Haus unfehlbar erdrückt hätte. So aber beherrschte Schloß Altheinersdorff die Gegend, wie es stark und massig dalag, gelb mit grünen Fensterläden, gut österreichisch und Schönbrunn ähnlich.

Nun stand er vor dem Parktor. Er öffnete es vorsichtig und spähte die breite Lindenallee entlang, die zum Schlosse führte. Auf der Terrasse konnte er undeutlich und verschwommen eine Gestalt erblicken. Das war wohl Großmutter. Wie sie sich freuen wird, dachte er vergnügt. Plötzlich schlug in Hund an. Diavolo hatte ihn gewittert. Mit einem Freudengeheul jagte er mit ungeheuren Sätzen durch die Allee, sprang an Heinersdorff hinan, umarmte ihn, versuchte sein Gesicht zu lecken und stürmte den Weg zurück, um den Besuch zu melden. Er bellte die alte Baronin an und jagte zu seinem Herrn zurück, der ihm den Kopf kraulte und zärtlich sagte:

„Ja, ja, ich bin's beruhig' dich nur, Diavolo. Bist mein feiner, braver Hund.“

Diavolo leckte ihm die Hand und wedelte so gewaltig, daß er die jungen Blätter von den Sträuchern abriß.

Die alte Baronin war durch das Bellen des Hundes aufmerksam geworden. Sie stand von dem Tisch auf, an dem sie Kaffee ge-

trunken hatte, und blickte in die Allee. Sie erkannte sofort ihren Enkel, denn sie hatte trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre Augen wie ein Falke. Sie rief mit ihrer lauten, männlichen Bassstimme, die die Leute auf dem Gut mehr als den Teufel fürchteten, voll freudiger Überraschung:

„Ja, Georg!“

Sie sprang wie ein junges Mädchen die Stufen hinab und lief auf Heinersdorff zu. Nun kam auch er ins Laufen, und sie stürmten wie zwei ungestüme Kinder aufeinander los. Diavolo schoß bellend zwischen ihnen hin und her. Nun standen sie lachend und schweratmend beieinander. Die Großmutter umarmte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging, und küßte ihn ein Mal über das andere Mal. Sie war fast einen Kopf größer als er und stark wie ein Eichbaum.

„Ja, wie kommst du daher? Das ist eine Überraschung! Und nicht ein Wort schreibt mir der schlechte Kerl! Na wart' nur!“

Sie schob ihren Arm unter den seinen und führte ihn zur Terrasse.

„Wo hast du dein Gepäck?“

„Auf dem Bahnhof.“

„Ich werde es gleich holen lassen. Aber jetzt setz' dich! Trink' Kaffee!“

Es gab keine Widerrede.

„Ich freue mich, daß du gekommen bist, Junge. Bleibst du lange hier?“

Er nickte nur mit dem Kopf, da er ein Stück Kuchen im Mund hatte.

„Siehst aber gar nicht gut aus, mein Lieber. Schmal und blaß, pfui Teufel!“

„Es wird schon wieder werden, Großmutter“, lachte er.

„Das will ich meinen.“

„Wie geht es dir, Großmutter?“

„Gut, das siehst du doch.“

Ihr dunkelbraunes Gesicht, das schneeweiße Haare umrahmten,

leuchtete in Lebenslust.

„Nur ein bisschen zu dick werde ich, es ist ein Jammer.“

Der Enkel spottete gutmütig:

„Jetzt verliere du noch am Ende deine schöne Taille! Daß du mir so etwas antust, Großmutter!“

„Mach' dich nur lustig über mich, du schlechter Kerl! Hast schon recht!“

„Du bist aber trotzdem noch immer eine sehr schöne Frau, da ist nichts zu sagen.“

Sie lachte fröhlich:

„Halt' deine Urgroßmutter zum besten, du dummer Bub!“

Er sprang auf und küßte sie auf ihre glatte, faltenlose Wange.

„Jetzt erzähl' mir, wieso du Urlaub gekriegt hast.“

„Das ist eine lange Geschichte. Ich brauche ein paar Stunden, um dir alles zu erzählen. Am Abend!“

„Schön. Jetzt habe ich ohnedies keine Zeit. Ich muß dein Zimmer herrichten lassen. Und dann das Nachtmahl! Warum hast du denn kein Wort geschrieben, du schlechter Kerl?“

Sie stürmte davon, ohne eine Antwort abzuwarten, und ließ ihn allein mit Diavolo, der zu seinen Füßen lag und nicht zu wedeln aufhörte.

Er staunte jedesmal, so oft er die Großmutter wiedersah, über ihre jugendliche Frische und ihre Fröhlichkeit. Sie hatte wenig genug von ihrem Leben gehabt. Sie war die Tochter eines österreichischen Generals, des Grafen Ihlefeld, und hatte ihre Jugend in Venedig verlebt, das damals noch den Habsburgern gehörte. Sie war ganz jung, als sie den Oberleutnant Heinersdorff heiratete, dessen Vater Stadtkommandant von Venedig war. Die junge Ehe nahm ein frühes und bitteres Ende. Oberleutnant Heinersdorff, Georgs Großvater, fiel bei Königsgrätz. Die junge Frau blieb mit einem Kind zurück und zog nach Altheinersdorff. Seit dem Jahre 1866 saß sie nun hier und hatte nicht ein einzigmal während all der Zeit ihr kleines Reich verlassen. Sie bewirtschaftete das Gut, zog ihren Sohn auf und später ihren Enkel. Dann begrub sie ihr

einziges Kind und ihre Schwiegertochter und blieb fröhlich und gutherzig und unverändert jung. Sie suchte keinen Trost bei der Kirche, wie es sonst die Art alter Frauen ist, denn sie war nicht fromm und gläubig, obwohl sie jeden nach seiner Fassung selig werden ließ. Sie vertrat sich sehr gut mit dem alten Pfarrer, der klug genug war, sie nicht bekehren zu wollen. Was sie aufrecht und stark erhielt, war die Arbeit. Sie stand mit den Hühnern zugleich auf und legte sich als letzte zu Bett. Sie fürchtete nicht Frost und Schnee, nicht Gewitterregen und Sonnenbrand.

Heinersdorff mußte oft an das Begräbnis seines Vaters denken. Er war noch ein kleiner Junge gewesen, aber er hatte damals einen Eindruck empfangen, der unvergeßlich blieb. Er sah die Großmutter, wie sie groß und stark im schwarzen Trauergewand neben dem Sarg ihres Sohnes stand. Sie weinte wohl auch, obwohl er sich daran nicht erinnern konnte, aber nach der Feierlichkeit ging sie ins Schloß zurück, zog sich um und setzte sich aufs Pferd, um die Heumahd zu beaufsichtigen. Sie trug auch nicht einen Tag lang Trauer. Die schwarzen Gewänder wurden sofort nach dem Begräbnis in den Kasten gesperrt. „Ich trauere mit dem Herzen, nicht mit den Kleidern“, sagte sie abweisend, als die Schwiegertochter eine schüchterne Einwendung erhob.

Die Stimme der Großmutter weckte ihn aus seinen Träumen. Sie rief aus einem Fenster im ersten Stockwerk:

„Dein Zimmer ist schon in Ordnung. Du kannst dich waschen, wenn du willst. Und dann komm essen!“

„Danke, zu Befehl, Herr Oberst“, antwortete er lachend.

Sie speisten in dem großen, holzgetäfelten Saal, in dem das ganze Kardinalskollegium bequem Platz gefunden hätte. Ein großer Leuchter leuchtete über dem gewaltigen Tisch, aber sein Licht war zu schwach, um den ganzen Raum zu erhellen. Die Ecken lagen im Dunkel. Mächtige Buchenscheite lohten in dem offenen Kamin, denn die Abende waren noch kühl.

Heinersdorff fragte:

„Ißt du hier auch, wenn du allein bist, Großmutter?“

„Natürlich! Wo soll ich denn sonst essen? Ich kann mich doch nicht in die Küche zu den Mädchen setzen.“

„Freilich, aber sag', fürchtest du dich gar nicht, so allein in dieser großen Reitschule?“

Sie lachte hellauf.

„Fürchten? Wovor soll ich mich fürchten, du Tepperl? Ich fürchte nur die Dummheit, und die lasse ich hier nicht herein.“

„Aber langweilig muß es doch sein, Großmutter? Besonders an den langen Winterabenden?“

„Ich langweile mich nie. Der Pfarrer kommt manchmal und erzählt mir von seinen Sorgen, die Leute wollen nämlich gar nicht mehr fromm sein. Ein andermal sind der Verwalter und seine Frau da. Aber am liebsten ist es mir, wenn ich allein bin“, fuhr sie fort.

„Ich kann ja wieder wegfahren“, lachte er.

Sie drohte mit dem Messer:

„Du! Spiel' dich nicht mit mir!“

„Also weiter, Großmutter“, bat er.

„Wenn ich allein bin, dann lese ich die Zeitungen und lache mir den Buckel voll über alle die Dummheiten, die bei euch in der Welt geschehen.“

„Du hast leicht lachen!“

„Soll ich mich vielleicht ärgern?“ Fällt mir nicht ein.“

Sie legte die Gabel weg und lehnte sich seufzend in den Sessel zurück.

„Bist du satt, Junge?“ fragte die Großmutter besorgt.

„Na, hörst du. Ich kann mich nicht rühren.“

„Du bist mir ein Held! Die Menschen von heute haben keinen richtigen Magen mehr.“

Sie schellte. Der Diener begann den Tisch abzuräumen.

„Was trinken wir zur Feier des Tages, Bubi?“ fragte sie. „Wir haben einen fabelhaften Château d'Yquem im Keller. Erste Klasse, kann ich dir sagen.“

Sie schnalzte ein wenig mit der Zunge.

„Passen Sie auf, Josef. Sagen Sie der Poldi, sie soll in den Kel-

ler gehen und eine von den Flaschen, die rechts ganz in der Ecke liegen hervorholen.“

„Sehr wohl, Frau Baronin.“

„Hier ist der Kellerschlüssel.“

Der Diener wendete sich zum Gehen.

Die Baronin fragte, listig lächelnd, ihren Engel:

„Eine Flasche wird aber zu wenig sein, glaubst du nicht, Bubi?“

Er meinte unsicher:

„Ich weiß nicht, aber das sage ich dir gleich, Großmutter, be-saufen lasse ich mich von dir nicht.“

Sie schüttelte sich vor Lachen und rief dem Diener nach:

„Hallo! Die Poldi soll zwei Flaschen bringen!“

„Sehr wohl, Frau Baronin.“

Als der Wein in den Gläsern funkelte, zündete sie sich eine Zi-garre an und schimpfte nach den ersten Zügen:

„Die Trabucos werden auch immer schlechter!“

„Alles wird schlechter, Großmutter.“

„Freilich, freilich.“

Sie hob ihr Glas und stieß mit ihm an.

„Sollst leben, Bubi, und gesund bleiben!“

„Du auch, Großmutter!“

Sie leerte ihr Glas bis zur Nagelprobe.

„Das gibt's nicht. Austrinken! Kannst dich schämen! So ein junger Mensch! Ex!“

Er musste gehorchen.

„Ein guter Tropfen, was?“

„Ausgezeichnet, aber ein bißchen schwer“, meinte er beden-klich.

„Lächerlich! Der Wein macht dir nichts.“

Sie rauchten eine Weile schweigend, dann sagte die Großmut-ter:

„Also jetzt leg' los, mein Junge. Erzähle!“

Er antwortete nachdenklich:

„Ich weiß gar nicht, womit ich beginnen soll.“

„Immer mit dem Ungeschicktesten.“

„Also vor allem: ich bin nicht auf Urlaub hier, Großmutter –“

„Was heißt das?“

„Ich bin vom Militär ganz weggegangen.“

Sie blickte ihn an, als verstünde sie nicht sogleich, dann schlug sie mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten, und rief:

„Donnerwetter! Das ist das Vernünftigste seit hundert Jahren, was je ein Heinersdorff getan hat. Sollst leben, Bubi!“

Sie trank ihm zu, und er musste ihr Bescheid tun. Ihre Augen leuchteten in Fröhlichkeit.

„Du hast also wahr und wirklich den ganzen Militärdienst an den Nagel gehängt?“

„Jawohl.“

„Wie ist denn das zugegangen?“

Er erzählte ihr, ohne die Golubjew zu erwähnen, von der Forde-rung des Oberleutnant Vidakovich und von der Notwendigkeit, den Abschied zu nehmen, da er sich mit dem Kerl nicht schlagen wollte.

Sie hörte ihm voll Bewunderung zu und sagte dann kopfschüt-telnd:

„Junge, Junge, woher hast du den Verstand genommen? Du re-dest ja geradeso, als wenn du kein Heinersdorff, sondern ein Ihle-feld wärst.“

„Also nicht arrogant sein, Großmutter!“

„Du, das ist schon wahr: ihr seid immer sehr tapfer gewesen, habt euer Leben für Gott, Kaiser und Vaterland gelassen, aber klug, sei nicht böse, Bubi, klug seid ihr nie gewesen.“

„Das verstehst du nicht, Großmutter.“

„Schön. Ist mir auch recht. Die Hauptsache bleibt doch, daß du die Uniform ausgezogen hast.“

„Es ist mir schwer genug gewesen.“

Sie rief dröhnend:

„Mach' dich nicht lächerlich! Ist denn das ein Beruf für dich? Hast du es notwendig, als Capitano herumzulaufen, hab Acht zu

stehen und Kriegspläne zu zeichnen, die für die Katz' sind? Du wirst das Kraut auch nicht fett machen, mein Lieber!“

„Wenn alles so sprächen wie du, dann wäre es schlimm um uns bestellt.“

„Sie trank einen Schluck und entgegnete zornig:

„Schlimmer kann es gar nicht werden, mein Sohn. Den Österreichern ist nicht zu helfen, glaub' mir. Sie sind weich und unentschieden und unentschlossen, sie haben kein Selbstbewußtsein und keine Einheit, der Teufel soll sie holen. Ich bin ein altes, dummes Weib, du brauchst es mir gar nicht zu sagen, ich bin seit 66 hier nicht herausgekommen, aber ich weiß mehr von Österreich als ihr alle, dien ihr mitten im Leben drin steht. Ihr könnt ja gar nicht sehen, wie dieses Land in den letzten fünfzig Jahren heruntergekommen ist.“

Er wollte eine Einwendung machen.

„Laß mich ausreden! Ich war noch in Venedig und in Mailand, als sie österreichisch waren. Du kannst dir heute nicht einmal vorstellen, was das zu bedeuten hatte. Wir haben Venetien und die Lombardei hergegeben, weil wir folgsam und artige Kinder sind.“

Er sagte lächelnd:

„Du kannst doch die Weltgeschichte nicht korrigieren.“

„Ach was, Weltgeschichte! Wenn wir nicht solche Waschlappen wären, würden wir uns eine ganz andere Weltgeschichte machen.“

Er trank ihr zu:

„Lassen wir die dumme Politik, Großmutter!“

„Es schaut ja doch nichts dabei heraus, hast recht, Bubi. Ich lache ja zumeist über all den Unsinn, aber manchmal frißt es mir doch die Galle auf, wenn ich lese, was bei uns alles möglich ist. Da reisen zum Beispiel österreichische Abgeordnete nach Rußland und nach Serbien und hetzen dort gegen Österreich. Ist das irgendwo auf der Welt möglich außer bei uns? Wenn ich der Kaiser wäre, ich würde die Burschen bei ihrer Heimkehr am nächsten schwarz-gelben Grenzpfahl aufknüpfen lassen.“

Darauf wußte er keine Antwort. Die Großmutter sagte bitter:

„Aber schließlich, was geht mich das alles an! Ich freue mich, daß du dich selbst ein bisschen um dein Gut kümmern wirst.“

„Eigentlich bin ich hier ganz überflüssig“, warf er ein. „Du verstehst es viel besser als ich.“

„Das mag schon sein, und ich bin auch noch gesund und kräftig, aber eines Tages werde ich ja doch zum letzten Rapport berufen werden.“

„Das gibt es gar nicht“, scherzte er. „Du wirst alle überleben.“

„Damit sagst du mir nichts Freundliches“, antwortete sie ernst. „Gar so schön und liebenswert war mein Leben nicht. Ich will auch einmal meine Ruhe haben.“

Er versuchte sie aufzuheitern:

„Schäme dich, Großmutter, du hast ja schon das graue Elend. Du verträgst nichts mehr.“

„Oho!“ lachte sie. „Ich kann dir noch etwas vorgeben, mein Bürscherl. Prost! Ex!“

Nachdem sie getrunken hatte, meinte sie:

„Du kannst dir ja, solange ich noch die Wirtschaft führe, irgendeinen kleinen Zeitvertreib zulegen.“

„Was denn zum Beispiel?“

„Laß dich zum Abgeordneten wählen. Ist sofort zu machen. Ich brauche nur mit dem Pfarrer ein Wort zu reden.“

Er wehrte mit beiden Händen ab:

„UM Gottes willen! Mehr fehlt mir nicht. Unser Parlament! Das ist wohl das Kläglichste vom Kläglichen. Sie bellen sich an und streiten um Straßentafeln und Sprachenverordnungen. Nicht einer ist da, der aufstehen und reden würde: Friede! Seid einig! Wir sind Brüder, Kinder eines Vaterlandes, Österreicher sind wir!“

Die alte Baronin begann laut zu singen:

„O du mein Österreich! Österreich!“

Es klang wie beleidigte Liebe und schmerzlicher Hohn.

Heinersdorff blickte auf die Uhr und rief:

„Donnerwetter! Weißt du, wie spät es ist, Großmutter?“

„Na?“

„Die Mitternacht zieht näher schon.“

Die Großmutter sprang auf und sagte:

„Das kommt nur von deiner dummen Politik!“

„Ich habe ja gar nicht damit angefangen.“

„Wer denn sonst? Aber jetzt marsch ins Bett! Morgen ist auch noch ein Tag, um das Vaterland zu retten.“

Sie drückte ihrem Enkel einen schallenden Kuß auf die Stirn und trieb ihn aus dem Saal.

13.

Heinersdorff schlief bis spät in den Tag hinein. Er mußte allein frühstücken, da die Großmutter schon vor einigen Stunden auf die Felder hinausgefahren war. Er wollte zuerst den Verwalter aufsuchen, aber er sagte sich, daß er ihn vormittags kaum zu Haus treffen würde. Deshalb beschloß er, den Besuch auf den Nachmittag verschieben und jetzt einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.

Er ging gemächlich und rauchend durch den großen Park, der sich eine Stunde weit rings um das Schloß ausbreitet. Er freute sich des schönen, milden Frühlingstages und dachte voll zärtlicher Liebe an Hedwig, der er in wenigen Monaten sein schönes Reich zeigen durfte. So kam er in Gedanken zu einer Waldwiese, die fast kreisrund und von hohen, alten Eichen umrahmt war. In der Mitte erhob sich ein weißer Tempel, zierlich und anmutig, von dunkelgrünen Lebensbäumen umstanden, mit einem kleinen Vorbau, den zwei schlanke, griechische Säulen trugen. Dieses heitere Häuschen, das wie ein zärtlicher Sommerpavillon aussah, war die Grabstätte der Barone von Heinersdorff.

Heinersdorff stutzte einen Augenblick, als er die Wiese betrat, denn er hatte es nicht im Sinn gehabt, die alten Gräber zu besu-

chen. Dann schritt er aber doch über den blütenbunten Rasen auf das schwere, schmiedeeiserne Tor zu, das kunstreich verarbeitet das Wappen der Heinersdorffs zeigte. Auf der Stirn des Mausoleums war, von Schnee und Regen halb verwaschen, zu lesen:

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“

Heinersdorff lächelte ein wenig über den Bibelspruch. Welcher kriegerische Vorfahre hatte ihn, vielleicht mißverständlich, für sein Grabmal gewählt? Immerhin, er paßte für die Ruhestätte alter, tapferer Soldaten.

Er öffnete das Tor und betrat den hellen Raum, der frei von Düsterteit und Todesbängen war. Durch die Fenster fiel das grüne Waldlicht, und auf den Steinfliesen lagen Sonnenkringel. Auf den gelben Wänden war geschrieben: „Ihr seid das Licht der Welt“ und „Ihr seid das Salz der Erde“. Sie waren nicht beschieden, die Barone von Heinersdorff.

In einer Ecke stand ein Ritter, gewappnet und gerüstet, und stützte sich trotzig auf sein Schwert. In einer andern Ecke war eine verwiterte, arg zerschossene Standarte befestigt, die ein Heinersdorff in der Schlacht bei Kollin erbeutet und hierher verschleppt hatte.

Er ging von Sarg zu Sarg und las die Inschriften. Die Heinersdorffs hießen immer Georg oder Ferdinand Franz, und alle waren Soldaten gewesen, hatten sich ihr Leben lang für Kaiser und Reich in aller Welt herumgeschlagen und waren zumeist im Feld gefallen. Hier lag Ferdinand Franz, der Stadtkommandant von Venedig, sein Urgroßvater, der bei Custozza den Tod gefunden hatte, und Georg Heinersdorff, sein Großvater, der als Oberleutnant bei Königgrätz sein junges Leben lassen mußte. Im selben Jahr waren Vater und Sohn hier zur letzten Ruhe gegangen. Neben der Grabstätte des Großvaters stand ein großer Sarg, auf dem zu lesen war: Maria Assunta Heinersdorff, geb. Gräfin Ihlefeld, geboren am 2. März 1842 zu Venedig, gestorben zu Altheinersdorff am – – –. Das Datum war nicht ausgefüllt. Er mußte sich erst zurechtfinden,

ehe er erriet daß dies die Ruhestätte der Großmutter war, die so stark und gesund draußen in der Sonne herumwirtschaftete. Er betrachtete mit einiger Rührung den großen, breiten Sarg, den die Großmutter sich hatte bauen lassen, um nur recht bequem und behaglich dereinst ihre alten Knochen ausstrecken zu können.

Der nächst in der Reihe war der Rittmeister Ferdinand Franz Heinersdorff, sein Vater, der auch in den Sielen gestorben war, freilich nicht auf dem Schlachtfeld, sondern, den kümmerlichen Zeitläuften entsprechend, auf dem Manöverfeld. Bei einer Attacke war er so unglücklich gestürzt, daß er sich die Wirbelsäule gebrochen hatte. Vierzehn Tage lang war er unter den unsäglichsten Schmerzen bei voller Besinnung auf dem Krankenlager gelegen, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöst hatte. Neben ihm ruhte seine Frau, die ei Jahr später ihrem Gatten gefolgt war. Dann folgte wieder ein leerer Sarg: Georg Heinersdorff, geboren am 10. Februar 1879 zu Wien, gestorben am ... Er hatte ein merkwürdiges Frostgefühl, als er vor dem Sarge stand, in dem er einst stumm und kalt den letzten Schlaf schlafen würde. Es schien ihm, als läge er schon lange hier tot und ein Fremder besuchte sein Grab. Aber dann zog Ruhe und Frieden in sein Herz. Es war eigentlich ganz schön, zu wissen, wo einem die letzte Stätte bereitet war. Der Tod verlor alle Schrecken und Bitternisse. Er war ein milder Engel, der die Heinersdorff sacht bei der Hand nahm und lächelnd in den fröhlichen, weißen Tempel führte, der mitten im Walde auf einer schönen, bunten Wiese stand.

Heinersdorff grüßte Vater und Mutter du die Fahne von Kolin und trat in die Sonne hinaus.

Nachmittags machte er den Besuch bei Krimbacher, dem Verwalter. Das Haus lag am Waldrand und war braun und stattlich. De wilden Rosen kletterten bis zum Dach hinauf und hüllten zur Sommerzeit das Haus in duftende Flammen ein.

Die Frau des Verwalters saß vor der Tür und spielte mit ihren beiden Jungen, die das hellblonde Haar der Mutter hatten.

Er grüßte freundlich:

„Guten Tag, Frau Krimbacher.“

Sie stand auf und reichte ihm die Hand:

„Guten Tag, Herr Baron.“

„Wie geht's immer?“

„Danke schön, gut, Herr Baron.“

Sie war eine große, ruhige Frau mit grauen Kinderaugen, die immer ein wenig v erträumt blickten.

„Mein Mann ist nicht zu Haus, Herr Barin, aber er muß jeden Augenblick kommen.“

Er sagte fröhlich:

„Er mag sich ruhig Zeit lassen. Ich unterhalte mich mit Ihnen viel besser als mit ihm.“

Sie lachte.

„Er spricht ha doch nur von der Wirtschaft,“ meinte Heinersdorff.

„Oder vom Feldzeugmeister Galgotzi“, sagte sie gutmütig.

„Wir dürfen ihm den Spaß nicht verderben, Frau Krimbacher.“

„I Gott bewahre! Jeder hat sein Steckenpferd.“

Er lächelte.

„Warum lachen Sie, Herr Baron?“

„Das weiß ich gar nicht. Ich freue mich nur immer, wenn ich Sie sprechen höre, Frau Krimbacher. Sie teilen das ‚st‘ so lieb ab.“

„Das kann ich mir gar nicht abgewöhnen, obwohl ich so lange in Österreich bin.“

„Sie sollen es auch nicht.“

Der Verwalter, der ein Steirer war, hatte sich seine Frau aus den Nordmarken, aus Apenrade, geholt.

„Ach, ich möchte schon. Die Leute lachen mich aus, und die Bauern verstehen mich überhaupt nicht.“

Heinersdorff antwortete fröhlich:

„Das ist ja weiter kein Unglück.“

„Ne, das nicht.“

„Aber sonst haben Sie sich schon bei uns eingewöhnt, Frau Krimbacher?“

„O ja, Herr Baron.“

„Kein Heimweh mehr?“

Sie dachte nach und erwiderte, ein wenig verschämt:

„Wenn ich aufrichtig sein soll, nach dem Wasser habe ich schon manchmal Sehnsucht.“

Sie blickte mit ihren grauen Seemannsaugen starr in die Luft, als sähe sie das große, unruhige Meer.

„Sehnsucht ist was Schönes“, sagte Heinersdorff. „Man soll immer etwas haben, wonach man sich sehnen kann.“

„Das ist wahr, Herr Baron. Als ich vorigen Sommer in meiner Heimat war, kam mir das Meer gar nicht so schön vor wie hier in der Erinnerung. Darum fahre ich lieber gar nicht nach Haus.“

Der Verwalter kam. Er war ein großer, starker Mann mit einem rotbraunen Gesicht, aus dem eine Hakennase kühn hervorsprang. Er hatte etwas Strammes und Militärisches im Schreiten und Sprechen.

Er zog seinen Jägerhut mit der Spielhahnfeder und grüßte:

„Guten Tag, Herr Hauptmann.“

Heinersdorff lächelte:

„Grüß Gott, Herr Krimbacher! Mit dem Hauptmann ist es vorbei.“

Der Verwalter blickte ihn erstaunt an.

„Was heißt das, Herr Hauptmann?“

„Ich bin in Pension gegangen, Herr Krimbacher.“

„Das ist aber schade!“

„Jetzt verlieren Sie die ganze Hochachtung vor mir, was?“

Krimbacher rief verlegen:

„Aber Herr Baron!“

Seine Frau lächelte Heinersdorff verständnisvoll zu.

„Trudchen, mach' uns einen Kaffee! Sie geben mir doch die Ehre, Herr Baron?“

„Natürlich! Ich bin ja nur hergekommen, um mit Ihnen und Ihrer lieben Frau Kaffee zu trinken.“

„Also fix, Trudchen!“, rief der Verwalter, „du, aber keinen kö-

niglich preußischen Kaffee, der schön schmeckt, sondern einen richtigen österreichischen!“

„Ach, snak doch nicht“, lachte die Frau und ging ins Haus.

Der Verwalter begann sogleich einen ausführlichen Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Gutes zu erstatten. Er schlug Verbesserungen vor, von denen die alte Frau Baronin nichts hören wollte, setzte sich für den Ankauf eines Motorpflugs ein und beantragte eine rationellere Ausnützung der allzu üppigen Waldbestände.

Heinersdorff hörte eine Weile geduldig zu, aber als Frau Krimbacher mit dem Kaffee erschien, sagte er freundlich:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Krimbacher, ich verstehe nicht viel davon. Vorläufig führt die Großmama noch das Regiment, gemeinschaftliche mit Ihnen, und ich habe mich nicht zu beklagen.“

Der Verwalter ereiferte sich:

„Wir könnten aber leicht vier Prozent aus dem Gut herauswirtschaften, Herr Baron.“

„Drei Prozent sind auch ganz schön. Wozu brauchen wir so viel Geld? Warten wir, bis ich verheiratet bin und Kinder habe.“

Krimbacher wollte ein wenig gekränkt sein, aber Heinersdorff versöhnte ihn sofort, indem er mit einem lächelnden Blick zu der Frau des Verwalters sagte:

„Erzählen Sie mir lieber etwas vom Galgotzi! Wissen Sie vielleicht wieder eine neue Geschichte?“

Galgotzi war der Abgott des Verwalters, der den Feldzeugmeister als Reserveoffizier während seiner Dienstleistung in Galizien kennen gelernt hatte. Er verehrte ihn als ruhmreichen Helden vieler Schlachten, die nie geschlagen wurden, und sammelte mit Feuereifer die unzähligen Anekdoten, die über den groben General im Schwang waren.

Krimbacher machte sofort ein freundliches Gesicht, als die Rede auf Galgotzi kam, und antwortete bereitwillig:

„Ich kenne eine neue Geschichte von ihm, Herr Baron.“

„Also legen Sie los!“

Die Frau des Verwalters lachte spitzbübisch. Er fragte ein wenig gereizt:

„Warum lachst du denn?“

Heinersdorff legte sich ins Mittel und erklärte:

„Seien Sie doch froh, Krimbacher, wenn Ihre Frau ein wenig lustig ist!“

Der Verwalter leerte seine Schale Kaffee auf einen Zug, um während der Erzählung nicht gestört zu werden, und begann dann voll Behagen:

„Also passen Sie auf, Herr Baron. Der Feldzeugmeister begibt sich eines Tages mit einer Anzahl von Stabsoffizieren auf eine längere Inspizierungsreise. Ich weiß nicht, was er inspiziert hat, aber das ist ja auch wurscht. Das Ministerium hatte für diese Reise fünftausend Kronen bewilligt. Einige Monate nachher kommt der Intendant zu Galgotzi und meldet, dass das Ministerium Rechnungslegung über das Geld verlangt. Der General schnauzt ihn an: ‚Lassen’s mich in Frieden! Ich habe was Wichtigeres zu tun!‘ Der Intendant zieht ab. Einen Monat später kommt der Adjutant: ‚Exzellenz, das Ministerium urgiert die Rechnungslegung.‘ Galgotzi schreit: ‚Sie sollen mich gern haben!‘ Nach einiger Zeit erscheint der Oberintendant und fleht händeringend: ‚Exzellenz, ich bitte um die Rechnungslegung. Die Herren im Ministerium sind schon sehr ungehalten.‘ Galgotzi tobt: ‚Was wollen Sie denn von mir? Ich bin ja kein Kanzlist. Machen’s sich die Rechnung selber.‘ Der Oberintendant stottert: ‚Ich habe keine Ahnung, was Exzellenz ausgegeben haben.‘ ‚Ich auch nicht‘, brüllt Galgotzi. ‚Es geht um meinen Hals‘, jammert der unglückliche Oberintendant. ‚Also kommen’s‘, sagt Galgotzi und geht mit dem Oberintendanten in die Kanzlei. Er setzt sich zum Schreibtisch, holt aus dem Papierkorb einen alten Kaszettel heraus und schreibt:

„5000 Kronen erhalten,
5000 Kronen ausgegeben.
Gestohlen hab’ ich nix.

Galgotzi.“

Heinersdorff lachte.

„Die Geschichte ist sehr lustig, auch wenn sie nicht wahr ist.“

„Sie ist sicher wahr“, beteuerte der Verwalter.

„Gut. Aber das beweist noch nichts. Damit gewinnt man keine Schlacht.“

„Gewiß nicht, aber es liegt doch Rasse darin. Glauben Sie mir, Herr Baron, es ist jammerschade, dass der Galgotzi nicht zum Kriegführen gekommen ist! Er hätte den Brüdern ein Liedel aufgespielt.“

„Politisert wird nicht“, erklärte Frau Krimbacher energisch.

„Sehr richtig! Politisiert wird nicht“, stimmte ihr Heinersdorff bei. „Der Tag ist viel zu schön dazu.“

„Von Politik will meine Frau nichts hören.“

„Das hat auch gar keinen Wert“, sagte sie. „In Österreich wird immer nur geredet, aber es geschieht nicht.“

„Sie wissen gar nicht, wie recht Sie haben, Frau Krimbacher“, antwortete Heinersdorff.

Er blieb noch eine ganze Weile bei den Verwalterleuten, und ging erst nach Haus, als der Abend dunkelte.

Nach dem Nachtmahl sagte die Großmutter plötzlich:

„Meiner Seel’, ich bin schon ganz verblödet.“

„Ja warum denn, Großmutter?“

„Ich habe dich noch gar nicht gefragt, wie es deiner Braut geht?“

„Gut, Großmutter.“

„Hast sie noch immer lieb?“

„Mehr als mein Leben.“

„Das ist recht“, nickte die alte Baronin befriedigt.

„Es ist die höchste Zeit, dass du heiratest, sonst stirbt das Geschlecht der Heinersdorff aus.“

„Es wird nicht aussterben“, rief er übermütig.

„Das will ich hoffen. Wann ist denn die Hochzeit?“

„Wenn alles gut geht, im Herbst.“

Er sagte es ein wenig kleinlaut.
„Was heißt das: Wenn alles gut geht?“
Er machte ein verzwicktes Gesicht.
„Das ist nämlich so eine Sache. Ich habe mich mit dem General Buschgart zerzankt.“
„So, schön! Wieso denn?“
Er berichtete, stockend und unfroh, von der Szene in dem kleinen Hietzinger Haus.
Die Baronin war empört.
„Und du hast dich ruhig Feigling schimpfen lassen? Ich hätte ihm die Augen ausgekratzt und die Zunge abgeschnitten.“
Sie war entrüstet die Zigarre in den Aschbecher.
Er sagte entschuldigend:
„Er ist ein alter Mann, Großmutter, und der Vater meiner Braut.“
Sie musste ihm widerstrebend recht geben:
„Freilich, das ist schon wahr, aber ich hätte ... na, und wie ist denn die Geschichte ausgegangen? Hat er dich um Verzeihung gebeten?“
Er schüttelte den Kopf.
„Also, was ist denn geschehen?“
„Gar nichts. Wir sind im Bösen auseinander.“
Sie sah ihn maßlos erstaunt an.
„Und da willst du im Herbst Hochzeit machen? Wie stellst du dir das vor?“
„Ganz einfach. Ich habe mit Hedwig alles angemacht. Ich hole sie im Herbst ab, und wir heiraten ohne Aufsehen in aller Stille. Nach der Trauung fahren wir nach Heinersdorff.“
„Du bist ein Narr, mein Söhnchen“, erklärte die Großmutter mit voller Überzeugung, „ein kompletter Narr. Du glaubst doch nicht einen Augenblick im Ernst, dass der General Buschgart zu einer solchen Hudriwudri-Hochzeit Ja und Amen sagen wird?“
„Du kennst den General nicht, und du kennst Hedwig nicht, Großmutter. Er wird seine Zustimmung zu der Ehe nicht rückgän-

gig machen, und Hedwig ist überdies volljährig.²

Die alte Baronin meinte zweifelnd:

„Ich kann mir zwar nicht gut vorstellen, wie das alles möglich sein soll, aber ich kenne schließlich die heutigen Sitten zu wenig. In früherer Zeit haben die Heinersdorff anders geheiratet. Der Herr von Buschgart müßte sich eigentlich eine große Ehre daraus machen, wenn seine Tochter eine Baronin Heinersdorff wird.“

Er antwortete lachend:

„Ist ja gar nicht wahr, Großmutter. Ich muß froh sein, wenn Hedwig mich nimmt. Sie ist tausendmal besser und wertvoller als ich.“

„Ich hoffe, dass du so geschmacklose Dinge nur mir sagst und nicht auch deiner Braut.“

„O nein, ich sage es auch Hedwig, so oft ich nur kann.“

Die Großmutter erklärte missbilligend:

„Na, das kann ja eine schöne Ehe werden!“

Dann schwieg sie eine Zeitlang hartnäckig und überlegte. Endlich sagte sie, fest entschlossen:

„Glaub' mit, mein Junge, so ist das Ganze nicht möglich. Du mußt irgendeine Form finden, um mit dem alten Esel wenigstens äußerlich in diplomatische Beziehung zu treten. Das hat ja weiter gar nichts zu bedeuten. Wir stehen auch zu Russland in freundschaftlichen Beziehungen.“

„Das ist lauter Unsinn! Ich kann nicht zu dem General hingehen und sagen: ‚Verzeihen Sie, Exzellenz, ich bin wirklich kein Feigling. Mein Ehrenwort!‘“

„Das verlangt auch niemand.“

„Also was denn?“

Sie antwortete nachdenklich:

„Wenn dir an dem Mädels wirklich so viel liegt, so will ich ein übriges für dich tun., Ich bin zwar seit ein paar hundert Jahren nicht aus Heinersdorff herausgekommen, aber dir zuliebe werde ich nach Wien fahren.“

„Zu welchem Zweck?“

„Ich werde zu dem Herrn von Buschgart gehen und ihm meine Meinung sagen.“

„Um Gottes willen!“ reif Heinersdorff entsetzt.

„Du kannst dich auf mich verlassen, mein Junge. Ich werde den guten General davon überzeugen, dass es keinen Heinersdorff gibt, der ein Feigling ist. Eine Stunde später wird er dich um Entschuldigung bitten, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

Heinersdorff sagte lachend:

„Das ist ganz ausgeschlossen, Großmutter. Wie ich dich kenne, prügelt ihr euch nach zehn Minuten.“

„Ich werde ihm ganz ruhig meine Meinung sagen.“

„Nein, nein, das geht nicht. Du würdest alles verderben.“

Die Baronin antwortete, ein wenig beleidigt:

„Bitte, wie du glaubst. Ich habe dir nur gefällig sein wollen.“

Er dachte eine Weile nach.

„Du könntest mir aber einen andern Liebesdienst erweisen, Großmutter.“

„Nun?“

„Du musst mit mir zur Hochzeit nach Wien fahren.“

„Als Garde oder zu deiner Bewachung?“

„Nein, das nicht,“ lachte er, „aber es ist ganz gut, wenn jemand von meiner Familie dabei ist. Du wirst die Gegensätze überbrücken.“

„Ich tue, was du willst. Für dich fahre ich sogar nach Wien.“

„Ich danke dir schön, Großmutter.“

Sie schloß:

„Aber nach der Hochzeit werde ich dem General meine Meinung sagen!“

„Was fällt dir ein!“

„Schön. Dann rede ich überhaupt keinen Ton mit ihm.“

Er sprang auf und küsste sie:

„Du bist goldig, Großmutter.“

„Und du bist ein ganz dummer Junge“, lachte sie.

Hedwig Buschgart schrieb sehr oft. Es waren tapfere Briefe, die nichts von ihrem Herzeleid und von ihrer Sorge verrieten. Sie schrieb nichts von trüben, endlosen Abenden, die sie in dem gelben Hietzinger Häuschen verlebte. Der General saß schweigend da und hielt die Zeitung in der Hand, ohne zu lesen. Er starrte unablässig die geliebte Tochter an, die das blasse Gesicht tief über die Stieckerei gebeugt hielt.

Er wollte ihr etwas Tröstliches sagen, aber er vermochte es nicht. Er wollte fragen:

„Wie soll es nun werden mit dir und Heinersdorff?“

Der dumme Stolz hielt seine Zunge gebunden. Er schwieg und sah mit steigender Angst, wie blaß und schmal die Tochter wurde. Er versuchte, sie zu zerstreuen. Er brachte Einladungen und Billets für Theater oder Konzerte.

Sie lehnte ab:

„Geh' allein, Vater. Ich bin nicht in der Stimmung.“

Manchmal, wenn das abendliche Schweigen unerträglich wurde, bat er sie, zu spielen. Sie legte gehorsam ihre Arbeit weg und setzte sich zum Klavier.

„Was soll ich spielen, Vater?“

„Was du willst, mein Kind.“

Sie spielte dann immer Grieg. Ihr ganzes Leid und ihren bitteren Kummer legte sie in das Spiel, das ihm wie eine wortlose Anklage erschien. General Buschgart begann Grieg zu hassen.

Einmal fragte Tante Klara in einem Briefe, wann die Hochzeit sein würde. Der General las den Brief und schob ihn schweigend Hedwig zu. Sie überflog die Zeilen und gab sie, ohne ein Wort zu verlieren, dem Vater zurück.

Heinersdorff wusste nichts von diesen stummen Kämpfen. Die Briefe, die er erhielt, waren nicht allzu heiter und überschwänglich, aber doch nicht beunruhigend und hoffnungslos. Hedwig

hatte ja wahrlich keinen Grund zu jauchzender Fröhlichkeit. Er fragte einmal an, ob er nach Wien kommen sollte. Sie schrieb zurück, er möge den Besuch lieber unterlassen. „Warte bis zum Herbst, Liebster. Es ist besser so. Wir können ja doch nicht beisammen sein, wie es uns geziemt. Es ist für mich ein niederdrückendes Gefühl, abends heimlich aus dem Hause schleichen zu müssen, um mit dir, mein Geliebter, in einem fremden Garten ein paar verstohlene Worte zu wechseln. Wenn du dann wieder von mir gehst, trage ich es doppelt und dreifach schwer. Warten wir bis zum Herbst. Es dauert ja nicht mehr lange.- Der Flieder blüht schon.“

Heinersdorff gab ihr recht. Es hatte keinen Sinn, ein paar Stunden lang beisammen zu sein, um dann wieder für Monate auseinander zu gehen. Maß riß die frische Wunde immer von neuem wieder auf.

Heinersdorff blieb auf seinem Schloß. Er ritt viel, machte Besuche bei den Nachbarn, an Regentagen las er in den alten Chroniken, die die Bibliothek enthielt, und späterhin bekümmerte er sich auch ein wenig um den Wirtschaftsbetrieb, aber alles, was er tat, geschah ohne rechte Lust und Freude. Die Heiterkeit der ersten Tage war verschwunden. Eine dumpfe, quälende Angst saß ihm im Herzen und drückte ihn zu Boden.

Eines Morgens, es war schon im Juni, fragte die Großmutter beim Frühstück:

„Jetzt sag' mir einmal, Junge, was hast du eigentlich? Du gehst herum, wie wenn die die Hühner das Brot weggefressen hätten.“

„Aber lächerlich“, brummte er.

„Das ist gar nicht lächerlich. Du isst nichts, du trinkst nichts, du sprichst nichts, du lachst nicht, was heißt das?“

„Ich bin halt ein bisschen grantig, Großmutter“, erwiderte er ungeduldig.

„Ich glaube, du langweilst dich hier.“

„Gar nicht.“

„O ja,“ erklärte die alte Baronin bestimmt, „du langweilst dich. Das begreife ich schließlich ganz gut. Du hast nichts zu tun, nervös bist du auch wie jeder richtige Bräutigam, und nach deinem Generalstab hast du ebenfalls Sehnsucht.“

„Rede mir nicht solche Sachen ein, Großmutter.“

„Ich will dir einen Rat geben, Georg“, sagte die kluge, alte Frau.

„Nun?“

„Mach' eine Reise! Die wird dich zerstreuen und dir über den faden Sommer hinweghelfen.“

„Wohin soll ich denn fahren? Fragte er mürrisch.

„Fahr' nach Österreich!“

„Nach Österreich?“

„Ja,“ sagte die Großmutter, „mach' eine Entdeckungsreise durch Österreich. Kennst du denn dein Vaterland? Nein. Also los!“

„Ich muß es mir noch überlegen“, antwortete er ausweichend und stand vom Tisch auf.

Abends sagte er:

„Du hast recht, Großmutter.“

„Ich habe immer recht.“

„Ich will wegfahren.“

„Bravo!“

„Das Herumsitzen und Warten auf den Herbst ist mir unerträglich!“ rief er.

„Na, Gott sei Dank, dass du es nur einsiehst!“

„Ich werde ein paar Monate durch Österreich bummeln und im September direkt nach Wien fahren. Von dort komme ich dann her und hole dich zur Hochzeit ab.“

Sie sang fröhlich:

„Treulich geführt ...“

Er lächelte.

„Daß du nur auch einmal den Mund verziehest. Ich glaubte schon, du hättest das Lachen überhaupt verlernt, du dummer

Bub'!“

Sie rief voll Übermut:

„Sie, Franz, sagen Sie der Poldi, sie soll zwei Flaschen heraufholen von dem Wein, der –“

Der Diener ergänzte ehrfurchtsvoll:

„In der Ecke rechts, ich weiß schon, Frau Baronin.“

„Also marsch – marsch“, schrie die Großmutter.

„Heute trinken wir uns einen kleinen Abschiedsschwips an,“ lachte sie mit blitzenden Augen, „ohne Gnade und Widerrede, und morgen werfe ich dich zur Tür hinaus, verstanden!“

Er sagte bewundernd:

„Ich wollte, ich wäre so jung wie du, Großmutter!“

Am nächsten Tage fuhr er fort.

Es war eine wundervolle, jugendselige Reise ohne Plan und Absicht ins Blitzblaue hinein. Er hatte ein jubelndes Gefühl von Freiheit, als er in der Bahn saß. Alles, was ihn in Altheinersdorff bedrückt und sein Gemüt verdüstert hatte, war weggeweht. Wolkenlos war der Himmel und hoffnungsvoll die Zukunft. Unablässig sangen die Räder im Takt: Nun geht das Wandern an! Die Lerchen, die Berge, die Telegraphendrähte, alles sangen: Nun geht das Wandern an!

In Salzburg verließ er den Zug. Wie liebte er die holde Stadt! Das Glockenspiel begrüßte ihn mit silberhellem Klingen und erfüllte sein Herz mit Fröhlichkeit. Der Dom nickte ihm freundlich zu, und die alten Brunnen rauschten lauter. Nachmittags stieg er langsam und froh gestimmt auf den Kapuzinerberg. Es war ein heller, sonnentrunken Tag. Vor dem kleinen Holzhäuschen, in dem Mozart die „Zauberflöte“ komponiert hatte, machte er halt und zog andächtig den Hut. Mozart! Er sah Hedwig vor sich, die die Geige unter das Kinn presste. Wie adelig-heiter ihr Gesicht war! Er schickte der Geliebten sehnsuchtsvolle Grüße. Er ging weiter durch den hohen Wald bis zum Francisci-Schlüssel. Er saß allein in dem einsamen Garten und schrieb Hedwig einen strahlenden Brief.

Von Salzburg fuhr er südwärts, immer ohne festen Plan. Wo es ihm gefiel, stieg er aus. Er hatte nur eine Handtasche bei sich und fand Zeit, einen Entschluß zu fassen, wenn der Zug bereits in die Station einfuhr. Er machte in Golling halt, um den Paß Lueg zu besuchen. Mit freudigem Stolz stand er vor dem Denkmal für Josef Struber, der 1809 mit zwei Kompanien gegen 13000 Franzosen den Paß zwei Wochen lang gehalten hatte. Was für Helden, dachte er bewegt und studierte mit den Augen des Generalstäblers die strategische Position. In Bischofshofen entschied er sich dafür, die Tauernbahn kennen zu lernen. Er bewunderte das kühne Werk, das österreichische Ingenieure gebaut hatten, und freute sich seines Vaterlandes. Du weißt ja gar nicht, Großmutter, dachte er lächelnd, wie groß und stark wir geworden sind.

In Villach beschloß er, nach Triest zu fahren. Es war ein drückend heißer Nachmittag, als er auf dem Molo San Carlo stand, aber er spürte die Hitze nicht, so freudig bewegt war sein Herz. Er war seit vielen Jahren nicht dagewesen und staunte nun, als wäre ihm ein Zukunftstraum erfüllt worden. Alles regte sich, alles arbeitete, überall Fortschritt und Entwicklung. Am Ufer standen gewaltige Speicher, mächtige Dampfkräne schwebten in der Luft, im Hafen drängten sich Mast an Mast, ein Indienfahrer des Österreichischen Lloyd war eingetroffen und begann seine Ladung zu löschen, und dort machte sich ein großer Ozeandampfer der Austro-Americana reisefertig. Welche Möglichkeiten schlummerten noch in diesem schönen Hafen der Adria! Aber schweig' still, mein Herze! Es ging ja vorwärts, nichts stand ruhig. Stolz flatterten die vierfarbigen Handelsflaggen und jauchzten: Österreicher sind wir!

Stundenlang stand Heinersdorff auf dem Molo San Carlo und träumte. Er sah das weite Land, von Triest bis zur russischen Grenze, vom Bodensee bis zu den Karpaten, ein starkes, mächtiges Land, Alt-Österreich, nein: Neu-Österreich. Dieses große Reich, das seiner Kraft kaum bewusst war, verurteilten arme Narren zum Tode und schwatzten von Aufteilung. Er musste darüber lächeln. Dann schämte er sich des Kleinmutes, der auch ihn oft

gepackt hatte. Der alte Adler lebt noch. Seid getrost! Der alte Adler kann noch fliegen.

Von Triest fuhr Heinersdorff mit einem langsamen Frachtdampfer die dalmatinische Küste entlang. Welch eine Fahrt! Er war der einzige Passagier an Bord. Der alte Kapitän hatte ihm seine Kajüte eingeräumt und behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn, so sehr freute er sich, einen Menschen bei sich zu haben, mit dem man ein rechtschaffenes Garn spinnen konnte. Er war auf allen Meeren gefahren, bis er das große Unglück im Atlantik hatte, das ihn ohne Verschulden traf. Seit damals vertrauten ihm die Reeder kein Schiff langer Fahrt mehr an, und er musste mit diesem alten Kasten schmachvoll die Küste entlang gondeln.

Traumselige Tage waren es, die Heinersdorff auf der „Santa Margherita“ verbrachte. Tiefblauer Himmel, tiefblaues Meer und wie glühendes Gold die heiße südliche Sommersonne. Gemächlich und ruhevoll stampfte der alte Dampfer durch die kochende See und rastete in jedem Hafen. Das Wundervollste waren die lauen Nächte. Die Sterne strahlten in nie gesehenem Glanze, und die weiße Küste glitt wie ein Silberstreifen vorüber. Heinersdorff saß in Hemdärmeln mit dem Kapitän auf dem Verdeck, der seltsame Ereignisse von seinen fernen Fahrten erzählte. Schwarz funkelte der Istrianer in den Gläsern, und Matrosen, die fast nackt auf dem Vorderdeck lagen, sangen schwermütige Dalmatiner Lieder, begleitet von leise zirpenden Mandolinen. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht war diese Fahrt durch die veilchenblaue Adria.

In Cattaro verließ Heinersdorff die „Santa Margherita“. Als er in ein Kaffeehaus trat, um der sengenden Sonne zu entgehen, wurde sein Name gerufen. Er drehte sich erstaunt um und erkannte seinen Jugendfreund Trimalzo, der Fregattenkapitän war.

„Menschenskind, wie kommst du jetzt nach Cattaro?“

Heinersdorff lachte:

„Ich bin auf einer Entdeckungsreise. Aber erzähl', wie geht es dir? Was treibst du?“

Sie hatten sich viel zu berichten. Als sie mit ihren kleinen persönlichen Schicksalen zu Ende waren, kamen sie auf Größeres zu sprechen. Heinersdorff erzählte von den starken Eindrücken, die er in Triest empfangen hatte.

„Ja, es geht vorwärts, lieber Freund“, bestätigte Trimalzo.

„Hast du unsere neuen Kriegsschiffe gesehen?“

„Noch nicht. Ich will mich auf der Rückfahrt in Pola aufhalten.“

„Brauchst du nicht“, sagte der Fregattenkapitän. „Die Dreadnoughts laufen morgen in die Bocche ein.“

„Da freue ich mich.“

„Du darfst dich auch freuen“, erklärte Trimalzo voll Stolz.

„Die Schiffe sind fabelhaft. Ich wollte, wir hätten fünf Stück mehr davon, dann wären wir die Herren der Adria.“

Er seufzte.

„Die Kriegsmarine ist das Stiefkind Österreichs. Für alles ist Geld da, nur nicht für Schiffe.“

„Man muß Geduld haben“, mahnte Heinersdorff.

„Geduld! Das sagt man so, ohne sich etwa dabei zu denken“, klagte der Fregattenkapitän. „Die Versäumnisse, die jetzt geschehen, sind nicht wieder gut zu machen, mein Lieber. Wir werden auf allen Seiten überflügelt. Die Zeiten des alten Tegethoff sind vorüber. Dabei haben wir die besten Matrosen, die du dir nur denken kannst, und wirklich tüchtige Offiziere, mich ausgenommen, wenn du willst, wir können die Schiffe ganz aus heimischem Material bauen, wir haben tüchtige Ingenieure, aber unsere Werft feiert; denn es ist kein Geld da. Aus lauter Verzweiflung wollen sie jetzt neue Maschinen in alte Schiffe einbauen. Das ist so typisch österreichisch. Immer nur das Halbe!“

Heinersdorff ließ sich die frohe Hoffnung nicht nehmen. „Man muß Geduld haben, lieber Freund“, wiederholte er. „Es geht ja doch vorwärts.“

Als er am nächsten Tage die Dreadnoughts gesehen hatte, über die sein Herz frohlockte, reiste er mit einem schnellen Dampfer

nach Triest zurück. Er fand hier ein Schreiben der Großmutter vor. „Wenn du nach Venedig fährst, mein Junge, sieh’ nach, ob das Haus noch steht, in dem ich geboren wurde.“

Um Mitternacht setzte er sich in das Schiff und fuhr nach Venedig hinüber. Wie seltsam, dachte er, als er über den Markusplatz ging, daß diese Stadt einmal österreichisch war. Man konnte es sich gar nicht vorstellen. Und doch war es gar nicht lange her. Sein Großvater lag hier noch in Garnison, und der Urgroßvater war Stadtkommandant. Die österreichische Heimat war Venedig für seine Vorfahren gewesen, und ihm bedeutete es die bittere Fremde. Er fand das Haus, in dem die Großmutter geboren wurde, und schickte eine Photographie davon der alten Frau nach Heinersdorff. Er fühlte sich gar nicht wohl in Venedig. Heimweh und Sehnsucht nach der Geliebten bedrückten sein Herz. Er schrieb Hedwig Buschgart lange Briefe, in denen immer wieder das alte Lied erklang: „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten geh’n, es jubeln und lassen die anderen den Fremden alleine steh’n.“

Er verdämmerte eine ganze Woche in der weichlichen Schwüle Venedigs, matt und willenlos, von nutzlosen Zweifeln zernagt. Endlich riß er sich doch zusammen und verließ mit einem jähen Entschluß die trügerische, verbuhlte Stadt, die ihn nicht mehr loszulassen schien. Er wollte über den Gardasee nach Österreich zurückkehren. In Peschiera verließ er den Zug und begab sich nach San Martino di Battaglia. Hier war historischer Boden, heimatliche Scholle, denn die Erde war getränkt vom Blute österreichischer Kameraden. Hier war die Schlacht von Solferino geschlagen worden. Man hatte sich der Erinnerung nicht zu schämen. Er bestieg den Turm und sah leuchtenden Auges in der Ferne die Tiroler Berge glänzen.

Von Sirmione fuhr er über den tintenfarbigen Gardasee bei starker Ora nach Riva. Auf La Rocca flatterte die schwarz-gelbe Fahne, aber Heinersdorff fand hier noch nicht sein Österreich. Er kam nach Trient, und vom Doß Trento begrüßte ihn wiederum die

schwarz-gelbe Fahne aber es war noch immer nicht sein Österreich. Als er abends über den Waltherplatz in Bozen ging, da fühlte er mit einem bittersüßen Erschauern: Hier ist Österreich!

Er blieb eine Reihe von Tagen auf dem Ritten, um sich von der fiebrigen Schwüle Venedigs zu erholen. Wie klar und frisch war die Luft! Wie dufteten die gemähten Bergwiesen! Wie heimatlich sangen die Wälder! Wie keusch erglühete Abend für Abend der Schlern und der Rosengarten! We freue ich mich, daß ich ein Österreicher bin, jauchzte Heinersdorff.

Eines Tages kam ein schwermütiger Brief Hedwigs aus Franzensbad. Sie mußte ihren Vater begleiten, der Urlaub genommen hatte, um sein Herz zu heilen. Es wäre weiter nicht bedenklich, schrieb sie, bloß eine nervöse Störung, die immerhin der Pflege und Schonung bedurfte.

Heinersdorff begann zu begreifen, welches Leid die Geliebte, ohne zu klagen, in diesen Monaten trug. Er ahnte dunkel den stummen Kampf zwischen Vater und Tochter, in dem der Schwächere Sieger blieb, weil sein Herz erkrankte. Bange Sorge verdüsterte Heinersdorff das Gemüt, raubte ihm den Schlaf und trieb ihn vom Ritten. Er wollte laufen sich müde laufen, um zu vergessen und Ruhe zu finden. Er schickte sein Gepäck nach Innsbruck und wanderte mit Rucksack und Bergstock durch das Eggental in die Dolomiten. Er marschierte kreuz und quer jedem Weg nach, der ihn lockte, jeden Berg hinan, der ihn rief, bis zur Erschöpfung. Dann kam der befreiende Schlaf und wischte die Sorgen von der Stirn.

Auf dem Falzaregopaß hatte er die seltsame Begegnung mit dem Oberleutnant Dr. Wegschreiber. Sie waren Regimentskameraden und eng befreundet gewesen. Wegschreiber war immer ein verschlossener, einsamer Mensch gewesen, der sich eifrigst um die Wissenschaft bemühte und als aktiver Offizier den Dokortitel erworben hatte. Auf dem Falzaregopaß, in dem kleinen Wirtshaus, traf Heinersdorff den Oberleutnant, bei einem Glase roten Tirolers sitzend. Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten groß.

„Menschenskind, was treibst du denn?“ rief Heinersdorff. „Du bist ja vom Erdboden weggeweht.“

„Mir geht es recht gut“, antwortete Wegschreiber. „Ich liege seit drei Jahren hier in den kleinen Forts an der Grenze. Gegenwärtig bin ich auf Tre Sasi.“

Heinersdorff schüttelte verständnislos den Kopf:

„Ja, warum denn?“

„Du weißt, ich bin immer für das Einsame gewesen, darum habe ich um die Kommandierung auf die Forts angesucht. Es ist eigentlich ein bequemer Dienst, wenn man von den körperlichen Strapazen absieht. Es gibt keinen lästigen Vorgesetzten, und Ruhe und Stille hat man, wie sonst vielleicht nirgends auf der Welt. Aber jetzt erwähle mir, wieso kommst du hierher? Inspizierst du inkognito?“

Heinersdorff lachte.

Wegschreiber erklärte:

„Du kannst beruhigt wieder fortfahren. Es ist alles in Ordnung.“

„Ich hoffe es,“ erwiderte Heinersdorff, „ich bin aber auch nicht dienstlich hier, lieber Freund, denn ich habe dem Generalstab Ade gesagt.“

„So, so“, meinte Wegschreiber nachdenklich.

„Was treibst du eigentlich in deiner Einsamkeit, Oberleutnant-Doktor?“

„Ich arbeite an einem soziologischen Werk.“

„Aber wen du fertig bist, steigst du von den Bergen wieder in die Niederungen der Menschen?“

Wegschreiber antwortete bedeutsam:

„Ja, das will ich.“

Und nach einer Weile:

„Ich werde nämlich auch die Uniform ausziehen.“

„Warum denn?“

Der Oberleutnant blickte scheu um sich und flüsterte:

„Es hat keinen Zweck.“

„Was hat keinen Zweck?“

„Es ist nutzlos, die Grenzen zu bewachen. Wir kämpfen für einen verlorenen Sache.“

Heinersdorff blickte ihn überrascht an.

„Was meinst du damit?“

„Ich habe bei meinen Studien herausgebracht, daß Österreich-Ungarn soziologisch keine Berechtigung als Staatesgebilde mehr hat. Seine ursprüngliche Bestimmung als Ostmark hat es längst erfüllt und –“

Heinersdorff unterbrach ihn lachend:

„Du bist ein Narr, Wegschreiber! Berechtigung hin, Berechtigung her, wir sind nun einmal da und existieren, man kann uns nicht einfach austreichen; denn wir sind stärker und gesünder, als du in deinem Felsenest ahnst, mein Lieber. Deine Soziologie kannst du ruhig wieder einpacken.“

„Du urteilst oberflächlich.“

„Ich will dir einen Rat geben: Geh’ unter Menschen und mach’ die Augen auf, dann wirst du sehen, wie unsinnig deine Wissenschaft ist. Die Einsamkeit tut dir nicht gut. Du bist zu lange mit deinen hochmütigen Gedanken allein gewesen, das ist alles.“

„Ich will es versuchen“, antwortete Wegschreiber, und neue Hoffnung leuchtete aus seinen Augen.

Ein kranker Mann, dachte Heinersdorff bedrückt, als er seinen Weg fortsetzte. Den ganzen Tag hatte ihm der Soziologe im Waffenrock verdorben.

Von Toblach fuhr er nach Innsbruck. Sein erster Gang war wie gewöhnlich in die Hofkirche, zum Denkmal Kaiser Maximilians und im besonderen zur Statue des Königs Arthur von England, die er über alles liebte. Die Heinersdorff sahen dem Helden von Cornwallis ein wenig ähnlich. Sie besaßen die gerade Nase und den trotzigen Mund des Engländers.

Nachmittags saß er auf dem Berg Isel zu Füßen Andreas Hofers. Es war ein seltsam stiller Tag. Kein Lüftchen rührte sich unter dem blaßblauen Himmel, und die Berge trugen zarte Nebelschleier. Versunken und entrückt blickte Heinersdorff vor sich hin

und machte keinen Versuch, seiner Erstarrung zu entfliehen. Er hörte die Sill rauschen, sonst nichts. Am Tor des Kaiserjäger-Museums lehnte ein junger Soldat und rauchte aus einer kurzen Pfeife.

Plötzlich fiel ganz langsam ein großes, gelbes Blatt vor Heinersdorff zur Erde. Er hob das Blatt auf und betrachtete es aufmerksam. Ein welches Blatt. Der Herbst war da. Wie traumhaft schnell der Sommer vergangen war! Matt und kränklich stand die Sonne am Himmel. Kein Vogel sang mehr. Still war das Land. Heinersdorff erwachte. Mit trüben Augen sah er das große Sterben ringsum. Seine Zeit war gekommen. Langsam und wandermüde stieg er vom Berg Isel zur Stadt hinab.

15.

Durch die lange Alle, die schon im frühen Dämmerchein des Septemberabends lag, kam Hedwig Buschgart mit zitternden Knien auf Heinersdorff zu.

Sie reichten sich die Hände und konnten vor Bewegung nicht sprechen. Sie blickten sich stumm in die Augen, bis die Welt um sie versank. Dann machte sie ihre Hände frei und schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

„Wie freue ich mich, dich wiederzusehen“, flüsterte sie selig.

Sie blickte ihn zärtlich an, prüfte aufmerksam jeden Zug seines Gesichts und sagte:

„Du bist so braun geworden.“

Er schämte sich seines guten Aussehens. Sie war so blaß und schmal, so schwach und zerbrechlich. Das Herz tat ihm weh.

Sie gingen Arm in Arm. Sie schmiegte sich so fest an ihn, als fürchtete sie, ihn zu verlieren.

„Du siehst gar nicht gut aus, Liebste“, sagte er voll Kummer.

Sie antwortete abwehrend:

„Ach! Mir fehlt nichts.“

Er konnte jede Ader durch die blasse Haut durchschimmern sehen.

„Wie geht es dem Vater, Hedwig?“

Sie sah ihn dankbar an und erwiderte:

„Danke, Liebster, es geht ihm gut. Er hat sich im Bad sehr erholt. Die Herzbeschwerden sind fast ganz verschwunden. Er geht schon wieder ins Amt.“

„Das freut mich zu hören.“

„Du bist so gut, Liebster.“

„Ach, noch lange nicht genug für dich, Hedwig.“

Sie fragte verlegen:

„Wie kannst du nur so dummes Zeug reden, Georg? Du bist der Beste auf der ganzen Welt.“

Sie gingen schweigend weiter. Es war zu schwer, über all das Wichtige zu sprechen, was ihre Herzen bedrückte.

Sie bat:

„Erzähle mir doch von deiner Reise, Liebster!“

Er berichtete ausführlich und weitschweifend von seinen Erlebnissen. Sie hörte zu und dachte immer nur: Wie soll ich es ihm sagen?

Als er nichts mehr zu erzählen wußte, sagte er:

„Meine Großmutter läßt dich vielmals grüßen, Liebste.“

„Ich danke dir.“

„Sie freut sich sehr darauf, dich kennen zu lernen. Denk' dir, sie will zur Hochzeit nach Wien kommen.“

„Jetzt muß ich es sagen“, schrie ihr gequältes Herz.

„Das will etwas bedeuten, mußt du wissen. Seit sechshundsechzig ist sie aus Altheinersdorff nicht herausgekommen.“

Tränen verdunkelten ihren Blick.

Er fragte bestürzt:

„Was ist denn, Liebste?“

Sie antwortete mit einem wehen Lächeln:

„Nichts, Georg, nichts. Ich habe es nicht vergessen: eine Generalstochter weint nicht.“

Unaufhaltsam stürzten die Tränen aus ihren Augen.
Er sagte bekümmert:
„Ja, Hedwig!“
„Verzeih’, Liebster. Auch Generalstöchter müssen weinen, wenn es nicht anders geht. Selbst die Kaiserinnen weinen, wenn sie Herzleid haben.“
Er trocknete ihre Tränen.
„Natürlich, Liebste. Hör’ nicht auf den Unsinn, den ich rede.“
Sie überwand und sagte tapfer:
„So, jetzt ist es wieder gut. Ein bisserl muß ich halt immer weinen, es ist ein wahrer Jammer mit mir Du wirst dich bald schämen, neben mir zu gehen.“
Er versuchte zu scherzen:
„Die Leute, die uns sehen, werden denken: Na, das muß ein großer Schuft sein!“
Sie lächelte:
„Kümmere dich nicht um die Leute! Was gehen uns die Menschen an?“
„Wie früh es jetzt schon dunkel wird“, meinte er.
„Ja, die Abende sind schon lang.“
Er nahm ihre Hand und streichelte sie zärtlich.
„Ich freue mich, daß es Herbst ist.“
Sie hielt den Atem an.
„Für uns bedeutet er den Frühling“, fuhr er fort.
Er erzählte von Altheinersdorff und von der fröhlichen Großmutter, von dem großen Speisesaal und von den tiefen Wäldern.
Plötzlich und unvermittelt, fragte er:
„Wann wollen wir Hochzeit machen, Liebste?“
Von der Hietzinger Kirche her schlug es sechs Uhr. Hedwig zählt die Schläge. Jetzt ist es aus, dachte sie. Die Stunde ist gekommen.
Ihre Augen blickten starr in die dämmergraue Ferne.
Er wiederholte seine Frage.
„Setzen wir uns ein wenig“, bat sie.

„Ist es nicht zu kühl, Liebste?“
„Nein.“
Sie saßen auf einer Bank unter einer mächtigen Platane, die wie ein Schiffsmast i Seenot ächzte, wenn der Wind durchfuhr.
Sie fragte still und demütig:
„Glaubst du, daß ich dich liebe, Georg, wie nur eine Frau einen Mann lieben kann?“
„Ich glaube es“, antwortete er leise und wußte alles. Das Liebste wurde ihm vom Herzen gezerrt.
Sie griff nach seiner Hand und hauchte:
„Ich danke dir, Liebster. Du machst es mir leichter.“
Dann nahm sie ihre ganze Willenskraft zusammen, überwand ihre klägliche Schwäche, unterdrückte die aufsteigenden Tränen und zwang ihr zitterndes Herz zum Stillstehen.
„Wir können jetzt nicht heiraten, Liebster.“
Er beugte ein wenig seinen Kopf, als wollte er den Schlag leichter ertragen.
Eine ferne, fremde Stimme sagte mit bitterer Entschlossenheit:
„Ich kann meinen Vater jetzt nicht verlassen. Er ist allein und krank. Wenn ich jetzt von ihm weggehe, ist es der Tod für ihn. Ich kann nicht Ich habe mich geprüft und gequält in hundert bangen Nächten, ich komme nicht darüber hinweg. Ich liebe meinen Vater nicht mehr, ich glaube, ich hasse ihn sogar, und kann doch nicht los von ihm. Ich weiß, daß ich von nun ab keine gute Stunde mehr haben werde, daß ich mein Leben und mein Glück verschütte, daß ich alles verliere, was ich zu verlieren habe, und kann doch nicht anders.“
Sie stöhnte f in ungeheurem Schmerz:
„Ich kann nicht, Georg!“
Noch tiefer sank sein Kopf auf die Welt. Es war so seltsam: er hörte die Matrosen singen, die fast nackt auf dem Verdeck lagen und durch die blaue Adrianacht glitten, er hörte die dumpfe Stimme des alten Kapitäns, der die merkwürdige Geschichte von dem kleinen Malaienmädchen in Soerabaja erzählte, er sah den ge-

mütskranken Oberleutnant Wegscheider vor sich, der jetzt einsam in der Dämmerung auf dem kleinen Fort Tre Sassi stand und von Zweifeln zernagt auf die verglühenden Berge starrte, er sah König Arthur von England und den jungen Soldaten, der auf dem Berg Isel aus einer kurzen Pfeife rauchte, während die welken Blätter zur Erde rieselten.

Noch einsam flüsterte Hedwig Buschgart:

„Ich kann nicht, Georg.“

Ihre Augen hingen in Todesangst an seinen Lippen, die über Leben und Sterben entscheiden mußten. Es war so schrecklich still in dieser endlosen Sekunde. Die ganze Welt hielt den Atem an. Alle Herzen hörten zu schlagen auf. Die Züge blieben stehen und die Schiffe stoppten. Alle Maschinen feierten und alle Flaggen erstarrten. Die ganze Welt lauschte.

Er hob den Kopf und sagte einfach:

„Wir werden warten, Liebste.“

Die Welt atmet auf, und alle Räder setzten sich wieder in Bewegung. Ein jäher Wind fuhr in die mächtige Platane und riß ihr die Blätter vom Leib.

Hedwig Buschgart saß still da und hielt die Hände gefaltet, wie in einer seligen Erstarrung.

„Er will warten“, jauchzte ihr Herz.

„Wir haben ja Zeit“, sagte er, „wir sind noch jung.“

„Du kannst mir verzeihen?“ fragte sie.

„Ich habe doch nichts zu verzeihen, Liebste“, antwortete er bedrückt. „Ich verstehe es sehr gut, daß du deinen Vater jetzt nicht verlassen kannst. Es muß so sein. Ich bin ja selbst schuld an allem. Ich kann es nicht ändern und ich kann mir nicht helfen, nicht mir und nicht dir.“

„Du sollst nicht so sprechen, Liebster.“

„Die Hauptsache ist, daß u mich lieb behältst, Hedwig.“

„Ich habe nichts wie dich, Liebster.“

„Dann wird alles gut werden, Hedwig. Du muß nur Geduld mit mir haben, muß mir ein wenig Zeit lassen. Es kommt gewiß der

Tag, da ich vor den General Buschgart treten und ihm ohne Scham die Hand reichen kann.“

Er stand auf.

„Wir wollen gehen, Liebste.“

Sie erhob sich folgsam.

„Ich bin so glücklich, Georg. Ich hatte solche Angst, dich zu verlieren.“

Er versuchte, einen leichten Ton anzuschlagen:

„Du hast ja eine schöne Meinung von mir.“

Sie sagte zärtlich:

„Du bist der liebste und beste Mensch auf der Welt.“

Er scherzte:

„Wenn dich meine Großmutter hörte, die würde dich schön auslachen.“

„Das glaube ich nicht. Sie denkt sicherlich so wie ich, sie sagt es dir nur nicht ins Gesicht.“

„Na, du wirst sie ja kennen lernen.“

Nach einer Weile sagte er besorgt:

„Du muß jetzt ein bisschen auf dich selbst sehen, Liebste. Du bist so blaß und schwach, das geht doch nicht. Du muß tüchtig essen und spazieren gehen und viel schlafen.“

Sie antwortete fröhlich:

„Ach, jetzt wird es schon werden! Sorg' dich nicht. Ich habe ja keinen Kummer mehr.“

„Den sollst du auch nicht haben, Liebste.“

Seine Stimme zitterte vor Innigkeit.

Sie nahm leichten Herzens Abschied von ihm.

Nachdem Hedwig Buschgart ihn verlassen hatte, bekamen seine Züge einen anderen Ausdruck. Seine Stirn verfinsterte sich schwere, wunderliche Gedanken zusammenhalten. Zwei tiefe Falten hatten sich in das Gesicht gegraben und liefen von der Nase zu den Mundwinkeln. Der Lärm der Straße schmerzte ihn, und die Augen der Menschen verletzten ihn.

Er fuhr nach Haus.

Im dunklen Zimmer saß er bei dem geöffneten Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Lau und schwer war die Luft, ein fauler Geruch von welchem Laub stieg auf, wie von alten Kränzen auf frischen Gräbern. Manchmal kam Musik aus den Wirtschaftsgärten des Praters bis in das Zimmer, freche, dröhnende Blechmusik. Sie spielte Gassenhauer, unermüdlich, einen nach dem andern. Die ganze Welt war ein Gassenhauer. Heinersdorff piff mit, in bitterer Verzweiflung. Dann packte ihn Ekel, und er schloß das Fenster.

Er machte Licht und ging im Zimmer auf und ab, stundenlang, wie ein gefangenes Tier im Käfig. Wilde Gedanken überfielen ihn heimtückisch und verzerrten sein Gesicht. Der Schimpf, den General Buschgart ihm angetan hatte, brannte aufs neue und vergiftete ihm das Herz. Wie ein unheilbares Schandmal glühte das Wort: „Feigling!“ auf seiner Wange. Keine Liebe der Welt war stark genug, diese Schmach vergessen zu machen. Keine Frau, nicht die liebste und teuerste, konnte dieses Wort hinwegtilgen, das wie ein fressendes Geschwür in seinem Innern saß. Man war nicht umsonst der Enkel alter Soldaten, die im Wald von Heinersdorff unter der Fahne von Kolin schliefen. Den Tod wünschte er haßerfüllt für General Buschgart. Aber der Tod kam nie, wenn man ihn bat und rief; umgebeten und ungerufen erschien er, wenn es galt, Wunden zu schlagen, das wußte Heinersdorff genau.

Er wurde ruhiger. Sein Herz ging langsamer, und die Gedanken ordneten sich. Man mußte einen Plan machen, einen Entschluß fassen, einen Ausweg suchen, die Toten ihre Toten begraben lassen, ein neues Leben aufbauen. Die alte Schlacht war verloren, auf allen Ecken und Enden, hoffnungslos, unrettbar. Zu neuen Kämpfen rief das Leben.

Es hatte keinen Sinn, nach Heinersdorff zurückzukehren, die Felder zu bebauen, die Schafe zu weiden und gottergeben auf den Tod des Generals zu warten. Die Menschen mit schwachen Herzen starben nie, nur die starkherzigen holte sich der Tod. Es war nicht die Zeit, an der Hirtenflöte zu blasen, bis die Haare grau würden und die Sehnsucht verkümmerte.

Man konnte sich an der Hetzjagd auf Vidakovich beteiligen und ihn treiben und verfolgen, bis man ihn zur Strecke gebracht hatte. Es war kein edles Wild, das der Jagd lohnte. Aber man hatte dann vielleicht Aussicht, wieder gnadenweise in den Generalstab aufgenommen zu werden. Ach, wie kümmerlich war die Genugtuung.

Man konnte sich irgendwo auf der weiten Welt herumschlagen und Ruhm gewinnen und Tapferkeit zeigen. Immer gab es irgendwo Schlacht und Krieg, auf dem Balkan, in Mexiko, in Marokko, die Blutrote Fackel erlosch nie. Aber damit ließ sich kein Schild abwaschen. Jeder Arbeiter, der in die Kohlengrube fuhr, war ein größerer Held. Und die Barone von Heinersdorff waren keine Schweizer, die ihr Schwert dem Meistbietenden verkauften. Für Fremde rührten sich keinen Finger, für die Heimat ließen sie gern ihr Blut auf den Schlachtfeldern verströmen.

In dieser dumpfen Herbstnacht fand Georg Heinersdorff nicht den Weg um neuen Leben. Er mußte sich damit begnügen, seine Toten zu begraben.

16.

Hedwig Buschgart erholte sich allmählich. Ihre Wangen bekamen wieder Farbe, und ihre Augen blickten unverzagt in die Zukunft.

Heinersdorff freute sich, so oft er seine Braut sah. Sie konnte manchmal lächeln und ging aufrecht ihren Weg. Ohne Klagen trug sie ihr Kreuz, das ihr nicht schwer erschien, weil sie der Liebe Georgs gewiß war. Sie hatte die feste Zuversicht, daß eines Tages das Kreuz von ihren schwachen Schultern herabgenommen werden würde. Sie war so stark in ihre Vertrauen auf die Zukunft, daß sie auch Heinersdorff stützen und aufrichten konnte.

Sie trafen sich nur einmal in der Woche. Sie gingen entweder durch die welken Alleen des Schönbrunner Parks oder die Ma-

xingstraße hinan auf die freien Felder. Von Woche zu Woche wurden die Tage kürzer. Herbststürme und Herbstregen kamen ins Land. Wenn Heinersdorff allzu bedrückt und einsilbig neben ihr ging, sagte sie mit inniger Überzeugung:

„Nicht verzagen, Liebster! Es kann vor Abend anders werden.“

„Wie denn?“ fragte er verzweifelnd.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie sanft, „aber ich fühle es, daß die Erlösung nicht mehr fern ist.“

Einmal, als sie durch Wind und Regen schritten, sagte er bitter:

„Ich schäme mich, daß wir wie heimatlose Bettler durch die Straße irren müssen.“

Sie glättete seine zornige Stirn und antwortete zärtlich:

„Es ist doch gleich, Georg, wenn wir nur beisammen sind.“

„Du bist schrecklich geduldig“, sagte er und knirschte mit den Zähnen.

Sie lächelte.

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“

Da schämte sich sein trotziges Herz und schwieg still.

Ein andermal, als sie oben auf dem sturmbraustem, herbstlichen Feld standen, fuhr ein heißes Begehren in sein Blut, und er presste die Geliebte in wilder Leidenschaft an sich. Ihre Lippen saugten sich aneinander fest und konnten doch den Durst nicht löschen. Sie machte sich atemlos und klopfenden Herzens frei und flüsterte:

„Wir müssen Geduld haben, Liebster.“

Zitternd und sehnsuchtsbang blickten sie in die finstere Nacht.

Am Allerseelenabend waren sie oben auf dem Friedhof. Ein dünner Regen rieselte vom niederen Himmel und hüllte die Welt in graue Schleier. Trübselig und ängstlich flackerten die kleinen Lichter, die wehmütiges Gedenken den teuren Toten entzündet hatte. Wenige Menschen waren mehr an dem späten, trostlosen Herbstabend auf dem Friedhof. Nur die Mütter saßen noch bei den Gräbern der Kinder, ordneten mit bebenden Fingern die Blumen

und bewachten ängstlich die verglimmenden Lämpchen. Manchmal drang ein ersticktes, unirdisches Schluchzen durch den Regen, und es war, als weinten die Gräber.

Hedwig und Heinersdorff gingen schweigend und Hand in Hand durch die Gassen des Todes. Es war ein sanftes, ruhevolles Wandern, fern dem Lärm des lauten Tages und dem Streit der Lebenden. Friedfertig und langmütig waren die Toten. Es gab auch verlassene und vergessene Gräber, deren kein Kranz und kein liebesvolles Lichtlein gedachte. Bei diesen Gräbern der Einsamen blieb Hedwig Buschgart stehen und grüßte sie mit einem stummen Gebet.

Als sie den Friedhof verließen, sagte Hedwig voll Kummer:

„Du siehst so blaß und müde aus, Liebster.“

Er machte eine abwehrende Bewegung.

Ganz zaghaft schlug sie vor:

„Du solltest hinaus in die Welt, Liebster.“

Er antwortete ohne Hoffnung:

„Wohin, Hedwig? Die Welt ist klein.“

„Die Welt ist groß, Georg, nur dem Engen und Bedrückten erscheint sie klein.“

Er schwieg.

„Versuch' es doch, Liebster“, fuhr sie fort. „Laß dir den Wind der Fremde um die Stirn wehen! Du vergräbst dich hier in Einsamkeit und Bitternis. Es tut dir nicht gut.“

„Mir graut im fremden Land.“

„Du gewinnst Zeit, Liebster. Wenn du wiederkehrst, sind wir dem Ziel näher.“

Er blickte sie fragend an.

„Du mußt nur Geduld haben. Er ist ein alter Mann er kann nicht so rasch denken und handeln wie wir Jungen.“

Er dachte voll Schmerz: Es liegt nicht an ihm, in mir liegt es!

„Du verträgst das Warten nicht, Liebster. Es macht dich krank und schlaff. Das darf nicht sein. Das ist schlimmer als alles.“

Er fühlte, daß sie recht hatte. Was war das für ein stumpfes, to-

tes Leben! Er verkehrte mit keinem Menschen, mied die alten Freunde und vergrub sich hinter unfruchtbaren Büchern.

Als sie Abschied nahm, wiederholte sie mit fester Stimme:

„Du solltest hinaus in die Welt, Liebster.“

Er entgegnete leise:

„Ich will es mir überlegen.“

Der Gedanke, den Hedwig Buschgart in seine Seele gesenkt hatte, ließ ihn nicht mehr locker; er begann zu keimen, zu wachsen, immer höher aufzusprießen, er verästelte sich und trieb wunderliche Blüten.

Dann kam eine schwere, dunkle Herbstnacht. Jählings die Finsternis erhellend, durch die Heinersdorff tappte, traf ihn wie ein Blitz die Erleuchtung. Sie entzündete sein Blut, strafte die Nerven und ließ das Herz höher schlagen. Er richtete sich ungestüm im Bett aus und lauschte der lockenden Stimme, die ihn rief. Die Dunkelheit versank, und er konnte in weiter Ferne ein winziges Lichtpünktchen erblicken, das langsam auf ihn zu kam und immer größer und gewaltiger wurde, bis es eine hohe, jubelnde Flamme war.

Georg Heinersdorff sah ein Ziel.

Es war ein Ziel, das den großen Einsatz lohnte, ein Ziel, an das man sein Leben wagen durfte. Alles, was er sichte, was hier vereinigt: Kampf und Gefahr, Sieg und Verderben, Leben und Sterben. Die tapferen Barone von Heinersdorff, die unter der Fahne von Kolin schliefen, konnten mit ihrem Enkel zufrieden sein. Auch er zog aus, um für das Vaterland zu streiten, auch er ging stolz und furchtlos in den Kampf, in einen schweren, ungleichen Kampf, einer gegen hundertfünfzig Millionen. Aber der Preis war berauschend und überwältigend. Man konnte dem Vaterland dienen und das eigene Glück erringen. Hedwig Buschgart stand am Ziel und gab ihm den Kranz.

Wachen Auges lag Heinersdorff im Bett und konnte den Morgen kaum erwarten. Er wollte vor allem Töschük aufsuchen, um

sich mit ihm zu beraten. Hoffentlich weilte er Wien. Er war der einzige, mit dem man rückhaltlos zu sprechen vermochte. Ungeduldig und voll Kampflust, wie ein Rennpferd vor dem Start, mit blitzenden Augen und gespannten Nerven ging Heinersdorff zu Töschük.

Der Türke saß beim Frühstück, als er eintrat.

„Verzeihen Sie, daß ich mitten in der Nacht komme. Ich bin glücklich, Sie zu treffen.“

Töschük Bey erwiderte freundlich:

„Guten Morgen, Herr Baron. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Ich danke. Störe ich Sie, Bey?“

„Durchaus nicht.“

„Haben Sie ein wenig Zeit für mich?“

„Solange Sie wollen“, sagte der Türke. „Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?“

„Danke, ich habe schon gefrühstückt.“

„Aber eine Zigarette werden Sie wohl rauchen?“

Er gab Heinersdorff Feuer und wartete gleichmütig, bis der Freund sich zum Reden entschloß.

Heinersdorff blickte ihm in die Augen und fragte mit gespannter Neugier:

„Wie denken Sie über Spionage, Bey?“

Der Türke schwieg eine Weile und rauchte nachdenklich seine Zigarette. Dann sagte er leise und träumerisch:

„Spionage ist das letzte Stückchen Romantik, das den Europäern übriggeblieben ist. Spionage erfordert Mut, Verschlagenheit, Kraft, Selbstüberwindung, Phantasie, ein heißes Herz und kaltes Blut. Spionage verlangt ganze Männer, Derwische der Vaterlandsliebe, Helden, die ihr Leben für nichts achten, Soldaten, die ruhmlos zu sterben wissen. Spionage ist der höchste Dienst, den ein Mann seinem Vaterland leisten kann. Spionage ist besser als Krieg.“

Heinersdorff fragte verwundert:

„Sie sind gegen den Krieg?“

Töschük Bey erwiderte voll Überzeugung:

„Der Krieg ist für die Völker des Abendlandes ein schlechtes Geschäft, glauben Sie mir. Die Kulturstaaten Europas können heute keinen Krieg mehr führen, ohne sich zugrunde zu richten, gleichviel, ob sie schließlich Sieger oder Besiegte sind.“

„Wie wollen Sie das erklären, Bey?“

„Ganz einfach. Bevor noch der erste Schuß gefallen ist, gehen Milliarden von Werten verloren, die auch durch den größten Erfolg im Krieg nicht wiederzugewinnen sind. Ich spreche natürlich immer von Industriestaaten, die kapitalistisch durchgebildet sind.“

„Das gilt aber gewiß nicht für Rußland“, entgegnete Heinersdorff.

„Darum ist Rußland auch die einzige Großmacht, die bei einem Krieg nicht vie zu verlieren hat. Darum ist Rußland die große Gefahr für ganz Europa. Kein anderer Staat sonst will ernsthaft Krieg führen, davon bin ich im Innersten überzeugt. Die großen Kriege der Zukunft werden auf den Börsen geführt werden.“

Wieder fragte Heinersdorff:

„Und Rußland?“

Töschük entgegnete mit bitterem Lächeln:

„Man muß es schwächen, wie man das Reich der Osmanen geschwächt hat, man muß es abhängig machen von fremdem Kapital, man muß ihm Gläubiger auf den Hals hetzen. Das ist der Krieg, den Europa gegen Rußland führen kann.“

„Wozu dann spionieren?“ fragte Heinersdorff, ein wenig enttäuscht.

„Oh, eine erfolgreiche Spionage bedeutet wirtschaftliche Schwächung und Zerstörung von Werten. Spionage ist, um ein berühmtes Wort des alten Clausewitz ein wenig verändert zu gebrauchen, eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Darum behaupte ich: Spionage ist besser als Krieg.“

Heinersdorff reichte ihm die Hand und sagte mit strahlenden Augen:

„Ich danke Ihnen, Bey, daß Sie mir das alles gesagt haben.“

Der Türke wehrte ab.

„Das sind billige Weisheiten.“

Heinersdorff stand auf und schritt durch das Zimmer. Dann blieb er vor dem Freund stehen und erklärte:

„Ich will nach Rußland gehen, Bey.“

Das Gesicht des Türken blieb unbeweglich. Dann fragte er:

„Haben S diesen Entschluß gut überdacht, Herr Baron?“

„Ja, Bey.“

„Wissen Sie genau, was Sie vorhaben?“

„Ja.“

„Haben Sie sich einen Plan zurechtgelegt?“

„Was für einen Plan?“

„Sie denken doch nicht daran, als Baron Georg Heinersdorff, gewesener Hauptmann des österreichischen Generalstabes, mit dem Luxuszug nach Warschau oder Petersburg zu fahren, im besten Hotel abzusteigen und dann gemütlich zu spionieren?“

Heinersdorff lachte:

„Nein, so gewiß nicht.“

„Also wie denn?“

Heinersdorff stutzte und schwieg.

Töschük sagte, ein wenig ungläubig:

„Ich kenne Ihre Vermögensverhältnisse nicht, Herr Baron. Wenn Sie vierzig oder fünfzig Millionen Rubel ausgeben wollen, dann können Sie freilich ohne besondere Gefahr und ohne geistige Anstrengungen die Mobilisierungspläne der ganzen russischen Armee aufkaufen, aber das würde Ihnen wohl keine große Genugtuung bieten, und das nenne ich auch nicht Spionage.“

„Davon ist ja keine Rede“, antwortete Heinersdorff.

Der Türke fuhr zweifelnd fort:

„Wollen Sie mir nicht sagen wie Sie sich Ihre Arbeit vorstellen? Ich frage nicht aus Neugier, sondern aus Interesse für Sie.“

„Ich habe noch keinen Plan“, erklärte Heinersdorff aufrichtig.

„Ich wäre Ihnen für jeden Rat von Herzen dankbar, Bey.“

Der Türke sagte mit tiefem Ernst:
„Ich will Ihnen helfen, soweit ich kann. Bitte, nehmen Sie doch noch eine Zigarette.“

Heinersdorff zündete sich eine Zigarette an.
„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte Töschük freundlich.
„Sie dürfen nicht nervös sein.“

Heinersdorff nahm lächelnd Platz.
„Vor allem ist es Ihnen doch klar,“ begann der Türke, „daß Sie nicht als Baron Georg Heinersdorff nach Rußland fahren können. Sie würden sofort erkannt werden und keinen Schritt tun können, ohne fortgesetzt unter Beobachtung zu stehen. Die Russen halten die fremden Generalstabsoffiziere in genauer Evidenz. Sie müssen also unbedingt unter fremdem Namen hinaus. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, sich einen falschen Paß oder Dokumente die auf einen anderen Namen lauten, zu verschaffen.“

Heinersdorff nickte nur mit dem Kopf.
Töschük Bey fuhr fort:
„Sie müssen sich ferner einen Plan zurechtlegen, unter welchem Vorwand Sie sich längere Zeit in Rußland aufhalten wollen. Als Vergnügungsreisender und Tourist würden Sie gar nichts erreichen, weil Sie immer Gegenstand einer lästigen Aufmerksamkeit sein würden. Sie müssen irgendein Beruf haben, je unauffälliger und unscheinbarer, desto besser. Es hängt von Ihrem Geschick, von Ihren Fähigkeiten und vom günstigen Zufall ab, welche Verkleidung Sie wählen.“

„Ich will darüber nachdenken“, erwiderte Heinersdorff.
„Ich warne Sie außerdem vor der russischen Post. Sie dürfen keinen Brief absenden, der irgendeine verfängliche Andeutung enthält. Sie müssen ruhig warten, nie die Geduld verlieren, immer auf der Lauer liegen. Kein Gesetz gilt für Sie. Alles ist erlaubt, nichts verboten. Alles geschieht zu höheren Ruhm Ihres Vaterlandes.“

Heinersdorff reichte in überströmender Herzlichkeit dem Türken die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, Bey.“
Töschük wehrte bescheiden ab:
„Es ist so wenig, womit ich Ihnen helfen kann.“
„Für mich ist es ungeheuer viel, lieber Freund. Ich habe ein Ziel gefunden, und Sie haben mir den Weg gewiesen.“
Er stand auf, um sich zu verabschieden.
„Leben Sie wohl Bey. Nochmals innigsten Dank.“
„Ich sehe Sie doch noch, Herr Baron, bevor Sie verreisen?“
„Gewiß. Es wird ja noch eine Weile dauern, bis ich mit meinen Vorbereitungen fertig werde.“ Der Türke sagte sehr warm und herzlich:
„So wünsche ich Ihnen zum Schluß auch noch ein klein wenig Glück, denn ohne Glück sind alle Opfer vergeblich.“

17.

Heinersdorff fuhr in die Heimat.
Er wollte von der Großmutter Abschied nehmen und sich mit Hilfe des Pfarrers Dokumente verschaffen, die er für seinen Paß benötigte. Er hatte seine Ankunft angezeigt, und in Aigen-Schlägl erwartete ihn der Schlitten.

Ein früher Winter war ins Land gekommen. Unaufhörlich sank der Schnee in zarten Flocken vom grauen Himmel nieder. Auf den Wiesen lag fingerhoch der Schnee und die Bäume neigten ihre schneebedeckten Äste zur Erde. Wie eine Ewigkeit erschien es Heinersdorff, daß er auf diesen Straßen unter heißer Sonne wischen singenden Hecken marschiert war. Schloß Altheinersdorff kam in Sicht. Leuchtendes weiß und schneeüberträumt lag es da wie ein Wintermärchen. Friedevoll und glückverheißend winkte es dem Heimkehrenden zu. Wie ein Versucher stand es oben auf dem Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Da wurde Heinersdorff schwach im Herzen, und seine Seele war betrübt bis in den Tod. Aber als der Schlitten durch den Park fuhr,

hatte er seine Schwäche überwunden. Stark war sein Herz und gepanzert gegen alle Lockungen.

„Grüß dich Gott, mein lieber Junge“, rief die Großmutter und lachte über das ganze Gesicht. „Wird jetzt Hochzeit gemacht?“

„Noch nicht, Großmutter“, antwortete er kleinlaut.

„Was heißt denn das? Ich habe mir das Seidenkleid neu herrichten lassen!“

„Du mußt noch ein bisschen Geduld haben, Großmutter. Die Hochzeit ist erst im Frühjahr.“

„So, schön!“ brummte die Baronin, „inzwischen wird mein Kleid wieder unmodern.“

Heinersdorff lachte:

„Seit wann bist du so eine Modedame geworden, Großmutter?“

„Glaubst du, ich will mich von den blöden Leute in Wien auslachen lassen?“

„Wer traut sich schon, dich auszulachen“ rief er übermütig.

„Komm zum Essen,“ mahnte die Großmutter, „das ist jetzt viel wichtiger.“

Sie war bei Tsch mit dem Appetit des Enkels gar nicht zufrieden.

„Du ißt schon wieder wie ein kranker Vogel. Schämen tät' ich mich. Und wie du überhaupt aussiehst! Wie die sieben hungrigen Jahre!“

„Nicht schimpfen, Großmutter!“

„Aber hör' mir auf! Eine rechte Freud' hab' ich von dir. Was hast denn eigentlich? Warum schaust denn gar so krepirt aus?“

„Mehr Hofton, Großmutter!“ lachte er.

„Weil's wahr ist“, rief sie ärgerlich und legte Gabel und Messer hin.

Nach einer Weile fragte sie, ganz weich und liebevoll:

„Warum ist denn die Hochzeit wieder verschoben worden, Bubi?“

„Ja, weißt du, Großmutter, es geht so schwer, wegen dem General.“

„Ich hab's dir ja gleich gesagt!“

„Die Hedwig kann ihn jetzt nicht verlassen. Er ist auch krank.“

„Was fehlt ihm denn?“ fragte sie giftig.

„Nervöse Herzbeschwerden.“

„Hoffentlich holt ihn bald der Teufel“, rief sie mit finster blickenden Augen.

„Aber Großmutter!“

„Ach was! Ich red', wie mir ums Herz ist. Mit einem Menschen, der zu dir Feigling sagt, hab' ich kein Mitleid.“

„Er wußte ja nicht, wie die Dinge liegen.“

„Na, und was geschieht jetzt?“

„Im Frühling werden wir heiraten können.“

„Wieso?“

„Im Frühling werde ich mit dem General reden.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich habe so meinen Plan, Großmutter.“

„Was für einen Plan?“

„Davon erzähle ich dir am Abend. Ich möchte jetzt gern ein bisschen schlafen.“

Sie sprang auf und sagte voller Eifer:

„Ja, tu das, Bubi, hast recht! Geh in mein Zimmer, da ist ein guter Diwan.“

Sie führte ihn sofort in das Zimmer und breitete sorgsam einen dicken Plaid über den Liegenden.

„So, jetzt schlaf schön! Ich gehe inzwischen zur Sägemühle.“

Sie strich ihm zärtlich über das Haar und schlich dann auf den Fußspitzen zur Tür hinaus, als schlief er bereits.

Heinersdorff lag ganz still da und blickte nachdenklich zur Decke. Warm und gemütlich war es hier. Im Ofen prasselten die Holzscheite, und der Wind fuhr heulend, in harten Stößen, gegen die Fenster. Das Zimmer duftete nach Lavendel und Zirbenholz. Wie viel heimliche Sehnsucht nach ruhevoller Behaglichkeit und eingefriedeter Häuslichkeit in jedem Menschen schlummert, dachte er lächelnd. In dieser lauen Lavendelluft wurde man lässig und

gleichgültig, stumpf und selbstüchtig, resigniert und österreichisch. Aber sein war es doch, so hinzuträumen, bis einen der Schlaf in die Arme nahm.

Als er erwachte, fiel schon die blaue Dämmerung in das Zimmer. Er richtete sich auf und starrte bewegungslos in das verglimmende Feuer. Eine lässige, angenehme Schwäche hielt ihn umfassen und ließ mutlose, kleinliche Gedanken aufsteigen. Es erschien ihm plötzlich unwichtig und lächerlich, den Frieden seines Heims zu verlassen und Mut beweisen zu wollen. Wozu? Warum? In dreißig Jahren war ja doch alles gleich. Er stand ungestüm auf, um die feigen, heimtückischen Gedanken abzuschütteln und öffnete das Fenster. Die kalte Winterluft brach ein und stählte seinen Willen.

Er trat zu dem Schreibtisch, an dem die Großmutter zu arbeiten pflegte, und zog mechanisch, ohne an etwas zu denken, eine Lade auf. Er blätterte in den Papieren, die Rechnungen und gleichgültige Geschäftsbriefe enthielten. Dann stieß er auf Dokumente, die sein höchstes Interesse erweckten. Es waren Heimats- und Geburtsscheine, die den Arbeitsbüchern der Angestellten des Gutes beilagen. Hier fand Heinersdorff mühelos, was er suchte. Er konnte sich den Weg zum Pfarrer ersparen. Das Schicksal selbst hatte die notwendigen Papiere in die Schreibtischlade des lauen Lavendelzimmers gelegt. Er brauchte nur zuzugreifen. Es war Diebstahl, aber die Gesetze galten für ihn nicht mehr. Er nahm ohne Zögern die Dokumente eines Knechtes namens Josef Brugger an sich, der zufällig in demselben Jahr wie er selbst geboren wurde. Der Zweck seiner Reise in die Heimat war erreicht. Jetzt konnte er eigentlich wieder wegfahren. Er hatte in Heinersdorff nichts mehr zu suchen.

Als er Schritte auf dem Korridor hörte, schob er eiligst die Schreibtischschublade zu und barg die Papiere in seiner Rocktasche.

Die Großmutter trat ein, gerötet von der scharfen Winterluft, und fragte lächelnd:

„Hast du gut geschlafen, Bubi?“

„Glänzend, Großmutter.“

„Das ist recht. Jetzt wasch dich, und dann wollen wir nachmachen.“

„Ja, Großmutter.“

Sie saßen in dem großen, holzgetäfelten Saal, in dem das ganze Kardinalskollegium bequem Platz gefunden hätte. Auserlesene Speisen dampften aus den Schüsseln, und edler Wein glänzte in den Gläsern.

Die alte Baronin sagte mit blitzenden Augen:

„Lasset uns essen und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot.“

Heinersdorff wiederholte nachdenklich:

„Denn morgen sind wir tot.“

Er hob sein Glas und trank der Großmutter zu:

„Sollst leben, Großmutter.“

„Du auch, mein Junge!“

Als er seine Zigarette angezündet hatte, lehnte er sich behaglich zurück und sagte:

„Es ist eigentlich wundervoll gemütlich bei uns. Nirgends auf der Welt kann es schöner sein.“

„Ich freue mich, daß du so sprichst, Bubi. Es gibt nichts Besseres als ein Stück Land, an das man sein Herz hängt.“ Ganz versonnen fügte sie hinzu:

„Ich hätte mein Leben nicht ertragen können, wenn ich Heinersdorff nicht gehabt hätte. Auf die Menschen ist kein Verlaß, Bubi, nur die Erde ist treu und zuverlässig.“

„Du wirst mir doch nicht melancholisch werden, Großmutter!“

„Fällt mir gar nicht ein, mein Junge, ich bin nur dankbar. Jetzt fehlt uns hier bloß die Jugend. Wir brauchen eine junge Frau und Kinder, viele Kinder.“

„Sie werden schon kommen, Großmutter“, lachte er zuversichtlich.

„Ich wollte, ich könnte es noch erleben.“

„Das wirst du, Großmutter.“

Die alte Baronin blickte nachdenklich den Rauchwolken nach.
„Bleibst du über Weihnachten hier, Bubi?“
„Nein, Großmutter, ich kann nicht. Ich muß schon morgen wegfahren.“
„So. Das tut mir aber leid. Es ist mir jetzt manchmal so bang ums Herz, wenn ich allein bin. Das sind wohl Alterserscheinungen.“
„Ich komme bald wieder,“ tröstete sie Heinersdorff, „und dann bleibe ich immer hier.“
„Prost, Bubi! Du mußt aber Wort halten.“
„Ehrenwort, Großmutter.“
„Wolltest du mir nicht von deinem Plan erzählen?“
„Ach so, ja.“
Er zögerte ein wenig.
„Was ist das für ein Pan?“
„Ich sollte dir eigentlich nichts davon erzählen, denn du wirst es nicht verstehen wollen.“
„Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde es verstehen.“
„Ich will nach Rußland gehen, Großmutter.“
„Wozu?“
„Ich habe einiges zu bestellen.“
„Ach so.“
Sie schenkte sich ihr Glas voll und trank es auf einen Zug leer.
„Du bist ein Narr, mein Söhnchen.“
„Ich muß es tun, Großmutter. Es gilt mein Glück.“
„Eine lächerliche Eitelkeit ist es.“
„Ich wußte es ja, daß du mich nicht verstehen würdest“, sagte er ungeduldig.
„Oh, ich verstehe dich sehr gut.“
„Wenn ich zurückkomme –“
Sie unterbrach ihn hart und grausam:
„Du wirst nicht zurückkommen!“
„Wenn ich zurückkomme,“ fuhr er trotzig fort, „kann ich ohne Scham vor General Buschgart hintreten du meine Braut heimfüh-

ren.“

Sie stand auf und begann mit starken Schritten durch den Saal zu marschieren. Dann schrie sie erbittert und wütend:

„Das ist Wahnsinn! Das ist bodenlos dumm! Ein Heinersdorff hat es nicht notwendig, den Vorwurf der Feigheit durch solche Bravourstückchen zu widerlegen. Ein Heinersdorff ist immer tapfer, eben weil er ein Heinersdorff ist. Wenn du einen Funken von Stolz in dir hättest, dürftest du das nicht tun!“

Er trat zu ihr und versuchte sie zu beruhigen.

„Es muß sein, Großmutter. Mach’s mir nicht zu schwer. Laß es mich nicht bereuen, dir die Wahrheit gesagt zu haben.“

„Ich kann ja nichts dagegen machen. Du bist dein eigener Herr. Tu’, was du nicht lassen kannst.“

Sie setzte sich wieder nieder und fragte ganz ruhig:

„Was soll mit dem Gut geschehen?“

Er antwortete erstaunt:

„Das verstehe ich nicht.“

Sie wiederholte mit steinerner Miene:

„Ich frage, was mit dem Gut geschehen soll. Nach deinem Tod, denn du wirst nicht wiederkommen.“

Er lachte:

„Bangemachen gilt nicht, Großmutter.“

Sie sagte unbeirrt:

„Ich will es weder den Pfaffen, noch dem Staat hinterlassen. Du mußt doch irgendwelche Dispositionen treffen.“

„Fällt mir ja gar nicht ein. Ich hoffe noch ziemlich lange zu leben.“

„Und wen dich in Rußland der Teufel holt?“

Er rief fröhlich:

„Dann schenk’ das Gut dem erstbesten Wanderburschen der betteln kommt!“

Sie erhob sich und erwiderte ernst:

„Dann ist es ja gut. Wir wollen schlafen gehen. Gute Nacht.“

Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Gute Nacht, Großmutter.“

Er sah ihr nach, wie sie stark und aufrecht durch den großen Saal, der unter ihren Tritten erdröhnte, zur Tür hinausging.

Am nächsten Tag nahm er Abschied. Der Schneefall hatte aufgehört, und die Sonne lachte vom frostklaren Himmel.

Die Großmutter stand freundlich und gleichmütig beim Schlitten. Sie hatte mit keinem Wort mehr versucht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Das Herz war ihm schwer, als er sich über die Hand der Großmutter beugte, um sie zu küssen. Sie streichelte zärtlich sei Haar und hob seinen Kopf in die Höhe und drückte ihn an sich, als wollte sie ihn gar nicht mehr fortlassen.

„So, jetzt geh’, sonst versäumst du den Zug.“

Er stieg in den Schlitten.

„Leb’ wohl, mein Junge“, rief sie tapfer.

Die Pferde zogen an.

Heinersdorff winkte mit dem Hut.

„Auf Wiedersehen, Großmutter.“

„Wir werden uns nicht wiedersehen“, murmelte sie zwischen ihren festgeschlossenen Lippen.

Sie blickte dem Schlitten, der durch die lange Allee glitt, mit heißen Augen nach, bis er durch das Tor den Park verließ. Sie stand noch eine ganze Weile wie verloren da, und ihre Mundwinkel zuckten. Dann ging sie langsam und gebeugt mit müden Schritten über den knisternden Schnee tief in den Park hinein, bis sie zu der weißen Wiese kam, wo die Barone von Heinersdorff den letzten Schlaf schliefen. Sie öffnete das verschneite Tor und trat in die Kapelle, die strahlend hell von der Wintersonne erleuchtet war. Die Rüstung des eisernen Ritters in der Ecke glitzerte, als wäre sie eitel Silber, und die Fahne von Kolin schien sich zu bewegen, wenn die Sonnenlichter auf der alten Seide funkelten.

Die Großmutter trat zu dem letzten Sarg in der Reihe, über dem Georg Heinersdorff geschrieben stand. Mit einem traurigen, hoffnungslosen Ausdruck starrte sie auf den geliebten Namen, und

ihre brennenden Augen füllten sich mit Tränen. Sie stand, eine müde, alte Frau, bei dem Sarg ihres Enkels und schluchzte verzweifelt:

„So ein dummer Bub’! So ein dummer Bub’!“

18.

Eines Tages fand Heinersdorff folgende Annonce in einer Zeitung:

„Tüchtiger Klavierspieler, nicht organisiert, für russische Kabaretttournee gesucht. Vorzustellen bei Direktor Süßkind, Artistencafé, Praterstraße.“

Heinersdorff frohlockte. Das war die Stellung, die er seit vier Wochen vergebens suchte. Der Posten eines Klavierspielers bei einem reisenden Kabarett war das Idealste, was er für seine Zwecke finden konnte. Man übte einen harmlosen, unverdächtigen Beruf aus und kam mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung.

Er mußte die Stellung um jeden Preis bekommen. Er unterrichtete sich über die Bedeutung des Wortes: „nicht organisiert“ und ging am frühen Nachmittag in das Artistenkafeehaus.

Als er das dichtgefüllte Lokal betrat, blickten ihn viele Augen neugierig und fragend an, denn die Stammgäste, die hier verkehrten, kannten einander sehr genau. Friedlich und gesittet saßen die Artisten aus aller Herren Länder beisammen und tranken ihren Nachmittagskaffee. Sie bildeten eine kleine Welt für sich, die treu zueinander hielt und sich stützte und half, wenn es not tat. Ein ungeschriebenes Gesetz vereinigte die Trapezkünstler, die Zirkusreiter, die japanischen Hofjongleure, die abessinischen Ringkämpfer, die kaukasischen Tanzmädchen, die indischen Feuerschlucker und die Damen ohne Unterleib. Sie kannten keinen Neid wie die Schauspieler, sie brüsteten sich nicht mit ihren Erfolgen, sie schimpften nicht auf die Direktoren, sie prahlten nicht mit ihren

Gagen, sondern tranken ruhig und bürgerlich bescheiden ihren Kaffee.

Heinersdorff bestellte einen Kognak und fragte den alten fußkranken Kellner:

„Können Sie mir nicht sagen, ob der Direktor Süßkind hier ist?“

„Er sitzt rückwärts im Spielzimmer“, brummte der Kellner.

Heinersdorff dankte und schob ihm ein Trinkgeld zu.

Der Kellner sagte freundlicher:

„Stören Sie ihn jetzt nicht, er verliert. Wenn Sie was von hm haben wollen, so warten Sie lieber ein bisschen.“

Heinersdorff folgte dem Kellner in das Spielzimmer und ließ sich den Direktor Süßkind zeigen. Es war ein kräftiger, brutal aussehender Mann mit niederer Stirn und mit einem roten, aufgebürsteten Schnurrbart. Er machte den Eindruck eines Stallmeisters bei einem kleinen Wanderzirkus.

Direktor Süßkind saß mit drei anderen Kavalieren beim grünen Tisch und spielte Bukidomino.

Der Kellner flüsterte:

„Der Herr links vom Direktor ist Aldobrandini, der Mann ohne Knochen, der jetzt beim Ronacher auftritt.“

„So, so“, sagte Heinersdorff höflich, das Lachen verbeißend.

„Der Mann rechts vom Direktor“, fuhr der Kellner fort, „ist der berühmte Ausbrecherkönig Warrender vom Zirkus Schumann.“

„Er sieht mehr wie ein Einbrecherkönig aus“, scherzte Heinersdorff.

Der alte Kellner lachte, bis er blau wurde.

„Wer ist der vierte Herr von der Partie?“

„Den kennen Sie nicht?“ fragte der Kellner erstaunt.

„Ich habe nicht das Vergnügen.“

„Das ist der berühmte Winkelbuchmacher Scharf aus Gaya“, erklärte der Kellner voll Hochachtung. „Daß Sie den nicht kennen! Ich habe Sie für einen Zirkusreiter gehalten.“

„Nein, ich bin Kapellmeister“, antwortete Heinersdorff be-

scheiden.

„Na, freilich, das ist eine andere Branche“, sagte der Kellner ein wenig mitleidig.

Eine Stimme rief:

„Adolf, zahlen!“

„Ich komm schon“, rief der alte Kellner zurück und humpelte davon.

Heinersdorff trat näher zu dem Tisch, der von Kiebitzen umsäumt war. Herr Scharf aus Gaya gewann offenbar, denn er war fröhlich und zu Scherzen aufgelegt. Herr Direktor Süßkind fluchte unaufhörlich in allen Sprache der Welt. Der Mann ohne Knochen zitterte wie eine Gallertmasse. Der Ausbrecherkönig machte ein drohendes Gesicht.

Nachdem Heinersdorff ein wenig zugesehen hatte, setzte er sich in eine Ecke des Spielzimmers zu einem Tischchen und wartete. Der alte Kellner kam zurück.

Heinersdorff fragte ihn:

„Wie lange wird die Partie dauern?“

„Gewöhnlich bis sechs.“

Heinersdorff seufzte.

„Wenn Sie wollen“, sagte der Kellner, „rufe ich den Direktor von der Partie weg.“

„Danke, ich warte schon lieber.“

„Gescheiter ist es freilich.“

„Was ist denn der Direktor Süßkind für ein Mensch?“ fragte Heinersdorff.

„Ein Schieber“, antwortete der Kellner mit einer gewissen Selbstverständlichkeit.

„Und außerdem?“

„Zuletzt hat er ein Sommertheater in Phaleron bei Athen gehabt. Da ist er pleite gegangen.“

„Und früher?“

„Vorher hat er ein Damenkabarett in Gyekenyes gehabt. Ich kann mir schon denken, was das für ein Kabarett gewesen ist.“

Herr Direktor Süßkind hatte keinen guten Ruf, das war klar.

Um fünf Uhr entstand bei dem Spieltisch ein großer Streit. Der Ausbrecherkönig hatte eine Zahl von Dominosteinen zusammengerafft und sie Herrn Scharf aus Gaya an den Kopf geworfen. Direktor Süßkind nahm die Parte des Ausbrecherkönigs. Der Mann ohne Knochen flüchtete ängstlich. Der alte Kellner schaffte energisch Ordnung und trennte die Streitenden. Die Partie nahm ein vorzeitiges Ende.

Direktor Süßkind trat, von dem Kellner aufmerksam gemacht, zu dem Tischchen, an dem Heinersdorff saß, und stellte sich sehr förmlich vor.

Heinersdorff verbeugte sich und nannte seinen Namen: „Brugger.“

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Brugger?“

„Ich möchte mich um den Posten des Kavalierspielers bei Ihrer Tournee bewerben, Herr Direktor.“

„Sid Sir organisiert?“

„Nein.“

Der Direktor setzte sich nieder.

„Sind Sie ein tüchtiger Musiker?“

„Ich hoffe, Herr Direktor.“

„Komponieren Sie auch?“

„Nein.“

„Das ist gut.“

„Ihre Aufgabe besteht darin, die Gesangsvorträge beim Klavier z begleiten und außerdem nach Schluß der Vorstellung, wenn es notwendig ist, ein wenig stimmungsvolle Musik zu machen.“

„Ich verstehe, Herr Direktor.“

Herr Süßkind erhob sich.

„Wir wollen in das rückwärtige Zimmer gehen. Dort steht ein Klavier. Sie müssen mir etwas vorspielen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Bitte.“

In einer kleinen, finsternen Kammer befand sich ein altes, staub-

bedecktes Piano.

„Was wünschen sie zu hören, Herr Direktor?“ fragte Heinersdorff.

„Zunächst einen flotten Marsch.“

Das Instrument war heiser und verstimmt.

„Ganz gut“, sagte der Direktor. „Sie haben Tempo.“

„Soll ich noch etwas spielen?“

„Ich bitte um einen langsamen, französischen Walzer, aber recht sinnlich.“

Heinersdorff spielte einen langsamen, französischen Walzer.

„Ausgezeichnet“, erklärte der Direktor. „Sie haben es heraus.“

Heinersdorff verneigte sich dankend.

Sie gingen in das Kaffeehaus zurück und nahmen wieder an dem Tischchen Platz.

Der Direktor bestellte bei dem Kellner zwei Gläser Kontuschofka.

„Sie müssen sich ein wenig stärken, Herr Brugger“, grinste der Direktor.

„Ich danke ergebenst.“

Nachdem er den Schnaps ausgetrunken hatte, erklärte Herr Süßkind:

„Ich bin nicht geneigt, Sie zu engagieren, wenn Ihnen meine Propositionen passen.“

„Es freut mich, Herr Direktor.“

„Ich biete Ihnen freie Reise zweiter Klasse und zwei Rubel pro Tag. Sie werden natürlich viel mehr verdienen. An guten Tagen können Sie, wenn die Gesellschaft in der richtigen Stimmung ist, auch fünfzig Rubel und mehr einnehmen. Außerdem bekommen Sie von mir den Titel eines Kapellmeisters und Direktorstellvertreters.“

Heinersdorff verbeugte sich dankend.

„Ich bin mit ihren Vorschlägen sehr einverstanden, Herr Direktor.“

„Das freut mich, Herr Brugger“, sagte Herr Süßkind und reich-

te ihm treuherzig die Hand. „Ich hoffe, daß wir gut miteinander auskommen werden.“

Er zog aus einer großen Pferdehändler-Brieftasche zwei Visitenkarten und bestellte Tinte und Feder.

„Wir wollen sogleich den Kontrakt machen, Herr Brugger.“

„Bitte.“

„Ihre Papiere sind in Ordnung?“

„Jawohl.“

„Bringen Sie mir morgen nachmittag Ihren Heimats- und Taufschein. Sie sind doch Christ, vermute ich?“

„Ja, Herr Direktor.“

„Um so besser. Ich werde für Sie den Paß besorgen.“

Direktor Süßkind begann den Kontrakt zu schreiben.

Heinersdorff fragte:

„Wann beginnt die Tournee, Her Direktor?“

„Wir reisen in spätestens vierzehn Tagen. Am ersten Februar haben wir Vorstellung in Kiew.“

„Darf ich fragen, wie lange die Tournee dauern wird, Herr Direktor?“

„Zwei bis drei Monate. Das hängt vom Erfolg ab.“

„Natürlich“, erwiderte Heinersdorff. „Welche Orte werden wir berühren, Herr Direktor?“

„Wir fahren zuerst nach Kiew, dann über Rowno und Brest-Litowsk nach Warschau. Von Warschau gehen wir nach Wilna und über Minsk nach Moskau, von dort nach Petersburg.“

Heinersdorff konnte seine Freude kaum verheimlichen. Die Route paßte ihm ausgezeichnet.

Der Direktor war mit dem Kontrakt fertig geworden.

„Bitte, unterschreiben Sie, Herr Brugger.“

Heinersdorff unterschrieb und bekam den Gegenkontrakt auf der Visitenkarte.

„Brauchen Sie Vorschuß, Herr Brugger?“ fragte Süßkind gönnerhaft.

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Direktor. Ich bin momentan

ein wenig knapp“, antwortete Heinersdorff, rasch entschlossen.

Direktor Süßkind zog mit einer großartigen Geste einen Zehnkronenschein aus der Westentasche und reichte ihn Heinersdorff.

„Ich habe heute nicht mehr Kleingeld bei mir, aber wenn Sie wieder etwas brauchen, melden Sie sich nur.“

„Ich danke ergebenst, Herr Direktor.“

„Sie brauche mir das Geld nicht zu bestätigen“, sagte der Direktor großmütig.

Heinersdorff stand auf.

„Wir wären also einig, Herr Direktor.“

„Noch einen Augenblick! Bitte, behalten Sie Platz.“

Heinersdorff setzte sich wieder.

„Ich habe noch einen kleinen Verdienst für Sie, Herr Brugger. Meine Truppe besteht aus sechs Damen. Lauter erstklassige Weiber, das versteht sich von selbst.“

„Gar keine Herren, Herr Direktor?“ fragte Heinersdorff boshaft.

„Herren ziehen nicht in Rußland. Ich selbst bin Conférencier, das genügt. Ich kann ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß ich eine der besten Conférenciers bin, die es überhaupt gibt.“

„Ich bin überzeugt davon, Herr Direktor.“

„Sie werden mich ja hören. Aber ich wollte Ihnen von dem kleinen Extraverdienst noch erzählen. Sie müssen im Laufe der nächsten Woche bei jeder der engagierten Damen einmal vorsprechen und die Chansons, die sie vortragen, mit ihnen durchprobieren.“

„Sehr gern, Herr Direktor.“

„Auf der Reise haben wir nämlich keine Zeit zu Proben. Sie bekommen von mir für jede Probe vier Kronen. Da ich sechs Damen engagiert habe, so macht das für Sie ein ganz nettes Sümmchen aus.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Direktor.“

„Ich will Ihnen die Namen und Adressen meiner Mitglieder aufschreiben.“

Herr Süßkind rief den Kellner:
„Adolf, bringen Sie mir einen halben Bogen Briefpapier.“
„Bei uns gibt es nur ganze Portionen, Herr Direktor“, antwortete Adolf frech.
„Dann geben Sie mir einen Rechnungszettel.“
Der Direktor notierte Namen und Adressen seiner Künstlerinnen.
„Ich empfehle Ihnen, die Damen erst nachmittags aufzusuchen“, erklärte Süßkind mit einem schmierigen Grinsen.
„Wie Sie wünschen, Herr Direktor.“
„Der Star meines Kabarets ist Anna Hafström. Sie kennen doch Anna Hafström?“
„Natürlich, Herr Direktor.“
Heinersdorff erinnert sich dunkel, den Namen auf Affichen gelesen zu haben.
„Wissen Sie, was ich Anna Hafström Gage zahle?“
„Ich habe keine Ahnung, Herr Direktor.“
„Zweitausend Kronen, pro Monat, mein Lieber, zweitausend Kronen!“
„Donnerwetter!“ sagte Heinersdorff pflichtschuldig.
„Aber sie ist das Geld wert“, erklärte Direktor Süßkind von Enthusiasmus. „Sie ist eine Klasse für sich. Ich kenne keine Künstlerin, die mehr Sekt verträgt als Anna Hafström.“
„Dann freilich“, stimmte Heinersdorff bei.
„Mit der Hafström müssen Sie besonders vorsichtig umgehen lieber Brugger. Das Frauenzimmer hat Launen wie jede richtige Primadonna.“
„Ich verstehe, Herr Direktor.“
„Sie werden schon das Richtige treffen, Sie sind ja ein feiner Kerl.“
Er klopfte ihm gönnerhaft auf die Achsel.
Heinersdorff erhob sich.
„Morgen bringen Sie mir Ihre Dokumente.“
„Jawohl, Herr Direktor.“

„Servus, Kapellmeister.“

Josef Brugger, der engagierte Kapellmeister der russischen Kabarettournee, verließ lächelnd das Kaffeehaus der Artisten. Nachdem er ein paar Schritte gegangen war, zog er neugierig die Visitenkarte aus der Tasche, die seinen Kontrakt enthielt.

Auf der Visitenkarte stand in edlen Antiqualetten:

„Direktor Gabriel Süßkind, Besitzer des Takowaordens und des griechischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.“

19.

Heinersdorff machte den ersten Besuch bei Anna Hafström. Sie wohnte in Döbling, in einem schönen alten Haus, an das sich ein Garten anschloß.

Ein Stubenmädchen öffnete die Tür und fragte nach seinem Begehren. Nachdem sich Heinersdorff als Kapellmeister Brugger vorgestellt hatte, entfernte sich das Mädchen, um ihn anzumelden. Nach einer Weile kehrte die Dienerin zurück und sagte, ziemlich geringschätzig:

„Sie sollen nächste Woche kommen. Das gnädige Fräulein hat jetzt keine Zeit.“

„Bitte sehr“, antwortete Heinersdorff und lächelte.

Einer Künstlerin wie Anna Hafström, die so viel Sekt vertrug, durfte man die Starmanieren nicht übel nehmen.

Er fuhr zu Margit Talány, die als nächste auf der Liste stand. Eine alte, verdächtige Frau empfing ihn sehr freundlich und unterwürfig. Als sie hörte, was der Zweck seines Besuches war, wurde sie merklich kühler.

„Kommen Sie in zwei Stunden wieder“, sagte sie. „Das Fräulein Margit ist jetzt verhindert.“

Es schien nicht leicht zu sein, die verschiedenen Künstlerinnen für eine Probe zu gewinnen.

Er besuchte Fräulein Hansi Zauner, die in der Ausstellungsstra-

ße wohnte. Fräulein Zauner war anwesend. Es stellte sich heraus, daß sie die Tochter der Hausmeisterin war.

Heinersdorff wurde sehr gut aufgenommen.

Fräulein Zauner lag, wenig bekleidet, auf dem Diwan und las in einem Roman, der in losen Heften um sie herum verstreut war. Auf dem Titel stand: „Kaiser Josef und die Schusterstochter, Originalroman in acht Büchern.“

Heinersdorff stellte sich vor.

Fräulein Zauner bat leutselig:

„Geh, setz’ dich nieder. Ich bin gleich fertig. Ich will nur das Kapitel zu End’ lesen.“

Der Kapellmeister nahm Platz.

Frau Zauner, die Mutter, eine übermäßig dicke und gemütliche Dame fragte gastfreundlich:

„Trinkens ein Schalerl Kaffee mit uns, Herr Kapellmeister.“

Der Kaffee war ausgezeichnet.

Fräulein Zauner rekelte sich und stand seufzend auf.

„Ein Mordsglück hat diese Schusterstochter“, erklärte sie voll Neid. „Warum passiert unsereinem so was net?“

„Versündig’ dich net“, sagte die Mutter feierlich. „Wer weiß, welcher Großfürst schon auf dich wartet!“

„Schön wär’s schon,“ antwortete die Tochter ungläubig, „aber spiel’n tan’s es net.“

Sie war ein schönes, üppiges Mädchen, das sicherlich in wenigen Jahren den Umfang der Mutter reichen würde.

Heinersdorff setzte sich zum Piano und schlug einige Akkorde an.

Ein Kanarienvogel begann wütend zu rollen.

„Mutter, deck’ den Kanari zu“, schrie Fräulein Zauner. „Ich kann net singen.“

Die Mutter breitete gehorsam ein schwarzes Tuch über den Käfig des Sängers, der sogleich verstummte.

„Wir werden bald fertig sein“, erklärte Fräulein Zauner. „Ich hab’ kein großes Repertoire. Ist für Rußland auch gar net notwen-

dig.“

Fräulein Zauner war für das Primitive in der Kunst. Sie sang Abend für Abend dieselben zwei Gassenhauer, die an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Hausmeisterin hörte bewundernd dem Vortrage ihrer Tochter zu.

„Als Zugabe sing’ ich gewöhnlich noch das ‚Lercherl von Hernals‘. Das kennst eh’!“

Heinersdorff kannte das ‚Lercherl von Hernals‘.

Die Probe war zu Ende.

Der Kapellmeister wollte sich verabschieden.

„Wart’, ich zeig’ dir noch mein Kostüm“, sagte die Sängerin. „Einfach fabelhaft.“

Die Mutter verschwand aus dem Zimmer, als wäre ein Stichwort gefallen.

Fräulein Zauner legte ihren Arm auf seine Schulter und erklärte seufzend:

„Hörst, du bist ein lieber Kerl.“

Heinersdorff machte sich vorsichtig frei und zeigte nur Interesse für das Kostüm. Dann empfahl er sich.

Als er bei Fräulein Margit Talány vorsprach, war sie eben im Begriff, wegzugehen. Sie war eine hübsche, rassige Ungarin, die auf Proben keinen Wert legte.

„Hát, lieber Freund,“ sagte sie, „hab’ ich jetzt gar keine Zeit. Wissen’s was, nehmen’s meine Noten und spielen Sie’s allein durch. Wird schon gehen. Servus, bácsi.“

Am nächsten Tage suchte er Fräulein Herta Rohde auf. Sie wohnte in einem kleinen Hotel der Leopoldstadt und war eine Blondine aus Zwickau, die die Frühlingsstürme offenbar schon hinter sich hatte. Sie wollte jetzt mehr durch ihre Kunst wirken und bereitete Heinersdorff schwere Stunden.

Er konnte ihr nichts recht machen, Sie korrigierte und tadelte unaufhörlich. Mehr als einmal erklärte sie kategorisch: „Ne, mein Guter, das wird nicht gehen.“

Heinersdorff gab sich redliche Mühe. Er wollte seine Stellung

der Zwickauerin uzliebe nicht gern verlieren. Sie hatte fast keine Stimme und wollte dennoch die schwierigsten Chansons singen. Das Klavier solle die fehlenden Töne ersetzen.

In Schweiß gebadet verließ der Kapellmeister das Zimmer der Künstlerin.

Die Proben waren offenbar der schwierigste Teil seiner Aufgabe. Er hatte jetzt außer Anna Hafström noch Miriam Gitt und Lissy Verwoort zu besuchen.

Lissy Verwoort spielte die große Dame. Sie empfing ihn in ihrer sehr eleganten Wohnung, im Beisein eines älteren Herrn, den Heinersdorff vom Sehen kannte. Es war ein reicher Großindustrieller, der in Schafwolle arbeitete.

Fräulein Verwoort war wohlwollend und herablassend. Sie gab sich als Belgierin aus und sprach nur Französisch, obwohl sie, wie sich später herausstellte, aus Chlumetz in Böhmen war. Sie sang Chansons, die zur Zeit der Pariser Weltausstellung neu gewesen waren, und tschechische Volkslieder, die russisch sein sollten. Beim Abschied schenkte sie ihm mit einer großartigen Geste eine Schachtel Zigaretten.

Miriam Gitt wohnte in der Kleinen Schiffgasse. Es war ein baufälliges, schmieriges Haus, das nach Elend und Armut roch. Heinersdorff stieg vorsichtig die halbrecherische Stiege hinauf und trat in ein kleines, dumpfes Zimmer, dessen Luft ihm den Atem benahm. Beim Fenster stand ein alter Mann du betete. Er machte unermüdlich Verbeugungen vor seinem rachsüchtigen Gott und schlug mit geballten Fäusten gegen die eingefallene Brust. In einer Ecke befand sich ein armseliges Bett, in dem eine hagere, wachsgelbe Frau lag. Neben der Kranken saß ein ganz junges Mädchen. Ebenholzschwarze Haare umrahmten das matte Oval des Gesichts. Schwermütig und hoffnungslos blickten die großen, dunklen Augen. Das war Miriam Gitt. Heinersdorff sagte bekümmert und leise:

„Ich bin der Kapellmeister Brugger. Direktor Süßkind schickt mich her.“

Miriam Gitt ging hastig auf ihn zu und flüsterte verlegen:

„Entschuldigen Sie, es ist hier so eine Unordnung. Die Mutter ist krank.“

Mit wimmernder Stimme sang der Alte beim Fenster seine Gebete.

„Wir haben kein Klavier hier“, fuhr Miriam schüchtern fort. Heinersdorff blickte sie ratlos an.

„Gestatten Sie, daß ich Sie ein Stückchen begleite“, bat sie. „Ich möchte gern mit Ihnen sprechen.“

„Aber bitte.“

Sie zog eine Pelzkappe und ein dünnes Jäckchen an. Dann trat sie zum Bett und küßte der Kranken die Hand.

„Ich komme bald wieder, Mutter.“

Die Kranke sagte röchelnd zu Heinersdorff:

„Passen Sie mir auf das Kind auf, Herr!“

Sie verließen schweigend das Zimmer.

Ein eiskalter Wind wehte durch die Straßen.

Heinersdorff sah mitleidig auf die dünne Kleidung des jungen Geschöpfes, das ihm zur Seite schritt, und sagte bekümmert:

„Sie werden sich erkälten. Sie sind so leicht angezogen.“

„Ich habe nichts anderes“, antwortete sie und starrte in die Luft.

„Wollen wir nicht in ein Kaffeehaus gehen?“

„Bitte.“

Als sie den Kaffee trank, merkte er, daß sie Hunger hatte.

„Ich wollte Sie um einen Rat bitten, Herr Kapellmeister.“

„Nun?“

Sie zauderte:

„Es hat ja doch keinen Zweck.“

„Sprechen Sie ruhig. Sie dürfen u mir Vertrauen haben.“

Sie blickte ihn an.

„Ich habe kein Geld für ein Kostüm“, sagte sie hart und trotzig.

„Sie werden auch andere Kleider gebrauchen. Mit diesem Jäckchen können Sie nicht nach Rußland gehen.“

Sie wiederholte hoffnungslos:

„Ich werde auch andere Kleider gebrauchen.“
Er dachte nach, wie er dem Mädchen helfen könnte, ohne sich zu verraten.
„Wie alt sind Sie, Fräulein?“
„Sechzehn.“
„Warum wollen Sie nach Rußland gehen?“
„Ich bekommen hundert Rubel pro Monat“, antwortete sie stolz.
„Wissen Sie, welche Gefahren Ihnen auf dieser Tournee drohen?“
„Wenn ich hierbleiben muß, kann es nur schlimmer für ihn werden.“
Ihre Mundwinkel zuckten.
„Haben Sie Stimme?“
„Ich wollte mich für die Oper ausbilden, dann kam das Unglück über uns. Jetzt muß ich gemeine Lieder singen.“
Sie stand plötzlich auf.
„Es hat keinen Sinn, länger hier zu sitzen. Sie können mir ja doch nicht helfen. Bitte, sagen Sie dem Direktor nicht, daß ich noch kein Kostüm habe, sonst löst er den Kontrakt. Ich werde mir das Geld schon verschaffen.“
Ein verzweifelter Entschluß lag in ihren melancholischen Augen.
Sie duldeten nicht, daß Heinersdorff ihren Kaffee bezahlte. Auf der Straße sagte sie:
„Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe.“
Sie reichte ihm die Hand und wollte sich entfernen.
„Ich werde Ihnen das Geld verschaffen“, erklärte Heinersdorff. Sie blickte ihn ungläubig an.
„Ich habe einen wohlhabenden Freund, der Ihnen das Geld leihen wird.“
Sie fragte, bitter und verächtlich:
„Muß ich mir das Geld persönlich holen?“
„Es wird Ihnen durch die Post ins Haus zugestellt werden.“

Ihr Gesicht wurde weich und freundlich.
„Ich werde das Geld zurückzahlen, Herr Brugger, falls Sie sich keinen Scherz mit mir machen.“
„Sie werden das Geld übermorgen früh haben.“
Ersagte es so bestimmt, daß sie ihm Glauben schenkte. Sie griff nach seiner Hand und zog sie an ihre Lippen.
„Ich danke Ihnen“, flüsterte sie, vor Kälte zitternd.
Welch seltsame Menagerie führte Direktor Süßkind nach Rußland! Dachte Heinersdorff, als er langsam und versonnen zu Töschük Bey ging, von dem er Abschied nehmen wollte.

Der Türke sagte freundlich:
„Ich sehe an Ihrem Gesicht, daß Sie mit guten Nachrichten kommen.“
„Ja“, antwortete Heinersdorff, und seine Augen leuchteten.
„Ich habe den richtigen Beruf für mich gefunden.“
„Was denn?“
„Ich gehe als Klavierspieler mit einem Damenkabarett nach Rußland.“
Töschük reichte ihm die Hand.
„Ich gratuliere Ihnen. Das ist besser, als Sie heute vielleicht ahnen.“
Heinersdorff erzählte von Direktor Süßkind und seinen Künstlerinnen.
„Sie sind natürlich unter falschem Namen engagiert?“
„Ich bin der Kapellmeister Josef Brugger.“
„Ausgezeichnet.“
Der ernste Türke lächelte.
„Wohin geht die Tour?“
„Kiew, Warschau, Moskau, Petersburg.“
„Wann fahren Sie?“
„Übermorgen abend.“
„Ich werde wahrscheinlich nächsten Monat nach Ruland reisen. Vielleicht sehen wir uns.“

„Es wäre zu schön, Bey.“
„Sind Sie sonst genügend vorbereitet?“
„Ich hoffe es.“
„Moralisch?“
Heinersdorff lachte.
„Nichts ist verboten, alles ist erlaubt.“
Der Türke nickte befriedigt.
„Ich will fünfzigtausend Rubel mitnehmen. Genügt das?“
„Vollkommen. Aber keinen Scheck, nur Bargeld.“
„Ich werde heute noch meiner Bank Auftrag geben.“
Heinersdorff stand auf.
„Ich danke Ihnen für alles. Leben Sie wohl, Töschük Bey.“
Er reichte ihm die Hand, die der Türke eine Weile festhielt.
„Vergessen Sie nicht, lieber Freund: Geduld und kaltes Blut!“
Heinersdorff antwortete klopfenden Herzens:
„Geduld – ja. Kaltes Blut – nein. Ich bin heiß, lieber Bey, glüh-
heiß, ich fiebere, ich verbrenne. Ich habe ungeheure Schulden ein-
zutreiben, für mich und für mein Vaterland.“

20.

Als Heinersdorff am Tag vor der Abreise zu Anna Hafström kam, sagte das Stubenmädchen:

„Das gnädige Fräulein ist jetzt verhindert. Sie sollen in zwei Stunden wiederkommen.“

Eine maßlose Bitterkeit quoll in ihm auf. Dieses Frauenzimmer trieb ihre Rücksichtslosigkeit auf die Spitze. Eine grobe Antwort lag ihm auf den Lippen. Dann dachte er, daß es ungeschickt wäre, sich mit der Diva zu verfeinden.

Er bezwang sich und sagte lächelnd:

„Ich werde in zwei Stunden wiederkommen.“

Das Stubenmädchen schlug die Tür hinter ihm zu.

Er ging langsam und nachdenklich gegen Heiligenstadt zu. Es

war ein schöner Wintertag mit kalter Sonne. Auf der Donau trieben große Eisschollen. Der Kahlenberg und der Hermannskogel lagen im tiefen Schnee. Die gesegneten Weinhügel von Sievering und Grinzing glitzerten in der Sonne. Mit dankbaren Augen umfaßte Heinersdorff die anmutige Landschaft, die er heute inbrünstiger liebte denn je. Eine dumpfe Angst presste plötzlich sein Herz zusammen, als sähe er das unvergleichliche Bild jetzt zum letztenmal.

Aus einer kleinen Heurigenschenke klang Musik, zärtliche, weiche Musik. Er folgte den lockenden Klängen und trat in eine niedere, rauchgeschwärmte Stube. Ein paar alte Leute saßen beim Wein, fröhliche, lebenslustige Gesichter. In einer Ecke hatte ein Deutschmeisterkorporal mit seinem Mädels Patz gefunden. Sie lachten und lachten abwechselnd. Der Sohn des Heurigenschenkers brachte Heinersdorff Wein. Er war ein bildhübscher, schlanker Bursche und sah wie ein junger Graf aus. Seine Schwester stand am Schanktisch und wiegte den braunen Kopf im Takt der Musik. Ihre dunklen Augen blitzten vor Lebensfreude, und ihre Lippen waren schwellend rot, zum Küssen bereit. Welch schöne Rasse dachte Heinersdorff bewundernd und trank auf ihr Wohl. Der Wein war herb und hantig, aber er machte das Herz warm. Auf dem Tisch der drei Musikanten standen große, gefüllte Weingläser, die nie leer wurden, weil die junge, braune Wirtstochter immer wieder einschenkte. Dafür spielten die Musikanten um so fleißiger und dankbarer. Sie spielten schöne, alte Walzer von Laner und Strauß, die leichtsinnig und schwermütig zugleich über die geröteten Gesichter der Zecher hinwegtanzten. Die Musik prickelte in den Adern und machte das Blut rebellisch, daß die ältesten und müdesten Beine unter dem Tisch rhythmisch zu zucken anfangen.

Als die trinkfesten Musikanten die „Schönbrunner“ spielten, da war es auch um Heinersdorff geschehen. Er stand wie im Traum auf, trat vor die hübsche Wirtstochter und lud sie stumm zum Tanzen ein. Sie errötete ein wenig und wischte ihre Hände in der wei-

ßen Schürze ab. Dann nahm er das junge, schlanke Ding ganz sacht in seine Hand und tanzte den ganzen Walzer durch. Als die Musik schwieg, führte er seine selige Tänzerin zum Schanktisch zurück und dankte für die Ehre. Sie reichte ihm ihre heiße Hand und flüsterte strahlend:

„Sie können fein tanzen. Kommen's bald wieder!“

Er antwortete zuversichtlich:

„Ich komm wieder.“

Er trat in die kalte Winterluft hinaus und lächelte vor sich hin:

„So! Das war der Abschied von Wien.“

Die zwei Stunden waren wie im Flug vergangen. Er mußte sich beeilen, um nicht zu spät bei Anna Hafström zu erscheinen.

Das Stubenmädchen sagte:

„Das gnädige Fräulein wird Sie gleich empfangen. Setzen Sie sich inzwischen im Vorzimmer nieder.“

Er nahm geduldig Platz und zündete sich eine Zigarette an. Das Mädchen rief unfreundlich:

„Hier wird nicht geraucht!“

Heinersdorff lachte laut auf und öffnete die Tür, die zum Gang hinausführte.

„Hier auf der Stiege darf ich wohl rauchen?“

Sie gab keine Antwort.

„Wenn Ihre Gnädige so weit ist, dann rufen Sie mich.“

Er lehnte an dem Geländer und zündete eine Zigarette an der anderen an.

Im Stiegenhaus dämmerte es schon, als das Stubenmädchen die Tür öffnete und ihn mit beleidigtem Gesicht zum Eintreten aufforderte.

Er legte seinen Mantel ab und wurde in ein schönes, ruhiges Zimmer geführt.

„Das gnädige Fräulein kommt gleich.“

Er blieb beim Klavier stehen und wartete.

Endlich erschien Anna Hafström und blickte ihm mit großen, erstaunten Augen an.

Er verbeugte sich und sagte:

„Guten Abend.“

Sie gab ihm keine Antwort und starrte ihn unausgesetzt an. Heinersdorff hielt ruhig ihren Blick aus und musterte sie. Sie war eine große, volle Person, die vielleicht fünfundzwanzig Jahre zählen konnte. Das starke, aschblonde Haar war in einem einfachen Knoten zusammengehalten. Das blasse Gesicht war hart und doch weich. Um den Mund lag ein bitterer Zug. Ihre blauen Augen funkelten wie Stahl.

Sie fragte zögernd:

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“

Er antwortete ärgerlich:

„Ich bin der Kapellmeister Brugger.“

„Sie sind der Kapellmeister Brugger?“ fragte sie zweifelnd und lächelte ein wenig.

„Direktor Süßkind beauftragte mich, bei Ihnen vorzusprechen und Sie zu bitten, Ihre Lieder einmal mit mir durchzugehen.“

Sie schritt langsam auf ihn zu und reichte ihm ihre Hand. Er sah in die Luft und nahm die Hand nicht. Eine dumme, unerklärliche Wut stieg plötzlich in ihm auf.

Anna Hafström ließ den ausgestreckten Arm sinken und fragte:

„Sie sind schon einmal hier gewesen?“

„Jawohl. Vorige Woche. Heute warte ich auch bereits drei Stunden.“

Sie sagte leise:

„Verzeihen Sie.“

Er antwortete bitter:

„Ein armer Tapeur ist ja wehrlos.“

Sie wies auf einen Stuhl beim Tisch:

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen.“

Er setzte sich beim Klavier nieder und hab den Deckel.

„Möchten Sie jetzt die Gnade haben,“ fragte er it billiger Höflichkeit, „Ihre Lieder mit mir zu probieren?“

„Ja, gewiß.“

Sie stand auf und brachte Noten.
„Waren Sie schon früher einmal Klavierspieler in einem Kabarett?“
„Nein.“
Er begann zu spielen.
Sie versuchte zu singen und brach nach einigen Takten ab.
„Ich bin zu nervös. Sie müssen sich noch ein wenig gedulden.“
Er seufzte hörbar auf.
„Bitte, wie Sie befehlen.“
Sie ging im Zimmer auf und ab.
„Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?“
„Danke, nein.“
Sie brachte eine Schachtel mit Zigaretten.
„Wollen Sie rauchen?“
„Danke, Sie vertragen den Rauch nicht.“
„Wer sagt Ihnen das?“
„Ich mußte es annehmen, weil mir Ihr Dienstmädchen das Rauchen im Vorzimmer untersagte. Ich war gezwungen, im Stiegenhaus zu rauchen.“
Sie nahm die Zigaretenschachtel und warf sie in eine Ecke.
Er freute sich über ihren Zorn.
„Verzeihen Sie meine Ungezogenheit“, bat sie. „Ihr Gesicht macht mich so nervös.“
„Dann will ich gehen.“
„Nein, bitte, bleiben Sie. So war es nicht gemeint. Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor.“
Er erschrak ein wenig. Es wäre ihm peinlich gewesen, jetzt entdeckt zu werden.
„Ich weiß nicht, was ich von Ihnen halten soll“, fuhr sie fort.
„Ich zermartere mir den Kopf darüber, was Sie eigentlich vorhaben.“
Er lächelte überlegen:
„Sie am Klavier zu begleiten, Fräulein Hafström.“
Sie antwortete ernst:

„Sie dürfen mich für keine dumme Frau halten. Das beleidigt mich. Sie sind doch kein Klavierspieler.“
„Sie wollen mich um mein Brot bringen“, spottete er.
Sie blickte auf seine Hände.
„Ein Berufsspieler hat nicht solche Fingernägel.“
Er zuckte bedauernd die Achsel.
„Es tut mir leid, daß meine Fingernägel bei Ihnen Ärger erregen.“
Sie trat schweigend an das Fenster.
Er sah auf die Uhr und fragte:
„Wollen wir nicht wieder beginnen? Es ist schon spät.“
Sie gab keine Antwort.
„Ich bekommen nur vier Kronen für die Probe.“
Sie wendete sich hastig um und zündete das elektrische Licht an. Dann nahm sie eine Zwanzigkronennote aus der Schreibtischlade und reichte ihm das Geld.
„Sie gestatten wohl, daß ich Sie für die verlorene Zeit entschädige!“
„Ich bin bei Direktor Süßkind engagiert und nicht bei Ihnen, Fräulein Hafström.“
Er schob das Geld zurück.
Sie begann plötzlich unbändig zu lachen.
„Es wird Ihnen nicht gelingen, sich mit mir zu verfeinden, mein Lieber.“
Er blickte sie verdutzt an.
„Ich habe vom ersten Augenblick an gewußt“, sagte sie fröhlich, „daß wir Freunde sein werden.“
Er wurde von ihrer jähen Laune mitgerissen und lächelte.
Sie setzte sich zum Klavier und sang ein schwedisches Volkslied, ein seltsames Lied, dessen Text nur aus zwei Worten zu bestehen schien:
„Och sag vid sag jag sag hvarthelst jag sag.“
Sie sang mit bezaubernder kindlicher ANMUT; UND IHR Gesicht strahlte vor Heiterkeit. Er lauschte, ganz verloren, ihrer war-

men, innigen Stimme.

Als sie geendet hatte, wendete sie sich ihm zu und fragte:
„Schön, was?“

„Wunderschön“, antwortete er begeistert.

Sie sprang auf und holte eine Zigarette.

„Jetzt müssen Sie aber eine Friedenszigarette mit mir rauchen.“

„Gern, Fräulein Hafström.“

Sie gab ihm Feuer.

„Was war das für ein Lied?“ fragte er.

„Das ist ein Volkslied aus meiner Heimat. Aus Gudmundra.“
Ihre stahlblauen Augen starrten in die Luft. „Wissen Sie, wo Gudmundra liegt?“

„Ich habe keine Ahnung.“

Sie sagte träumerisch, als erzählte sie ein Märchen:

„Gudmundra liegt am Angermanelf. Dort bin ich zu Haus. Im Angermanland, wo die großen Wälder sind.“

Er fragte nach einer Weile:

„Singen Sie diese schwedischen Volkslieder im Kabarett?“

Sie erwiderte zornig.

„Für diese Bestien? Nein, mein Lieber. Diese Lieder singe ich nur für meine Freunde.“

Sie begann ein freches Dirnenlied von Aristide Bruant.

„Das und ähnliches bekommen die Herrschaften im Kabarett zu hören. Sie wollen ja nichts anderes.“

Sie stand auf und sagte schwermütig:

„Es ist schade für mich, glauben Sie mir, Herr Kapellmeister.“

Es beschämte ihn ein wenig, daß sie Kapellmeister zu ihm sagte. Er fragte zögernd:

„Sollten wir jetzt nicht die Lieder durchprobieren?“

„Es ist nicht notwendig“, antwortete sie freundlich. „Wir werden uns schon gut verstehen.“

Sie reichte ihm die Hand, die er küßte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er, „ich war ungezogen.“

„Ach Gott, Sie werden auch Ihr Leid haben.“

Ein bitterer Zug lag wieder um ihren Mund.

Heinersdorff fuhr nachdenklich nach Haus, um sein Gepäck in Ordnung zu bringen. Dann räumte er seinen Schreibtisch aus und vernichtete alle Briefe und Papiere, die sich angehäuft hatten. Er wollte fremden Augen nichts zurücklassen. Man konnte ja nicht wissen. Spät am Abend wurde er mit seiner Arbeit fertig.

Nun kam noch das Schwerste und Bitterste: der letzte harte Abschied von Hedwig Buschgart.

Er wartete in der Gloriettegasse auf seine Braut. Als er sie erblickte, begann sein Herz zu schlagen. Wie edel sie ging! Wie liebevoll sie ihm schon aus der Ferne zulächelte!

Er drückte zärtlich ihre Hand und fand keine Worte. Eine wunderliche Bangigkeit presste ihm die Brust zusammen.

Sie gingen durch den schönen Wintertag den Weg zur Einsiedelei hinauf.

„Ich sehe es dir an, Liebster,“ begann sie, „daß du mir etwas sagen willst.“

Er antwortete seufzend:

„Du kannst ja Gedanken lesen, Hedwig.“

„Bei dir ist es nicht schwer. Dein Gesicht ist für mich wie ein aufgeschlagenes Buch.“

„Da muß man ja fein Acht geben.“

„Du hast nichts zu verheimlichen, Liebster“, sagte sie stolz. Eine leichte Röte breitete sich über seine Stirn.

„Also sprich, Georg.“

Er gab sich einen Ruch und antwortete so unbefangen wie nur möglich:

„Ich habe mich entschlossen, deinem Rate zu folgen, Liebste.“

Sie fragte rasch:

„Du willst reisen?“

„Ja, Hedwig.“

Ihre Augen leuchteten.

„Ich freue mich, Liebster, ich freue mich sehr. Es ist das beste,

was du jetzt tun kannst.“

„Ich habe es auch eingesehen.“

Nach einer Weile sagte sie:

„Jede Nacht betete ich zu Gott, daß du wegfahren solltest.“

Er lachte:

„Das ist ja eine schöne Liebe!“

Sie antwortete mit ernster Miene:

„Diese Reise ist notwendig für dich. Du verbitterst hier und wirst ungerecht und ungeduldig.“

„Du übertreibst, Hedwig.“

„Ich fühle es. In der Fremde wirst du dich wiederfinden. Darum freue ich mich.“

Er dachte mit einem Anflug von Traurigkeit:

„Man soll sich nicht freuen.“

Sie standen oben auf dem Hügel, Hand in Hand, und betrachteten die weiße Landschaft. Die Sonne war untergegangen, und die Schneeflächen schimmerten blau.

„Jetzt kommt bald der Frühling“, sagte sie leise.

„Ich spüre ihn schon im Blut.“

Sein Herz zitterte.

„Ich habe Sehnsucht nach warmer Sonne, nach grünen Wiesen und hellen Wäldern.“

Er starrte schweigend in das vertraute Antlitz der Heimat.

„Erinnerst du dich, Liebster, an den schönen Tag, da wir im Wald von Weidlingau beim Grab des alten Laudon gesessen sind?“

„Ich erinnere mich.“

Er preßte die Zähne aufeinander, um seine Weichherzigkeit nicht zu verraten.

Die frühe Winterdämmerung brach ein und spann silberne Schleier über die Berge.

„Wir müssen gehen“, mahnte sie. „Es wird dunkel.“

„Es wird dunkel“, wiederholte er nachdenklich und suchte in jedem Wort ein Gleichnis. Er konnte sich nicht entschließen, das

schöne Fleckchen Erde zu verlassen. Wie festgewurzelt stand er auf dem Hügel.

Sie rüttelte ihn fröhlich am Arm und rief:

„Du wach' auf! Wir müssen gehen.“

Sie stiegen langsam zu Tal.

Plötzlich begann Hedwig zu singen, ganz schüchtern und verschämt, wie ein kleiner Vogel, bevor die Sonne aufgeht. Heinersdorff ging andächtig neben ihr und wagte kaum zu atmen, um sie nicht zu stören.

Als sie ihr leises Lied beendet hatte, sagte er zärtlich:

„Wie lange habe ich dich nicht singen gehört, Liebste.“

„Ja, ich habe lange nicht gesungen. Ist es nicht merkwürdig, daß ich gerade heute wieder singen mußte?“

„Das ist die Freude, daß ich wegfahre.“

Sie nahm seine Hand.

„Ja, das ist es. Wohin fährst du, Liebster?“

Er antwortet sehr schnell:

„Nach Italien. Zuerst nach Rom und dann nach Neapel.“

Er wollte ihr Herz nicht beunruhigen. Er hatte Vorsorge getroffen, daß seine Briefe durch einen Bekannten von Rom aus an Hedwig befördert würden.

„Wie lange willst du wegbleiben?“

„Vier bis sechs Wochen. Je nachdem.“

Sie drohte ihm lächelnd:

„Daß du mir nicht zu früh zurückkommst!“

„Ich muß wirklich glauben, daß du mich nicht ein bißchen mehr lieb hast.“

„Ach du!“

Ihre Blicke verschleierten sich.

„Wann fährst du weg?“

„Morgen abend, Liebste.“

Sie wurde ganz still.

Nach einer Weile sagte er:

„Wenn ich wiederkommen, gehe ich zu deinem Vater. Das ver-

spreche ich dir, Hedwig.“

In ihren Augen glänzte die helle, fröhliche Hoffnung:

„Wenn du wiederkommst!“

Sie bat leise:

„Komm' bald!“

Sie standen wieder in der Gloriettegasse.

„Jetzt müssen wir Abschied nehmen“, sagte sie mit fester Stimme.

Sein Herz schlug bis zum Hals hinauf.

Einsam und dunkel lag die Straße.

„Lebwohl, Georg.“

Mit einer jähen Bewegung zog sie seinen Kopf zu sich und küßte ihn auf den Mund.

„Lebewohl, Hedwig.“

Sie sahen einander noch einmal in die Augen und versanken in bitterste Seligkeit.

Endlich riß sich Hedwig los. Ihre zuckenden Lippen stammelten:

„Komm' gesund wieder!“

Er hielt krampfhaft ihre Hand umschlungen. Ganz langsam und zögernd gab er sie frei.

„Auf Wiedersehen, Liebster!“

„Auf Wiedersehen.“

Er stand in einer seltsamen Erstarrung an der Straßenecke und sah verlorenen Blickes der Geliebten nach, die mit tapferen Schritten in das Dunkel ging.

21.

Das Kabarett Exzelsior, Direktor Gabriel Süßkind, versammelte sich auf dem Wiener Nordbahnhof, um nach Rußland zu reisen.

Direktor Süßkind, ausgerüstet wie ein Polarfahrer, marschierte

gebieterisch auf dem Bahnsteig hin und her und leitete voll Umsicht die taktischen Bewegungen seiner Truppen. In seiner Begleitung befanden sich zwei stämmige Herren, die weniger Vertrauen als Furcht einflößten und so missmutige Mienen zur Schau trugen, daß man sie unbedingt für Aktionäre des künstlerischen Unternehmens halten mußte.

Heinersdorff, der sehr früh auf dem Bahnhof erschienen war, meldete sich bei seinem Chef, der vornehm militärisch dankte, und blieb dann bis zur Abfahrt des Zuges sorglich im Hintergrund.

Direktor Süßkind hatte in einem Waggon zweiter Klasse ein Abteil reservieren lassen, aber es stellte sich bald heraus, dass die Mitglieder nicht beisammen sein wollten. Es war nicht leicht, durchzusetzen, dass die Damen wenigstens in demselben Waggon Platz nahmen.

Lissy Verwoort erschien mit einem großen Strauß Rosen im Arm und sprach so lebhaft Französisch, dass sich alle Kofferträger voll Bewunderung nach ihr umsahen. Der Großindustrielle, der sie begleitete, empfahl sich bald und wurde durch einen flotten jungen Mann ersetzt.

Herta Rohde kam in Gesellschaft eines würdigen alten Herrn, der ein väterliches Gesicht machte und ein Ordensbändchen im Knopfloch trug. Die Sängerin aus Zwickau hielt den Muff krampfhaft vor den Mund gepresst, um ihre kostbare Stimme zu schonen.

Margit Talány wurde von einem finsterblickenden, dunklen Menschen eskortiert, der ein weitberühmter Cymbalschläger einer Zigeunerkapelle war. Die Ungarin schritt ängstlich und sittsam neben ihrem düsteren Freund, der bis zur Abfahrt ihre Hand nicht losließ.

Hansi Zauner wurde nur von ihrer Mutter begleitet. Es waren schlechte Zeiten. Die alte Frau Zauner trug einen Korb voll Eßwaren, den sie der Tochter in das Coupé reichte, und schnäuzte sich unaufhörlich.

Mirjam Gitt kam ganz allein. Sie trug ein neues Tuchkostum,

das mit Pelz verbrämt war, und stand wie ein verschüchterter Vogel neben ihrem großen Koffer. Sie wartete, bis der Oberbefehlshaber Süßkind an sie herantrat und ihr den Platz anwies. Sie blickte starr und unbeweglich zum Fenster hinaus und sah zu, wie die anderen umständlichen Abschied nahmen. Sie hatte niemanden, dem sie mit dem Taschentuch Grüße zuwinken konnte.

Als Letzte betrat Anna Hafström die Halle. Zwei elegante Herren erwarteten sie. Sie unterhielt sich mit ihnen und erwiderte den ehrerbietigen Gruß ihres Direktors mit einem kurzen, widerwilligen Kopfnicken. Sie stand vor dem Schlafwagen, als Heinersdorff aus dem Wartesaal trat. Sie erblickte ihn sofort und machte ihre Begleiter auf ihn aufmerksam. Sie sahen ihn diskret an. Heinersdorff begrüßte. Anna Hafström ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Wie geht es, Herr Kapellmeister?“

„Danke, Fräulein Hafström.“

Sie sagte spöttisch und ganz leise:

„Sie Ärmster! Sie dürfen nicht im Schlafwagen fahren.“

Er sah sie erstaunt an und suchte nach einer Antwort.

Sie legte ihren Zeigefinger auf den Mund und lächelte.

„Auf Wiedersehen, Herr Kapellmeister.“

Sie ging zu ihrer Gesellschaft zurück.

Heinersdorff überlegte den Bruchteil einer Sekunde lang, ob es nicht klüger wäre, seine Reise aufzugeben.

Die Bemerkung der Hafström beunruhigte ihn.

Als der Schaffner zum Einsteigen mahnte, hatte Heinersdorff seine Bedenken überwunden.

Langsam und schwerfällig fuhr der lange Zug aus der Halle.

Heinersdorff stand in dem Gang beim Fenster und sah zu, wie die Stadt allmählich hinter ihm versank. Sie brausten schon durch das Marchfeld, als er sich entschloß, nach seinem Platz zu sehen.

In einem Abteil saß der Direktor mit Margit Talány, im nächsten die Rohde und die Französin aus Böhmen. Fräulein Zauner hatte sich mit einem kleinen Ulanenleutnant angefreundet, der in

seine trostlose galizische Garnison zurückfuhr. Heinersdorff wollte die junge Freundschaft nicht stören. Sein Reisegepäck lag im Rauchercoupé, in dem Mirjam Gitt saß. Als er eintrat, stand sie auf und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Kapellmeister.“

„Nichts zu danken“, antwortete er beinahe unfreundlich.

Er war nicht in der Stimmung, sich mit dem Mädchen zu unterhalten. Er zündete eine Zigarette an und fragte:

„Stört Sie der Rauch nicht, Fräulein Gitt?“

„Durchaus nicht.“

„Es ist nämlich das einzige Raucherabteil in diesem Wagen.“

Sie entgegnete demütig:

„Wenn es Ihnen angenehm ist, will ich in ein anderes Coupé gehen.“

„So war es doch nicht gemeint.“

Er streckte sich auf der Bank aus und wendete sein Gesicht der Wand zu. Er dachte an die vergangenen Monate und an die Zukunft, die geheimnisvoll lockend vor der Tür stand. In stolzer Kampffreude klopfte sein Herz. Die Räder sangen in gleichmäßigem Takt: Jetzt gilt es! Jetzt gilt es! Jählings kam der Schlaf über ihn.

Er schlief viele Stunden ohne Unterbrechung. Als er erwachte, was es schon hell. Mirjam Gitt saß ruhig und unverändert da, wie bei der Abfahrt.

„Wo sind wir denn?“ fragte er.

„Wir haben Krakau schon verlassen.“

„Donnerwetter! Das war ein tüchtiger Schlaf.“

„Sie haben sich während der ganzen Zeit nicht einmal gerührt“, sagte sie freundlich.

„Sie haben gar nicht geschlafen, Fräulein Gitt?“

„Nein.“

Der Zug stürmte durch ein weißes, schweigendes Land. Meterhoch lag der Schnee. Die kleinen versunkenen Dörfer sagen wie

ausgestorben aus. Nur der dünne, steil aufsteigende Rauch verriet menschliches Leben. Manchmal erblickte Heinersdorff eine Schwadron Ulanen, die über die weiten Schneefelder galoppierten. Die Pferde dampften. Die Kälte schien unerträglich zu sein. Ein wütender Sturm blies den Reitern entgegen. Ruhmlose Helden, dachte Heinersdorff.

Direktor Süßkind hielt den Morgenrapport ab. Er war fröhlich und guter Dinge. Die Sängerin aus Zwickau machte den Eindruck eines wüsten Wracks. Sie war nicht mehr in dem Alter, um ungestraft eine Nacht durchfahren zu können. Fräulein Verwoort hatte die Schäden der Reise bereits vorsorglich ausgebessert. Das Lercherl von Hernals sang voll Vergnügen. Die Reise hatte gut begonnen.

Direktor Süßkind erzählte stundenlang Witze. Er war ein unermüdlicher und glänzender Erzähler. Man lernte ihn schätzen, wenn eine der Damen eine Anekdote vortrug.

Mittags kam Fräulein Hafström auf Besuch und unterhielt sich vornehmlich mit Mirjam Gitt, die bisher von den anderen Mitglieder vollständig vernachlässigt war.

Am späten Nachmittag fuhr der Zug in Podwoloczyska ein.

Abschied von Österreich, dachte Heinersdorff und presste seine glühende Stirn an die eiskalte Fensterscheibe. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und überschritt die russische Grenze.

Heinersdorff erblickte die ersten Kosaken, die die Ufer des Podhorce entlang ritten. Sein Blut begann zu fiebern.

In Woloczysk stiegen russische Gendarmen in den Zug und verlangten die Pässe ab. Die Mitglieder des Kabarett Exzelsior hatten sich um ihren Führer geschart. Mirjam Gitt zitterte. In die stahlblauen Augen der Anna Hafström kam ein seltsames Leuchten.

Man verließ den österreichischen Zug, der wie ein letzter, treuer Freund auf die verzweifelten Glücklichen wartete, denen die Wächter des Zarenreiches den Eintritt verwehrte. Die Zollrevision war streng und langwierig. Ein umfangreicher Fortsetzungsroman,

den Fräulein Zauner unvorsichtigerweise in ihrem Gepäck mitführte, „Kaiser Josef und die Tochter des Freimaurers“, wurde konfisziert. Nach einem Aufenthalt von fast zwei Stunden durfte man in den russischen Zug einsteigen. Direktor Süßkind erhielt die Pässe zurück. Er atmete und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Heinersdorff saß mit Anna Hafström allein in einem Abteil. Er blickte schweigend in die graue Schneedämmerung, durch die langsam der Zug glitt. Er kannte das Land aus strategischen Studien und Karten so genau, als wäre es seine Heimat. Er sah die riesigen Kasernenbauten bei Proßkurow und dachte, daß dieser Name vielleicht einmal so grauenvoll berühmt sein werden wie Sedan und Mukden.

Endlos und unübersehbar dehnte sich das weite Land wie ein ungeheures Leichenfeld. Kein Hügel und kein Baum hielt das Auge auf. Es war, als führe man durch ein weites Meer.

Anna Hafström sagte nach langem Schweigen mit verschleierter Stimme:

„Wie ich dieses Land hasse!“

Dann schloß sie die Augen, als wollte sie keine Antwort hören. Er betrachtete ihr Gesicht und dachte voll Erwartung:

„Sie wird mir Freund sein.“

In früher Morgenstunde, es war noch ganz dunkel, kamen sie in Kiew an. Sie stiegen in dem Hotel ab, dessen Saal Direktor Süßkind für seine Vorstellungen gemietet hatte. Es war ein trübes, düsteres Haus in der Funduklejewskaja. Ein schmieriges Plakat, das das Gastspiel des weltberühmten Kabarett Exzelsior aus Paris ankündigte, klebte an der Tür des Hotels.

Die Zimmer, die Direktor Süßkind für seine Mitglieder bestellt hatte, sahen unsauber und verdächtig aus. Fräulein Verwoort erklärte unter Tränen, das sie in einem solchen Zimmer nicht schlafen könne. Anna Hafström lächelte überlegen. Der herbeigerufene Kellner sagte gleichmütig, daß im ganzen Hause kein anderes Zimmer frei wäre. Zur Zeit der Kontraktenmesse wären in Kiew

alle Hotels überfüllt. Fräulein Verwoort mußte sich in ihr Schicksal fügen.

Heinersdorff schlief nur kurze Zeit. Dann nahm er ein Bad und ging aus, um die Stadt zu besichtigen. Eine rasende Ungeduld verzehrte ihn. Er hätte gewünscht, schon am ersten Tag seines Aufenthalts in Rußland seine kühnen Pläne ausführen zu können, um in die Heimat zurückzukehren. Schließlich mußte er über sich selbst lächeln.

Er lief die halbe Stadt ab und besuchte die Lawra, das berühmte Kloster, und die Höhlen des heiligen Antonius und des heiligen Theodosius. Er besah die Arsenalen und die und die Kriegsschule und kehrte am späten Nachmittag todmüde in das Hotel zurück.

Der Beginn der Vorstellung war auf acht Uhr festgesetzt.

Trübselig und grotesk war die Premiere des berühmten Kabarett-Exzelsior in Kiew, der Mutter aller Städte Rußlands. In dem schmutzigen, schlecht erleuchteten Saale war ein niedriges Podium errichtet, das durch einen fleckigen, gelben Vorhang vom Zuschauerraum geschieden war. Direktor Süßkind trug einen Frack mit Samtkragen und strahlte im Schmuck zahlreicher Orden, daß sich Heinersdorff über die Bescheidenheit der Visitenkarte nicht genug wundern konnte. Um seinen Hals schlang sich ein dunkelviolette, breites Seidenband, an dem ein riesenhafter Kotillonorden baumelte. Der Kapellmeister vermochte ein Lächeln kaum zu unterdrücken.

Der Direktor beschloß, die Vorstellung zu eröffnen, obwohl der Saal nur zur Hälfte besetzt war. Die niedrigen Eintrittspreise, die von dem Hotelbesitzer zur Bedingung gemacht worden waren, hatten ihre Wirkung verfehlt.

„Man muß teure Preise verlangen, sonst glauben einem die Leute nichts“, brummte Süßkind. Er hielt einen großen Topfdeckel aus Blech in der Hand, der ihm als Gong dienen sollte.

„Wir beginnen den Abend mit einem Musikstück“, sagte der Direktor würdevoll.

Eine ungestüme Lachlust überfiel Heinersdorff und ließ ihn

lange nicht los. Es schien ihm, als wirke er bei einer Volkssängertruppe im Wurstlprater mit.

„Was soll ich spielen, Herr Direktor?“ fragte er und bemühte sich krampfhaft, ernst zu bleiben.

„Einen flotten Marsch natürlich.“

Er schlug auf den Topfdeckel.

Fräulein Zauner, die als Erste nach der Conférence des Direktors auftreten sollte, stand in einer Ecke und lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen rollten.

Der Direktor wies sie zornig zur Ruhe und zog den Vorhang beiseite. Heinersdorff saß allein auf der Bühne und war nahe daran, davonzulaufen, so sehr quälte ihn die Lachluft.

Der Direktor kommandierte: „Los!“

Heinersdorff bezwang sich und hackte mit wilder Energie auf die Tasten des Klaviers los, das grauenhaft verstimmt war, und dessen altersschwache Saiten vor Angst zitterten. Während er die Steeplechase auf dem Klavier ritt, musterte er die Besucher. Es war ein trostloses und armseliges Publikum. Kleine Kaufleute, Händler, die wie Bauern aussahen, und Kommis. Alle blickten gespannt auf seine Finger. Als er seinen Marsch beendet hatte, brach donnernder Applaus los. Heinersdorff stand fröhlich auf und verbeugte sich.

„Die Stimmung ist glänzend“, sagte der Direktor.

Die Leute konnten sich nicht beruhigen und klatschten wie Besessene.

„Spielen Sie noch ein Stück“, flüsterte Süßkind.

Heinersdorff stürmte ein zweites Mal über die Tasten. Die Saiten dröhnten. Das Pedal quietschte. Das Podium wackelte.

„Wenn mich jetzt nur die Großmutter sehen könnte“, dachte er und lachte laut auf. Seine Janitscharenmusik übertönte alles.

Die Mitglieder des Kabarett waren, von dem Höllenlärm erschreckt, aus ihren Garderoben gelaufen, standen hinter den Kulissen und grinsten Heinersdorff an.

Das Publikum tobte vor Vergnügen. So hatte man in Kiew noch

nicht Klavier spielen gehört.

Heinersdorff verbeugte sich immer wieder. Die Leute wollten noch einen Galopp haben.

„Spielen Sie in Gottes Namen noch ein Stück“, befahl der Direktor.

„Ich kann nicht mehr“, erwiderte Heinersdorff. „Ich habe schon Schwielen an den Fingern.“

Süßkind entschloß sich, aufzutreten. Sowie er auf der Bühne erschien, wurde es mäuschenstill im Saal. Es war, als träte ein strenger Lehrer in das Schulzimmer.

Der Direktor begann seine Conférence, die berühmt witzig und in allen Feuern erprobt war. Er sprach ein barbarisches Balkan-Französisch, das kein Mensch im Saal verstand. Alle Pointen versagten. Kein Mund verzog sich zu einem Lächeln. Das Publikum saß da wie bei einem Trauergottesdienst. Süßkind fing an zu schwitzen. Er schloß seine Vortrag, indem er das Auftreten von Fräulein Zauner, des Sterns der Wiener Operette, ankündigte, und schlich wie ein begossener Pudel von der Bühne. „Idioten!“ murmelte er, als er abging.

Sobald sich das Publikum mit dem schneidigen Kapellmeister wieder allein sah, strampelte es mit den Füßen und schrie: „Musik! Musik!“

Fräulein Zauner wollte nicht auftreten.

Der Direktor bat händeringend: „Spielen Sie noch ein Stück! Nächstens mache ich mit Ihnen allein eine Tournee!“

Heinersdorff absolvierte noch einen Ritt. Aber je mehr er spielte, desto begeisterter wurde das Publikum. Direktor Süßkind schäumte vor Wut. Er zwang Fräulein Zauner auf die Bühne zu gehen. Sie sang ihre beiden Lieder, ohne daß sich eine Hand rührte. Ebenso erging es Mirjam Gitt. Nur ein rumänisches Liedchen wurde von zwei Herren aus Bessarabien beklatscht. Sie ging mit Tränen in den Augen ab.

Dann kam Herta Rohde, die Nachtigall aus Zwickau. Sie machte sich ihre eigene Conférence. Zunächst bat sie einen hohen Adel

und eine löbliche Bürgerschaft um Nachsicht, weil sie ein wenig indisponiert wäre. Dann spielte sie mit Heinersdorff eine kleine, neckische Szene, in der sie sich nicht entschließen konnte, was sie singen sollte. Heinersdorff war ein schlechter und unwilliger Partner. Jetzt, nachdem er einen solchen Erfolg errungen hatte, konnte er sich für die Qualen rächen, die ihm die Sängerin bei den Proben bereitet hatte. Endlich war Herta Rohde zu einem Entschluß gelangt: Sie kündigte mit flötender Stimme an: „Ich will Ihnen vorerst ein süßes Liedchen aus des Knaben Wunderhorn singen.“

Bevor sie aus des Knaben Wunderhorn in Kiew, in einem üblen Hotel in der Fundukejewskaja, zu singen anfang, bat sie:

„Bitte, recht leise und innig, Herr Kapellmeister!“

Innig, das ging, aber das Piano war auf dem Instrument eine schwierige Angelegenheit. Wenn man leise spielte, blieben die Tasten stecken und beförderten keine Töne. Fräulein Rohde war zum größten Teil auf die Kraft ihrer Stimme angewiesen. Sie krächte derart, daß es auch ein echt russisches Ohr beleidigen mußte. Die Leute zischten. Fräulein Rohde stürzte von der Bühne ab und bekam einen Weinkampf. Man versuchte sie zu trösten. Das vermeintliche Zischen sei nur der höchste Ausdruck des Beifalls und der Anerkennung gewesen. Sonnenthal sei es in Lodz ebenso wie ihr ergangen. Fräulein Rohde begann daran zu glauben. Seit diesem Abend lächelte sie immer vergnügt und geschmeichelt, wenn sie ausgezischt wurde.

Fräulein Verwoort fand einigen Beifall, da sie ein tschechisches Lied sang, von dem die Leute ein paar Worte verstanden. Sie war unter den Damen die Siegerin des Abends.

Anns Hafström versagte vollständig. Sie leierte gleichgültig zwei französische Chansons ab und sagte zu Heinersdorff: „Es ist stumpfsinnig, in dieser Kneipe zu singen.“

Margit Talány konnte als Letzte den Abend nicht retten.

Nach Schluß des offiziellen Programms war ein gemütliches Beisammensein der Künstlerinnen mit dem verehrungswürdigen Publikum vorgesehen. Die Damen nahmen an kleinen Tischen in

der Nähe der Bühne Platz. Kein Mensch kümmerte sich um sie.

Heinersdorff fragte den Direktor besorgt: „Muß ich noch spielen?“

„Ich glaube nicht. Es ist Musik hier“, antwortete Süßkind gekränkt und zog sich zu einer Beratung mit dem Hotelbesitzer zurück.

In einer Ecke saßen wahrhaftig vier alte, zerbrochene Juden und begannen in der Art der Heurigen-Quartette zu spielen. Sie hielten kümmerlich Takt und konnten nie zusammenkommen. So oft sich einer kratzen mußte, hatten die anderen einen solchen Vorsprung, daß sie nicht mehr zu erreichen waren. Sie spielten nur Wiener Lieder und Walzer.

In einer Pause trat Heinersdorff zu seinen musikalischen Genossen und versuchte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

„Sind Sie aus Wien?“ fragte er den Dirigenten, der einen langen, weißgelben Bart hatte.

„Wir sei de Schrammlen“, antwortete der Anführer des Quartetts voll Stolz.

Heinersdorff bekam einen Lachkrampf und entfernte sich eiligst.

Anna Hafström lud ihn ein, an ihrem Tisch Platz zu nehmen.

„Wie gefällt Ihnen das?“ fragte sie mit zuckenden Lippen.

„Es ist ganz lustig.“

„Ja, sehr lustig. Haben Sie sich die Leute angesehen?“

„Warum ist der Direktor eigentlich nach Kiew gegangen?“

„Er glaubte, während der Zuckermesse ein gutes Geschäft zu machen.“

„Ist das nicht möglich?“

„Gewiß, aber nicht in diesem Lokal.“

Sie betrachtete den schmierigen Saal und sagte trocken:

„Das ist die aufgelegte Pleite!“

Ilija Vidakovich ging in die Falle, die Heinersdorffs Kameraden aufgerichtet hatten.

Es war ein mühseliger und dorniger Weg, den nur das Rachegefühl und der grimmigste Haß bis zum Ende verfolgen konnten.

Vidakovich war, nachdem er Heinersdorff im Auftrage der Golubjew provoziert hatte, in direkte Verbindung mit der Agentin getreten. Es war nicht klar, ob ihn zärtliche Regungen dazu veranlaßten, oder ob er nur erhöhte Einkünfte ohne Wissen seines Vaters beziehen wollte. Er trieb schlauerweise gar keinen Aufwand und, liebte sich sogar ab und zu kleine Beträge von Kameraden aus, die er pünktlich zurückzahlte. Er bewohnte ein billiges möbliertes Zimmer und ließ sich selten in öffentlichen Vergnügungsorten sehen. Er schien nur für Liebesabenteuer Interesse zu haben, die nicht genug wahllos und unsauber sein konnten.

Für seinen Vater arbeitete Vidakovich nur noch sehr wenig, so dass die Vertrauensmänner des alten Milan bereits ungeduldig wurden und energisch einen flotteren Nachrichtendienst forderten. Aber Milan Vidakovich mahnte seinen Sohn nicht. Er wurde oft von trüben Ahnungen gequält und bangte um das Leben seines geliebten Kindes. Seine seltsame Unruhe, die durch nichts begründet erschien, wuchs derart, dass er das einträgliche Kundschaftergeschäft zu liquidieren beschloß.

Eines Abends sprach er zu Ilija von seinem Plan.

„Du solltest den Abschied nehmen.“

„Warum?“ fragte der Oberleutnant verwundert.

„Es liegt etwas in der Luft“, antwortete der Vater und schnupperte wie ein Jagdhund.

„Lächerlich! Wie kommst du auf solche Gedanken?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe es im Gefühl“, sagte Milan ängstlich.

„Hast du irgendeinen Verdacht?“

„Nein, das nicht, aber ich bin so unruhig.“

Er streichelte zärtlich die Hand seines Sohnes und bat demütig:
„Wir wollen die Sache aufgeben, Ilija!“
Der Oberleutnant blickte schweigend in das Licht der Lampe.
„Gott war uns so lange gnädig. Man darf nicht zu viel von ihm verlangen.“
Ilija drehte sich eine Zigarette. Die Unruhe des Vaters begann langsam in sein Blut überzufließen.
„Wir haben Geld genug“, fuhr Milan Vidakovich fort.
„Wieviel haben wir denn?“ fragte Ilija nachdenklich.
„Sechzigtausend Kronen.“
„Was ist das!“ sagte der Oberleutnant verächtlich.
„Wenn wir nach Serbien gehen, sind wir dort Millionäre.“
Ilija zündete seine Zigarette an.
„Glaub’ mir, je früher wir weggehen, desto besser ist es.“
„Ich kann nicht von heute auf morgen meinen Abschied nehmen.“
„Warum nicht?“
„Weil ich mich dadurch verdächtig machen würde.“
„Das musst du besser verstehen als ich.“
Er schwieg bedrückt. Nach einer Weile sagte er leise: „Aber das Geschäft wollen wir jetzt schon aufgeben.“
„Gut, Wie du willst.“
Milan küsste dankbar seinen Sohn.
„Sobald ich kann, vielleicht nach dem nächsten Avancement, nehme ich den Abschied.“
„Ich werde nicht früher schlafen können, bevor ich nicht in Serbien bin.“
„Es wird nicht mehr lange dauern, Vater“, tröstete ihn Ilija.
Milan Vidakovich ging weg, von der schlimmsten Angst befreit. Ilija blieb nachdenklich und bekümmert zurück. Ein dumpfes Grauen saß ihm im Nacken.
Am nächsten Tag bekam er die Ernennung zum Bataillonsadjutanten. Die Gespenster der Nacht zerstoßen wie ein Hauch. Gott selbst wies ihm den Weg. Man musste die unverhofften Vorteile

der neuen Stellung ausnützen. Was hatte er in Serbien zu suchen? Er wollte möglichst rasch so viel Geld verdienen, um in Paris leben zu können. Er erzählte dem Vater nichts von seiner Beförderung, um ihn nicht zu beunruhigen, und war ganz einverstanden damit, dass Milan alle Verbindungen abgebrochen hatte. Er wollte bis zu seinem Austritt aus dem Heer auf eigene Faust arbeiten. Die dunklen Ahnungen des Vaters machten nur so weit Eindruck auf ihn, dass er mit doppelter Vorsicht und Schlaueit zu Werke ging.

Hundert heiße Augen beobachtete monatelang jeden Schritt des Oberleutnants Vidakovich während und außerhalb des Dienstes, ohne eine verdächtige Handlung aufspüren zu können. Major Homann, der die Untersuchung leitete, nahm alle Mittel in Anspruch, die die Behörden ihm zur Verfügung stellen konnten. Die Korrespondenz des Oberleutnants wurde sorgfältig überwacht. Er bekam nur harmlose, rosenfarbige Liebesbriefe. Er verkehrte mit niemandem, der irgendwie verdächtig sein konnte. Im Kaffeehaus saß er nur mit Regimentskameraden beisammen. Die Zimmervermieterin, bei der er wohnte, war eine harmlose, alte Frau, die Witwe eines Gendarmeriewachtmeisters.

Es gab Stunden, da Major Homann und seine Freunde an dem Gelingen ihres Unternehmens zu verzweifeln begannen. Sie waren von der Schuld des Oberleutnants felsenfest überzeugt, aber der Fuchs war so schlau, dass sie ihn nicht erwischen konnten.

Eines Freitagabends, als die Generalstabsoffiziere in dem kleinen alten Kaffeehaus versammelt waren und wieder einmal Kriegsrat hielten, sagte Hauptmann Woldrich:

„Wir werden nie zu einem Resultat kommen, wenn wir uns nicht auf einen einzigen Punkt konzentrieren.“

„Wie meinst du das?“ fragte Major Homann.

„Das will ich dir erklären. Was wissen wir unzweifelhaft von dem serbischen Schurken?“

„Daß er mit der Golubjew in Verbindung steht“, antwortete Hauptmann Frankhauser.

„Sehr richtig! Man muß also alle Hebel an diesem einen Punkt ansetzen. Man muß herauskriegen, auf welche Weise das Schwein die Verbindung mit der Golubjew aufrechterhält.“

„Das war doch das allererste, was wir getan haben“, erklärte Homann entmutigt. „Wir prüfen jeden Brief, den er erhält.“

Hauptmann Woldrich lachte:

„Du glaubst doch nicht, dass er sich die gefährlichen Briefe ins Haus schicken lässt?“

„So klug war ich schon lange, mein Lieber“, erwiderte Major Homann. „Der Mensch geht aber auch nie auf die Post, um sich postlagernde Briefe abzuholen.“

„Dann hat er eben einen Mittelsmann“, sagte Hauptmann Woldrich. „Und den zu finden, wäre die nächste und wichtigste Aufgabe.“

Diesen Ausführungen stimmten alle bei.

Am nächsten Tage ließ Major Homann zwei Detektive der Staatspolizei zu sich kommen und sagte ihnen:

„Meine Herren, wir stehen seit einem halben Jahr auf dem toten Punkt. Es geht nicht einen Schritt vorwärts, obwohl ich bestimmt weiß, dass Oberleutnant Vidakovich mit der Golubjew in brieflicher Verbindung steht. Sie müssen herausbekommen, wie er die Briefe befördert und erhält. Die Post kann uns nicht helfen. Es wird Ihnen doch schon selbst langweilig sein, immer die gleichen dummen Liebesbriefe zu lesen.“

Die Beamten empfahlen sich, in ihrem Ergeiz gekränkt, und gingen an die Arbeit.

Eine Woche später ließ sich Inspektor Elkan bei Major Homann melden und überreichte ihm mit ernster Siegermiene einen Brief.

„Was ist das?“ fragte der Major.

„Das muß ein Brief des Oberleutnants Vidakovich an die Golubjew sein“, antwortete der Agent mit Bestimmtheit.

Der Major sagte in freudiger Überraschung:

„Wenn es wahr ist, Elkan, dann erlebe ich heute den glücklichsten

Tag meines Lebens.“

Er betrachtete die Adresse. Der Brief ging nach Kopenhagen an eine postlagernde Chiffre.

Major Homann rief erregt:

„Die Golubjew ist in Kopenhagen. Wir haben gestern Bericht bekommen.“

In den Augen des Inspektors leuchtete es auf.

„Wir werden doch den Brief öffnen, Herr Major?“

„Natürlich, obwohl wir nicht viel daraus erfahren werden, fürchte ich.“

Der Brief war chiffriert.

„Ich wusste es ja“, sagte Homann und holte Schriftproben herbei, die er mit dem Brief verglich.

Er erklärte triumphierend:

„Es ist unzweifelhaft die Handschrift Vidakovichs. Ich danke Ihnen, Elkan. Das wird Ihnen nie vergessen werden.“

Der Major bot dem Inspektor eine Zigarette an und lud ihn zum Sitzen ein.

„Jetzt erzählen Sie mir, Elkan, auf welche Weise Sie in den Besitz dieses Briefes gekommen sind.“

„Durch einen plumpen Zufall, Herr Major. Ich machte eines Nachmittags die Beobachtung, dass der Herr Oberleutnant Vidakovich aus dem Friseurladen, den er gewöhnlich aufzusuchen pflegt, nach einigen Minuten herauskam, ohne daß er rasiert worden wäre. Das fiel mir auf, denn was hatte der Oberleutnant bei dem Friseur zu tun, wenn er seinen Bart oder seine Haare nicht in Ordnung bringen ließ? Es war allerdings möglich, dass der Laden überfüllt war und der Oberleutnant nicht länger warten wollte. Ich beschloß, mir Gewissheit zu verschaffen und die Beobachtung des Oberleutnants an diesem Tage aufzugeben. Ich trat in das Friseurgeschäft, in dem außer dem Besitzer weder ein Gehilfe noch ein Kunde anwesend war. Dieser Umstand bestärkte meinen Verdacht. Ich ließ mich rasieren und versuchten vergebens, mit dem Friseur, der ein düsterer, schweigsamer Mensch war, eine Unterhaltung

anzuknüpfen. Er rasierte allerdings ausgezeichnet. Als ich später in Erfahrung brachte, daß der Friseur ein Serbe war und Jermolajew hieß, wurde es mir klar, daß dieser Mensch und kein anderer der Mittelsmann des Oberleutnants sein mußte. Ich beobachtete jetzt drei Tage lang Jermolajew und kam zu der Gewißheit, daß er die Korrespondenz vermittelte. Er behebt auf dem Postamt in der Taubstummengasse postlagernde Briefe, die die Chiffre ‚Karlo Wintermann 1213‘ tragen.“

„Ausgezeichnet!“ rief Major Homann und lächelte vergnügt. „Aber ich verstehe noch nicht, wie Sie sich diesen Brief verschafft haben.“

„Das war zufällig nicht schwer, Herr Major. Jermolajew verließ gestern abend kurz vor zehn sein Haus und begegnete einem Bekannten, der ihn einige Zeit aufhielt. Nachdem er wieder allein war, warf er diesen Brief in einen Postkasten. Es war ein Viertel nach zehn Uhr. Der Postkasten wurde also erst um sechs Uhr in der Frühe entleert. Ich ließ durch einen Kameraden den Leiter des betreffenden Postbezirkes aus dem Bett holen und hatte noch im Laufe der Nacht den Brief in Händen. In Zukunft werden wir es ja leichter haben, da wir die Chiffre kennen.“

Major Homann reichte dem Inspektor die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen Elkan. Kopieren Sie jetzt diesen Brief und lassen Sie ihn dann durch die Post an seine Adresse befördern! Oberleutnant Vidakovich darf in keiner Weise beunruhigt werden.“

An einem der nächsten Tage kam Oberst Wehrbrugg in die Bataillonskanzlei, in der sich, einer Verabredung gemäß, Oberleutnant Vidakovich allein befand.

„Ist der Bataillonskommandant nicht hier?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Das ist aber ärgerlich“, erwiderte der Oberst und zupfte nervös an seinem grauen Schnurrbart. Der alte Soldat war ein schlechter Schauspieler. Er ging unschlüssig durch das Zimmer, als überlege er, was zu tun wäre. Endlich blieb er vor Vidakovich stehen und

sagte: „Sie können übrigens die Arbeit auch übernehmen, Herr Oberleutnant.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Es handelt sich darum, die Kriegsfahrpläne des ...ten Korps, soweit sie unser Regiment betreffen, zu überprüfen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, Herr Oberleutnant, daß diese Akten streng reservat sind.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Ich muß jetzt leider ins Kriegsministerium, sonst hätte ich die Arbeit selbst vollendet. Ich komme in zwei bis drei Stunden wieder. Inzwischen können Sie fertig sein. Sie verlassen unter keinen Umständen die Kanzlei, Herr Oberleutnant, bevor ich zurück bin.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

Oberst Wehrbrugg verließ, zitternd vor Empörung, die Kanzlei und ließ den Oberleutnant fünf Stunden lang ungestört arbeiten.

An diesen Speck mußte Vidakovich anbeißen. Die Kriegsfahrpläne waren ein schönes Stück Geld wert.

Zwei Tage später hatte Major Homann einen Brief in Händen, der für Madame Golubjew in Kopenhagen bestimmt war und die Kriegsfahrpläne des ...ten Korps enthielt. Oberleutnant Vidakovich war überführt. Die Falle schloß sich.

An dem Abend, da Vidakovich verhaftet werden sollte, wollte der alte Milan seinen Sohn besuchen. Ilija war nicht zu Haus. Als der Alte, nachdem er sich eine Weile mit der Wirtin seines Sohnes unterhalten hatte, wegging, fiel es ihm auf, daß das Automobil, in dem zwei Offiziere saßen, noch immer an der Straßenecke wartete. Auch die beiden Männer, die trotz des strömenden Regens vor dem Hause patrouillierten, kamen ihm verdächtig vor. Eine rasende Angst überfiel ihn. Er wußte, was seinem Sohne drohte. Seine Ahnungen hatten ihn nicht betrogen. Man ließ den Alten ruhig passieren, da kein Verdacht gegen ihn vorlag. Jermolajew, der Friseur, saß bereits hinter Schloß und Riegel.

Milan Vidakovich stürzte wie ein Besessener davon, um seinen Sohn zu suchen und zu warnen. Er lief in alle Kaffeehäuser und

Weinstuben, die Ilija zu besuchen pflegte, er fragte in Hotels nach, er läutete üble Frauenzimmer heraus, aber Ilija war nicht zu finden. Er stürzte atemlos, mit klopfendem Herzen, vom Regen durchnäßt, zur Wohnung seines Sohnes zurück. Als er nach Mitternacht sein Ziel erreichte, sah er, vor Entsetzen gelähmt, daß es zu spät war.

Oberleutnant Vidakovich war in einem Auto nach Hause gefahren. Ein junges Mädchen befand sich in seiner Gesellschaft. Als er als dem Wagen stieg, traten die beiden Offiziere auf ihn zu. Es waren Major Homann und der Bataillonskommandant. Vidakovich salutierte. Die Offiziere erwiderten seine Gruß nicht. Jetzt erst begriff er, was geschehen sollte. Sein Gesicht entfärbte sich. Ein jäher Schwindel packte ihn. Er hatte einen bitteren Geschmack auf der trockenen Zunge.

Der Chauffeur sagte gemütlich:

„Es macht zwa Kronen fufzig, gnä' Herr.“

Vidakovich zahlte mit zitternden Fingern.

„Schicken Sie die Dame weg“, befahl Major Homann.

Der alte Vidakovich tastete sich die Mauern entlang näher. Seine Beine versagten den Dienst. Wie ein zu Tode getroffenes Tier blickte er auf den geliebten Sohn, der seinen Säbel den Offizieren überreichte. Er wollte aufschreien, aber ein eiserner Ring preßte seine Kehle zusammen. Er brüllte: „Ilija!“, aber kein Ton drang durch die Nacht. Als Ilija Vidakovich in den Wagen der Offiziere stieg, erblickte er das grauenhaft verzerrte Gesicht seines Vaters, der die Arme nach ihm ausstreckte. Der Anblick des alten, stummen Vaters brach ihm das Herz. Er begann wie ein kleines Kind zu weinen.

So sah Milan Vidakovich seinen Sohn zum letztenmal.

Die Untersuchung gegen den Oberleutnant dauerte nicht lange, da der Verräter alles eingestand. Er hatte keine Helfershelfer außer dem Friseur Jermolajew, der das Militärgericht nicht weiter interessierte, so daß die Verhandlung bereits Ende Februar durchgeführt werden konnte. Ilija Vidakovich wurde zur Ausstoßung aus

dem Heere und zu achtzehn Jahren schweren Kerker verurteilt.

General Buschgart hatte ein schlechtes Gewissen, als er seiner Tochter von der Verurteilung des Spions erzählte.

Hedwig hob den Kopf nicht von ihrer Arbeit und sagte nur:

„Das ist ja der Mensch, mit dem sich Hauptmann Heinersdorff nicht schlagen wollte!“

Sonst nichts.

Der General warf einen kummervollen Blick auf das schmal, verschlossene Gesicht seines Kindes und schwieg bedrückt.

Am nächsten Tage fragte er, ein wenig verlegen, Major Homann:

„Können Sie mir nicht sagen, wo sich Baron Heinersdorff gegenwärtig aufhält?“

„Ich habe keine Ahnung, Exzellenz. Kein Mensch weiß, wo er ist. Auch der Chef erkundigte sich nach ihm. Heinersdorff ist wie vom Erdboden verschwunden.“

General Buschgart dankte und zog sich zurück. Er hatte das Gefühl, daß er ein Unrecht gutzumachen hätte.

In den ersten Tagen des März wurde das Urteil gegen den Oberleutnant Vidakovich bestätigt. Die Strafe konnte vollzogen werden. An einem strahlend hellen Frühlingsmorgen fand die öffentliche Urteilsverkündung statt. Eine hundert Menschen standen in dem riesigen, sonnenübergossenen Hof der Kaserne und warteten auf das Schauspiel. Auch der alte Vidakovich war gekommen, in der Hoffnung, seinen Sohn noch einmal sehen zu können. Er lehnte sich an einen Pflock und starrte tränenlos in die blaue Luft.

Sein ganzes Leben zog in dieser bittersten Stunde an ihm vorbei. Er sah sich mit seinen wilden Juckern über die staubweißen, sonnenglühenden Straßen dahinjagen. Die Bauern auf den Feldern hörten zu arbeiten auf und grüßten demütig den Gospodar Vidakovich. Er stand mit dem Tierarzt Székely an der Grenze und schüttelte den Sack, in dem die goldgelben Dukaten klimpten. Das waren Zeiten! Wie konnte das alles nur vergehen? Es erschien

ihm ganz unwirklich, daß er jener Mann gewesen war, zu dem die Honoratioren in das gastliche Haus kamen, dem die Zigeuner aufspielten, wenn sich die Tische unter der Last der Speisen bogen, der ein Fürst war in seinem Komitat. Er sah die schwüle Augustnacht wieder, in der über das Schicksal des jungen Prinzen entschieden wurde. Er hörte die Stimme des Wachtmeisters Sawa Gruitsch, Gott verdamme ihn! „Er ist stark, er ist schön, er kann reiten, Geld hast du auch, laß ihn Offizier werden.“ Er erlebte jenen schwarzen Unglückstag noch einmal, da die Grenze gesperrt wurde. Mußte es sein? Wollte das Gott? Ein ohnmächtiger Haß zitterte in seinen blutunterlaufenen Augen.

Eine plötzliche Bewegung ging durch die wartende Menge. Die Fenster eines Zimmers im ersten Stock der Kaserne wurden weit geöffnet. Ein Trompeter erschien am Fenster und begann zu blasen. Milan Vidakovich wurde von dem schrecklichen Ton erweckt. Die Posaune des letzten Gerichts konnte nicht grauenvoller klingen.

Neben Vidakovich stand ein Mann, der seinen kleinen Sohn bei der Hand hielt.

„Was geschieht jetzt, Vater?“

„Jetzt wird das Urteil verlesen werden.“ Die Trompete schwieg. Man hörte die helle, klare Stimme des Auditors, die wie ein scharfes, zweischneidiges Schwert die Luft zerschnitt. Man verstand jedes Wort, so still war es in dem Hof. Aus weiter Ferne, dumpf und blaß, kam Wagengerassel und Menschengetrappel.

Das scharfe, zweischneidige Schwert stieß in das Herz des alten Milan und drehte sich um und um. Eine unbarmherzige Stimme, die wie ein großes Wasserrauschen war, schrie in ihm:

„Es ist meine Schuld!“

Wieder kam Trompetenschall.

„Was geschieht jetzt, Vater?“ fragte der kleine Junge.

„Jetzt wird sein Säbel zerbrochen werden.“

Es war, als hielte die ganze Welt in dieser Sekunde den Atem an. Man hörte das feine, leise Klingen des splitternden Stahls. Un-

erbittlich, brüllte die Donnerstimme durch die große Stille:

„Es ist meine Schuld!“

Noch einmal blies der Trompeter.

„Was geschieht jetzt, Vater?“

„Jetzt werden ihm die goldenen Sterne vom Kragen gerissen werden.“

Milan Vidakovich stand starr und aufrecht. Er sah eine junge Frau, die weinte. Warum weinte sie? dachte er und lauschte der großen Stimme.

Die Fenster wurden geschlossen. Die Menge begann sich zu zerstreuen. Der alte Vidakovich blieb allein auf dem großen Hof zurück und wartete. Mit einem Male wusste er, dass er seinen Sohn Ilija nicht mehr sehen würde.

Er ging nach Hause, in sein dumpfes, düsteres Zimmer auf dem Fleischmarkt. Er setzte sich in eine Ecke und ließ die Stunden an sich vorübergleiten.

Gegen Abend läutete es. Er öffnete. Seine beiden Schwiegeröhne, die serbischen Schweinehändler, waren vor der Tür. Ihre Gesichter strahlten.

Sie traten in das Zimmer und riefen fröhlich:

„Väterchen Milan, wir bringen gute Nachrichten.“

Er stellte eine Flasche Raki und zwei Gläschen auf den Tisch.

Die Schwiegeröhne tranken und wiederholten:

„Wir bringen gute Nachrichten, hörst du nicht?“

„Ich höre.“

„Die Grenze ist wieder geöffnet worden, Väterchen Milan“, jubelten sie.

Vidakovich starrte sie an. Er schien die Worte nicht zu verstehen. Dann lief ein Entsetzen über sein graues Gesicht. Er stammelte mit zuckenden Lippen:

„So, so, die Grenze ist wieder geöffnet worden.“

Die Tränen rieselten ihm über die Wangen.

Die Schwiegeröhne glaubten, er weine vor Freude.

Nach einer Weile stand er auf.

„Wohin, Väterchen?“

„Ich komme gleich wieder“, antwortete er und ging aus dem Zimmer.

Da er nicht zurückkehrte, suchten ihn die Schwiegersöhne.

Milan Vidakovich lag in der Küche auf dem Boden. Ein Brotmesser steckte bis zum Heft in seiner Brust wie ein scharfes, zweischneidiges Schwert.

23.

Heinersdorff und Anna Hafström gingen auf dem Nikolajeesky Spußk spazieren.

Es war ein schöner Tag, kalt, aber windstill.

„Liegt viel Militär in Kiew?“ fragte die Hafström plötzlich.

„Ich glaube schon, die Generalkommandos zweier Korps sind ja hier.“

Sie blickte ihn listig an.

„So habe ich wenigstens gelesen“, verbesserte er sich.

„Ist Süßkind nicht der unfähigste Mensch, den man sich nur vorstellen kann? Er mietet für sein Kabarett eine Kneipe, die kein Offizier betreten darf.“

„Es ist wirklich zu dumm“, erwiderte Heinersdorff ärgerlich.

„Der Mensch hat ja keine Ahnung, wie ein vornehmes Kabarett geführt werden muß. Statt um Mitternacht beginnt er um acht Uhr mit der Vorstellung. Die Preise müssen dreimal so hoch sein. Das vornehmste Lokal in der Stadt ist gerade noch gut genug für ein solches Unternehmen, wenn es Erfolg haben soll.“

„Sie müssten ein Kabarett leiten, Fräulein Hafström“, sagte Heinersdorff.

„Ich werde mich hüten. Wozu? Für wen? Ich bekomme meine Gage, basta!“

Sie standen bei der Nikolausbrücke und blickten auf den Dnjepr, der Eisschollen führte.

„Ich fürchte, wir werden noch Überraschungen erleben, mein lieber Kapellmeister.“

„Wieso, Fräulein Hafström?“

„Ich habe das sichere Gefühl, dass morgen oder übermorgen Direktor Süßkind vom Schauplatz verschwinden und seine Mitglieder im Stich lassen wird.“

Heinersdorff erschrak. Die Zugehörigkeit zu der Truppe gab ihm einen festen Halt im feindlichen Lande. Wenn er ihn verlor, schien ihm sein Plan vollständig in die Brüche zu gehen.

„Woraus schließen Sie das, Fräulein Hafström?“

„Es ist doch ganz klar. Die Entree-Einnahmen sind so gering, dass damit kaum die Saalmiete gedeckt werden kann. An ein Weingeschäft ist in diesem unmöglichen Lokal gar nicht zu denken, und das ist doch sonst der Hauptverdienst für den Direktor

.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Heinersdorff erstaunt.

„Er bekommt doch Prozente von jeder verkauften Flasche, die in Gesellschaft der Mitglieder getrunken wird.“

Heinersdorff begriff jetzt erst, warum Direktor Süßkind Anna Hafström die große Gage zahlte.

„Ich bin wirklich neugierig, wann uns der liebe Direktor verlassen wird.“

„Das darf nicht sein!“ rief Heinersdorff erregt.

„Wollen Sie es hindern?“ fragte sie spöttisch.

„Ja.“

Anna Hafström blickte ihn an und schwieg. Er hatte plötzlich das Gefühl, dass er sein Schicksal in ihre Hände gelegt hatte, aber er sah keinen Ausweg. Wenn die Tournee in Kiew ein klägliches Ende nahm, konnte er mit leeren Händen nach Haus fahren.

Anna Hafström sagte leise und innig:

„Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, Herr Brugger, oder wie Sie sonst wohl heißen. Haben Sie noch nicht gemerkt, dass ich Ihre Freundin bin?“

Er bohrte seinen Blick in ihre Augen, als wolle er ihre geheims-

ten Gedanken lesen. Sie hielt ruhig seinen Blick aus und sagte:

„Ich werde Ihnen später einmal erzählen, warum ich dieses Land so hasse.“

Er schwieg noch immer. Sie half ihm behutsam auf den Weg.

„Ich denke mir, dass Sie irgendein Interesse daran haben, die Tournee weiterzuführen.“

„Ja.“

„Wie stellen Sie sich das nun vor?“

„Ich möchte, dass Sie das Kabarett leiten, Fräulein Hafström, denn dem Direktor Süßkind kann ich mich nicht in die Hand geben.“

Sie dachte nach.

„Haben Sie genügend Geld?“

„Ja.“

„Wir können den Direktor nicht gänzlich ausschalten, denn er besitzt die Konzession.“

„Die Hauptsache wäre, dass Sie das Unternehmen in Ihrem Sinne führten, Fräulein Hafström.“

„Schön, das ist zu machen. Drei Tage müssen wir allerdings noch in Kiew bleiben, denn Süßkind hat auf vierzehn Tage abgeschlossen.“

Heinersdorff antwortete:

„Das spielt ja gar keine Rolle.“

Er war jetzt ganz ruhig und vertrauensvoll.

„Ich denke, wir fahren von hier direkt nach Warschau. Die kleinen Städte Rowno und Brest-Litowsk mitzunehmen, hat keinen Sinn. In solchen Orten wird man zu sehr beobachten.“ Sie lächelte schlau.

„Wie Sie befehlen, Frau Direktorin.“

Nach einer Weile fragte er:

„Wieviel Geld benötigen Sie?“

Sie begann zu rechnen.

„Ich glaube, zweitausend Rubel werden genügen. Ist Ihnen das zuviel?“

„Im Gegenteil, das heißt, es wird wohl zu wenig sein.“

„O nein. Ich brauche jetzt meine Gage nicht. Es genügt mir, wenn Sie sie garantieren.“

„Ich garantiere“, erwiderte er lachend.

Im Hotel gab er ihr das Geld.

„Passen Sie auf“, sagte sie. „Sie werden bei der Sache noch ein Geschäft machen.“

„Ich hoffe es zuversichtlich.“

Als er sich verabschiedete, meine Anna Hafström:

„Ich tue das alles eigentlich ungern und mit Widerstreben.“

„Warum denn, Fräulein Hafström?“

Sie hielt seine Hand fest und antwortet ein wenig befangen: „Ich habe Angst um Sie. Sie sollten lieber nach Hause fahren.“

Nachmittags suchte Anna Hafström ihren Direktor auf. Sie fand ihn damit beschäftigt, seinen Koffer zu packen. Er geriet in die peinliche Verlegenheit, als sie in das Zimmer trat.

Sie lächelte spöttisch und sagte:

„Sie brauchen nicht durchzugehen, Direktor.“

Er stotterte unverständliche Worte.

„Ich will mich an Ihrem faulen Geschäft beteiligen.“

Er fiel sprachlos auf einen Sessel und nahm alle Bedingungen an, die Anna Hafström ihm diktierte. Er blieb nach außen hin Direktor, aber ohne Macht und Einspruchsrecht. Er hatte nur als Reisesemarschall und Conférencier zu wirken. Dafür bekam er ein Drittel des Reingewinns, während zwei Drittel Anna Hafström zufielen.

Direktor Gabriel Süßkind küsste ihr dankbar die Hand und begann seinen Koffer wieder auszupacken.

Eine Woche später fand die Eröffnungsvorstellung des Kabarett-Exzelsior in Warschau statt. Anna Hafström war es gelungen, in einem eleganten Hotel in der Krakowskie Przedmiescie, dessen Küche berühmt war, einen kleinen, vornehmen Saal zu mieten. Der Raum war entzückend mit Blumen geschmückt und fasste

kaum hundert Personen. Die Preise waren so hoch, dass nur das wohlhabendste Publikum nach dem Theater hierher kam. Es gab kein Podium und keinen schmierigen Vorhang und keinen lächerlichen Gong. Die Mitglieder traten zwanglos zu dem Steinwayflügel, der in einer Ecke stand, und sangen ihre Chansons. Die Conférence wurde auf ein geringstes Maß beschränkt. Es sollte, soweit es nur ging, der Charakter einer privaten Veranstaltung gewahrt werden. Das Publikum durfte während des Soupers in keiner Weise durch erzwungene Aufmerksamkeit belästigt werden. Heinersdorff musste sanfte französische Walzer spielen, und die Sängerrinnen verzichteten auf große Stimmentfaltung.

Es war ein voller Erfolg. Direktor Süßkind strahlte und ging stolz wie ein Hahn herum, als wäre es sein Verdienst gewesen. Alle Mitglieder waren in den Morgenstunden von Gästen zu Tisch geladen worden und tranken Champagner wie Wasser. Direktor Süßkind vermochte seinen Gewinn nicht mehr zu berechnen. Er bekam zehn Prozent von jeder Flasche.

Als Heinersdorff um sechs Uhr früh todmüde vom Klavier aufstand, kam Anna Hafström zu ihm und fragte:

„Sind Sie mit mir zufrieden?“

„Ich bewundere Sie, Fräulein Hafström, ich fürchte nur, dass ich dieses anstrengende Leben nicht lange aushalten werde.“

Sie lachte und begann fröhlich das Geld zu zählen, das die Gäste dem Klavierspieler auf den Teller gelegt hatten.

„86 Rubel!“ rief sie triumphierend.

Er blickte in ratloser Verlegenheit auf den Sammelteller.

„Es hilft Ihnen nichts,“ spottete sie, „Sie müssen das Geld nehmen, sonst machen Sie sich verdächtig. Übrigens ist es durchaus keine Schande, dieses Geld in die Tasche zu stecken: Sie haben es sich sauer genug verdient.“

Sie schüttete das Geld in seine Hände.

Der Erfolg blieb dem Kabarett Exzelsior treu. Der kleine Saal war jede Nacht dicht besetzt. Die Damen, mit Ausnahme von Mirjam Gitt, schwammen im Wohlstand. Der Direktor rauchte nur

teure Importzigarren. Heinersdorff erhielt am ersten März sein Geld mit Zinsen zurück.

Das Leben war allerdings anstrengend genug. Heinersdorff kam keine Nacht vor sechs Uhr früh ins Bett. Dann schlief er bis in den Nachmittag hinein und erwachte müde und zerschlagen. Manchmal vergaß er vollständig, warum er eigentlich hier war. Es schien ihm, als wäre er sein Leben lang Klavierspieler bei einem reisenden Kabarett gewesen. Dann folgten wieder Stunden der bittersten Erkenntnis. Er war mit keinem Schritt seinem Ziel nähergekommen. Er hatte freilich allerlei Wege unternommen, die zu keinem Erfolg führten. Er hatte Verbindungen mit Personen angeknüpft, die sich als Schwindler oder Erpresser erwiesen, Verbindungen, die nur geeignet waren, ihn in die schlimmsten Gefahren zu stürzen. Er musste sich eines Tages sagen, dass er sich an ein Unternehmen gewagt hatte, dem er in keiner Weise gewachsen war. Er begriff, dass es eines besonderen Talentes bedurfte, um erfolgreich Spionage treiben zu können. Er besaß es nicht, das wurde ihm klar. Er war ein tüchtiger Soldat, aber zum Kundschafter taugte er nicht. Es erschien ihm zwecklos und unwürdig, dieses groteske Leben eines Klavierspielers weiterzuführen. Als er die Nachricht erhielt, dass sein Bekannter, der die Korrespondenz mit Hedwig vermittelte, Rom verlassen musste, beschloß er heimzufahren.

In der Nacht, da er Anna Hafström von seiner Absicht Mitteilung machen wollte, kam eine entscheidende Wendung, die seine Pläne umstürzte.

An einem Tisch in der Nähe des Klaviers saß eine Gesellschaft von Offizieren, die ein wenig angeheitert waren und laut debattierten. Einen der Herren kannte Heinersdorff bereits. Es war der Oberst Korsuchin, ein abschreckend hässlicher Mensch mit einem fahlen stumpfnäsigen Gesicht, das von allen Lastern durchpflügt war. Er kam fast jede Nacht in das Kabarett und schien das lebhafteste Interesse für Anna Hafström zu bezeigen, die auch heute an seiner Seite saß.

Die Offiziere waren in Kriegsstimmung. Sie beschimpften

Deutschland und Österreich. Heinersdorff hörte in bitterster Seelennot ihre prahlerischen Tiraden. Anderswo saßen ja auch Offiziere beisammen und sprachen vom Krieg. Er erinnerte sich der Freitagabende in dem kleinen, stillen Kaffeehaus in Wien. Ihnen war der Krieg immer nur ein heiliger Kampf zur Verteidigung des Vaterlandes gewesen. Hier wurde ein leichtfertiger, verbrecherischer Kampf des Angriffs und der Eroberung gepredigt.

Ein Offizier trank auf den Tag, da die heilige russische Fahne von der Spitze der Stephanskirche wehen würde.

Heinersdorff zitterte vor schmerzlicher Erregung. Sein Gesicht war leichenblaß. In seinen Fingern zuckte das irrsinnige Verlangen, jetzt den Radetzky-Marsch zu spielen. Wenn die Offiziere ihm einen Blick zugeworfen hätten, wäre er zweifellos entdeckt worden. Aber niemand schenkte dem Klavierspieler Aufmerksamkeit. Nur Anna Hafström sah gespannt und fragend Heinersdorff in die funkelnden Augen, während sie mit dem Offizier auf den Sieg der russischen Fahne anstieß.

Das Gelage dauerte bis in den grauen Morgen hinein. Bevor die Offiziere weggingen, sprach Oberst Korsuchin lange Zeit eindringlich auf Anna Hafström ein. Heinersdorff hörte sie schließlich mit lauter Stimme sagen:

„Ich werde kommen.“

Nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, trat Anna Hafström zu Heinersdorff, der den Klavierdeckel schloß.

„Ich möchte gern mit Ihnen reden, Herr Brugger.“

„Bitte, ich stehe Ihnen zur Verfügung.“

Sie sah sich in dem Saal um, den die Kellner in Ordnung brachten.

„Hier ist wohl nicht der richtige Ort. Wollen Sie zu mir kommen?“

Er zögerte einen Augenblick.

„Sie brauchen keine Angst zu haben“, spottete sie, „Es geschieht Ihnen nichts.“

Er lächelte und verließ mit Anna Hafström den Saal.

„Es ist ein Skandal,“ schimpfte sie, „daß der Lift noch nicht in Tätigkeit ist. Drei Etagen sind ein bißchen viel nach so einer Nacht.“

Sie mußte oft stehenbleiben und nach Atem ringen.

„Das Herz will gar nicht mehr. Wo wohnen Sie?“

„In der vierten Etage.“

„Natürlich, Sie müssen ja.“

Endlich waren Sie in Annas Wohnung.

„Nehmen Sie Platz und entschuldigen Sie mich für fünf Minuten. Ich muß mir einen Schlafrock anziehen, sonst sterbe ich.“

Bevor sie in das Schlafzimmer ging, läutete sie dem Kellner und bestellte schwarzen Kaffee.

„Damit Sie mir nicht einschlafen“, sagte sie zu Heinersdorff. Als sie wiederkam, stand der Kaffee schon auf dem Tisch.

„So, jetzt ist es gemütlich.“

Sie schenkte ihm ein und bat um eine Zigarette. Sie blickte den Rauchwolken nach und schien ihren Gast völlig vergessen zu haben.

„Wollte Sie nicht mit mir sprechen?“ fragte Heinersdorff.

„Ach ja, verzeihen Sie. Ich möchte Ihnen zuerst eine ganz kurze Geschichte aus meinem Leben erzählen. Die Sache wird Sie kaum interessieren, aber ich kann Ihnen die kleine Unbequemlichkeit nicht ersparen, da Sie mich sonst nicht verstehen würden. Als junges Mädchen studierte ich in Petersburg Musik. Ich stammte aus einer angesehenen und ehrbaren Familie. Auf einem Ball lernte ich einen jungen Offizier kennen. Wir liebten uns. Wir wollten heiraten. Am Morgen nach unserer Verlobung wurde ich von der Polizei aus dem Bett geholt. Ich wurde nihilistischer Umtriebe verdächtigt und kurzerhand ohne Prozeß nach Semipalatinsk verschickt. Wollen Sie noch eine Tasse Kaffee trinken?“

„Nein“, sagte er mit trockener Stimme und starrte Anna Hafström an.

„Sie haben natürlich keine Ahnung, wo Semipalatinsk liegt“, fuhr sie gleichmütig fort. „Sie können sich auch nicht vorstellen,

wieviel Grauen und Entsetzen in diesem Wort vereinigt ist, aber darauf kommt es jetzt auch gar nicht an. Nach einem Jahr ließ man mich frei und schob mich über die Grenze. Mein Verlobter hatte sich getötet. Aus einem Abschiedsbrief, der in meine Hände gelangte, erfuhr ich, daß der Oheim meines Bräutigams meine Verschickung erwirkt hatte.“

Heinersdorff nahm ihre Hand und streichelte sie.

„Wie ist das nur möglich?“ fragte er bedrückt.

„In Rußland ist alles möglich“, erwiderte sie ohne Erregung. „Ich bin aber noch nicht zu Ende; wissen Sie, wer der Mann war, der mich nach Semipalatinsk geschickt und meinen Verlobten in den Tod getrieben hat? Es ist der Mensch, mit dem ich jede Nacht beim Champagner sitze.“

Er ließ ihre Hand los.

„Der Oberst Korsuchin?“

„Der Oberst Korsuchin, Generalstabschef des vierzehnten Armeekorps in Warschau, jawohl.“

„Das kann ich gar nicht verstehen“, flüsterte er.

„Er kannte mich ja nicht. Ich heiße auch anders als früher. Die Sache ist doch nicht schwer zu verstehen. Bitte, schenken Sie mir noch eine Zigarette.“

„Warum erzählen Sie mir dies alles, Fräulein Hafström?“

„Wir haben doch gemeinsame Interessen, nicht?“

„Wieso?“ fragte er unsicher.

Sie lachte.

„Ich denke, Sie können jetzt, nachdem ich mich in Ihre Hand gegeben habe, ein wenig Vertrauen zu mir haben, Herr Hauptmann.“

Er sprang auf.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, ich bin Ihnen eine gute Freundin.“

Er setzte sich wieder.

„Sie werden doch jetzt nicht mehr leugnen, daß wir gemeinsame Interessen haben. Sie haben bisher nichts erreicht. Ich will Ihnen helfen.“

Sein Blut begann zu fiebern.

„Sie wollen mir helfen, Anna Hafström?“

„Ja. Es ist eine ganz leichte Sache Wenn Sie ein wenig geschickt sind, ist die Gefahr für Sie sehr gering.“

„Ich fürchte keine Gefahr.“

„In dem Arbeitszimmer des Obersten Korsuchin, auf seinem Schreibtisch, steht seit gestern eine Stahlkassette, die, wie ich vermute, Dokumente enthält, welche für Sie von Wert sind.“

„Sie waren bereits in der Wohnung des Obersten?“ fragte er voll Widerwillen.

„Gestern, natürlich, sonst wüßte ich das alles nicht. Es war nur ein Anstandsbesuch, der Ihr moralisches Empfinden nicht zu verletzen braucht. Ich denke nun, da ich nicht annehmen kann, daß Ihr Ehrgeiz sich darauf beschränkt, Klavierspieler im Kabarett zu sein, daß Sie sich in den Besitz der Stahlkassette setzen müssen.“

„Wie kann ich das?“

„Ich sage Ihnen ja, daß es ziemlich einfach ist. Oberst Korsuchin hat mich für heute nachmittag zu einem Tee eingeladen. Ich soll einige Lieder vortragen und eine Kollegin mitbringen. Es werden nur wenige Gäste da sein. Sie müssen mitkommen, um mich am Klavier zu begleiten.“

Seine Augen funkelten.

„Ich verstehe. Bei dieser Gelegenheit soll ich die Kassette an mich nehmen?“

„Das wäre plump und gefährlich“, antwortete sie überlegen. „Sie würden mit Ihrem Raub nicht weit kommen.“

„Wie denn?“ fragte er voll Ungeduld.

„Sie müssen sich im Laufe des Vormittags eine Kassette verschaffen, die in Größe und Aussehen der Originalkassette gleicht. Mit dieser Kassette in der Hand, die meinen Schmuck enthalten kann, begleiten Sie mich. Das Schlafzimmer des Obersten, das mir als Garderobe dienen wird, stößt an den Arbeitsraum, in dem sich die Dokumente befinden. Sobald ich meine Lieder vorgetragen haben werde, können Sie sich entfernen. Sie werden aus dem

Schlafzimmer die Kassette holen und bei dieser Gelegenheit den Umtausch vollziehen.“

„Das ist mir zuwider“, sagte er kleinlaut.

„Wenn Sie so ein zartes Gewissen haben, mein lieber Hauptmann,“ spottete sie, „dann dürfen Sie keine Spionage treiben. Aber ich möchte Ihrem künstlerischen Feingefühl nicht nahe treten. Wenn Sie nicht wollen, lassen Sie es bleiben. Ich dachte Ihnen einen Dienst zu erweisen.“

Die Worte des Türken fielen ihm ein: „Alles ist erlaubt, nichts verboten.“

„Verzeihen Sie, Anna Hafström,“ bat er, „ich benehme mich lächerlich. Ich will Ihrem Rat folgen.“

„Sobald Sie die Originalkassette haben, gehen Sie nach Haus und kopieren die Dokumente, die Sie interessieren. Wir sind für fünf Uhr eingeladen, Sie können sich also wahrscheinlich um sechs Uhr bereits entfernen und haben Zeit genug, die Abschriften zu machen.“

„Und was geschieht weiter?“

„Ich werde, nachdem die anderen Gäste weggegangen sein werden, bei dem Obersten bleiben. Sie holen mich vor zwölf Uhr um Auftrag der Direktion zur Vorstellung ab und bringen die Kassette mit. Bei dieser Gelegenheit werde ich den Umtausch besorgen.“

Er sah sie voll Bewunderung an.

„Wir müssen nur mit zwei Möglichkeiten rechnen,“ fuhr sie fort, „die den ganzen Plan vereiteln können.“

„Und die sind?“

„Erstens, daß die Kassette keine Dokumente enthält, die für Sie von Wert sind, und zweitens, daß Sie durch irgendwelche unvorhergesehene Zufälle an dem Umtausch verhindert werden.“

„Dieses Risiko muß man tragen.“

„Das ist auch meine Meinung.“

Sie stand auf und holte aus ihrem Koffer eine Wachsabdruck.

„Lassen Sie zur Vorsicht mehrere Schlüssel machen! Hier ha-

ben Sie die Größenverhältnisse der Kassette. Sie ist aus grauem Stahl und ganz unverziert.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Anna Hafström?“ fragte er und küßte ihre Hand.

Sie schloß die Augen und schwieg.

Er wagte nicht, die Stille zu stören.

Nach einer Weile sagte Anna Hafström:

„Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie müssen auch ein paar Stunden schlafen. Sie werden heute ruhige Nerven brauchen.“

Er stand auf.

„Welche Kollegin soll ich mitnehmen?“

„Vielleicht Mirjam Gitt“, antwortete er nach einiger Überlegung.

„Schön. Mirjam Gitt.“

Ein jäher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Was geschieht, Anna Hafström,“ fragte er voll Besorgnis, „wenn ich durch irgendeinen nicht zu berechnenden Umstand daran gehindert werde, die Kassette zurückzubringen?“

Sie richtete ihre stahlblauen Augen fest auf ihn.

„Dann kümmern Sie sich nicht weiter um mich. Trachten Sie so rasch als möglich die Grenze zu erreichen. Ich werde Ihren Rückzug mit meinem Leib decken.“

Sein Herz begann stärker zu schlagen.

„Ich kann nicht verstehen, Anna Hafström,“ sagte er mit gepresster Stimme, „warum Sie dies alles für mich tun wollen.“

„Das ist doch ziemlich klar“, erwiderte sie. „Ich will mich an dem Obersten Korsuchin rächen.“

Er blickte sie ungläubig an.

„Deswegen sind Sie bereit, Ihr Leben aufs Spiel zu setzen?“

„An meinem Leben liegt nicht viel. Es ist niemand auf der Welt, der auch nur eine halbe Stunde lang um mich trauern würde.“

„Sie dürfen nicht so sprechen, Anna Hafström.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch“, spottete sie. „Ich biete

Ihnen meine Dienste an, und Sie machen sich darüber Gedanken, warum ich es tue. Das kann Ihnen doch ganz gleichgültig sein, Das Ziel muß Ihnen die Hauptsache sein.“

„Gewiß, Sie haben vollkommen recht,“ entgegnete Heinersdorff, „aber es gibt Geschenke die man nicht annehmen kann, bevor es nicht klar wird, weswegen man sie erhält.“

Ihre Blicke glitten an ihm vorbei und blieben irgendwo in der leeren Luft haften.

„Vielleicht liebe ich Sie“, sagte Anna Hafström und lächelte bitter.

24.

Mirjam Gitt sang. Heinersdorff, der sie begleitete, bemerkte an diesem Nachmittag zum erstenmal, wie begabt sie war. Sie hatte keine starke Stimme, aber sie legte so viel Gefühl und Ausdruck in ihre Lieder, daß sie wie persönliche Erlebnisse wirkten.

Als Mirjam Gitt geendet hatte, applaudierten die Herren. Es waren kaum zehn Gäste, die Oberst Korsuchin eingeladen hatte.

Mirjam Gitt dankte und wurde von einem jüngeren Offizier aufgefordert, neben ihm Platz zu nehmen. Er sprach auf sie ein, während sie an seiner Seite saß. Sie hörte nachdenklich zu und suchte die Blicke Heinersdorffs.

Oberst Korsuchin trat zu dem Klavierspieler und bot ihm ein Glas Champagner an. Heinersdorff spielte zum Dank einen leisen Walzer.

Endlich erschien Anna Hafström. Sie war in strahlender Laune und hatte ihren schönen Tag. Sie hielt wie eine Königin Cercle und fand für jede der Anwesenden ein heiteres, angenehmes Wort.

Heinersdorff blickte auf die Tasten und träumte. Er schritt durch die Maxingstraße und holte seine Braut ab. Sie gingen durch den Wiener Wald. Es war im Frühling. Er sah ihr Gesicht, er fühl-

te ihre Hand, er hörte ihre sanfte Stimm.

„Ich will jetzt singen, sonst schläft uns der arme Kapellmeister ein“, sagte Anna Hafström.

Heinersdorff erwachte. Die Offiziere blickten ihn lächelnd an.

Anna Hafström begann zu singen. Der Klavierspieler wurde plötzlich nervös. Seine Finger gehorchten ihm nicht. Auf einer Konsole stand eine kleine, französische Uhr, die silberhell zu schlagen anfing Heinersdorff zählte aufmerksam die Schläge.

Sechs Uhr.

„So passen Sie doch auf!“ fauchte Anna Hafström und stampfte unwillig mit dem Fuß auf.

Heinersdorff versucht krampfhaft seine Gedanken auf das Spiel zu konzentrieren. Der Schweiß stand auf seiner Stirn. Er hörte eine Stimme, die zu ihm sagte: „Du wirst nicht mehr zurückkommen.“ Es war die Großmutter, die alte, fröhliche Frau, die eine große Zigarre in der Hand hielt.

Die Offiziere klatschten Beifall. Heinersdorff trank das Glas Champagner in einem Zug aus. Anna Hafström beugte sich über ihn, als suche sie in den Notenblättern, und flüsterte mit geschlossenen Lippen:

„Nehmen Sie sich zusammen!“

Anna Hafström sang ein Lied nach dem andern. Oberst Korsuchin blickte verklärt auf die Sängerin.

Die kleine französische Uhr schlug halb sieben.

„Ich kann nicht mehr“, rief Fräulein Hafström lachend und ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder. Die Gäste umringten sie.

Mirjam Gitt stand auf und wollte die Gelegenheit benutzen, um sich zu entfernen. Der junge Offizier merkte ihre Absicht und hielt sie zurück.

„Ich danke, Herr Kapellmeister, Sie können gehen“, sagte Anna Hafström und winkte ihm mit der Hand zu. Heinersdorff packte seine Noten zusammen und schloß das Klavier. Das ganze Zimmer drehte sich im Kreis. Er machte eine linkische Verbeugung und ging schwankend hinaus.

Im Vorzimmer stand ein Diener, der ihm in seinen Mantel helfen wollte. Heinersdorff dankte. Er begab sich in den Raum, der Anna Hafström als Garderobe gedient hatte. Die Stahlkassette lag auf dem Bett. Die Tür u dem Arbeitszimmer war nur angelehnt. Heinersdorff konnte durch den Spalt den Schreibtisch erblicken, auf dem die Dokumentenkassette stand.

Plötzlich hörte er Schritte. Er zog sich eiligst von der Tür zurück und ordnete seine Noten. Oberst Korsuchin kam aus dem Arbeitszimmer. Er hielt ein Kuvert in der Hand.

„Ich habe vergessen, Ihnen für Ihre freundliche Mitwirkung zu danken, Herr Kapellmeister.“

Er überreichte ihm das Kuvert.

„Ich danke ergebenst, Herr Oberst.“

Er verwahrte das Geld umständlich in seiner Brieftasche. Der Oberst schien aus Höflichkeit warten zu wollen, bis Heinersdorff das Zimmer verlassen hatte.

„Das Spiel ist verloren“, dachte er.

Da steckte Anna Hafström ihren Kopf zur Tür herein und rief schmollend:

„Wo bleiben Sie denn, Oberst?“

Korsuchin wendete sich sofort um und antwortete entschuldigend:

„Verzeihen Sie gnädigst, ich komme schon.“

Anna Hafström zog ihn aus dem Zimmer.

Heinersdorff legte die Noten in die Kassette und schlich zur Tür, die in den Arbeitsraum führte. Alles war still. Nur sein Herz klopfte laut und stürmisch. Er öffnete die Tür und ging auf den Fußspitzen zu dem Schriebtisch. Aus weiter Ferne hörte man Anna Hafström auflachte. Dann wurde es wieder ruhig.

Heinersdorff vertauschte die Kassetten und ging festen Schrittes in der Vorzimmer.

Der Diener half ihm in den Mantel. Er gab ihm einen Rubel Trinkgeld.

Heinersdorff verließ langsam und bedächtig die Villa, in der Oberst Korsuchin wohnte. Er schritt ohne Halt und Besorgnis durch den dunkelnden Lazienki-Park. Er war wieder Herr seiner selbst. Die Luft schien weich und mild zu sein, obwohl zu beiden Seiten des Wes noch schmutziger Schnee lag. Es war ja schon März. Daheim blühten bereits die Veilchen.

Als er die Aleja Ujazdowska erreicht hatte, begann er unwillkürlich schneller zu gehen. Er hatte das Verlangen, zu laufen, zu schreien, zu jauchzen. Ein ungeheures Freudegefühl drohte seine Brust zu sprengen. Es war ihm, als hätte er eine große Schlacht gewonnen.

Er rief eine Droschke an und für in sein Hotel.

Er versperrte sorgfältig die Zimmertür und betrachtete glückstrahlend die Kassette, die er auf den Tisch gestellt hatte. Er zündete sich eine Zigarette an und starrte verliebt auf das kleine Haus aus blankem Stahl. Was enthielt es? Welche Geheimnisse barg es?

Er raffte sich endlich auf und holte die Schlüssel, die er nach dem Wachsabdruck hatte anfertigen lassen. Es waren sechs Schlüssel, von verschiedener Länge. Er versuchte den ersten. Er öffnete nicht. Dann den zweiten und dritten. Sie passten nicht. Ein leiser Schauer rann über seinen Rücken. Der vierte Schlüssel versagte, dann der fünfte. Heinersdorff blickte mit starrem Entsetzen auf die Kassette und auf den letzten Schlüssel. Eine schwarze Wolke von Gefahr zog auf und verdüsterte das Zimmer. Auch der sechste Schlüssel öffnete nicht.

Heinersdorff ließ seine Hände sinken und glotzte verstört die Stahlkassette an, die ihn zu verspotten schien. Es war ihm, als wäre er von einem riesenstarken Hammer zu Boden geschlagen worden. Er richtete sich mit unerhörter Anstrengung auf und versuchte von neuem die Schlüssel. Einen nach dem andern, mit unermüdlicher Geduld. Es war vergebens. Die Kassette blieb stumm und geschlossen.

Die Zeit zerbröckelte und zerfiel. Man musste einen Entschluß fassen. Wenn die Schlüssel nicht öffneten, musste Gewalt eingrei-

fen. Aber wenn die Kasette beschädigt wurde, war Anna Hafström verloren. Sie tat ihm leid. Er jagte sie in einen schlimmen Tod. Aber dies war keine Stunde für Gefühle. Und wenn die Kasette nichts enthielt, was zu wissen wert war? Nutzlos wurde dann Anna Hafström geopfert.

Ich kann nicht anders, dachte er mit bitterer Entschlossenheit und suchte nach einem Werkzeug, um die Kasette zu sprengen. Der Korkenzieher zerbrach.

Heinersdorff stürzte aus dem Haus und lief in ein Eisenwarengeschäft, das in einer Regengasse lag. ER erzählte eine bunte Geschichte von einem Koffer, den er nicht öffnen konnte, und kaufte Hammer und Stemmeisen.

Er kehrte ruhig und gelassen in das Hotel zurück.

Bevor er das Stemmeisen ansetzte und den Hammer zum Schlag erhob, sagte er:

„Farväl, Anna Hafström!“

Dann schlug er los. Mit halber Kraft. Er wollte großen Lärm vermeiden. Die Kasette wehrte sich wie ein lebendes Wesen. Heinersdorff lauschte angestrengt an der Tür. Nichts rührte sich auf dem Korridor. Die Hotelgäste waren beim Nachtmahl oder im Theater.

Er öffnete das Fenster, damit das Geschrei der Straße den Lärm im Zimmer verdeckte. Dann schlug er los. Mit ganzer Kraft. Die Kasette sprang mit einem dumpfen Knall auf. Sie war bis an den Rand mit Dokumenten gefüllt. Heinersdorff hielt den Atem an. Er hörte auf dem Gang Schritte, die näher kamen. Offenbar ein Kellner oder ein Stubenmädchen, die der Knall aufgestört hatte, und die vielleicht einen Selbstmord vermuteten. Heinersdorff begann laut zu pfeifen. Die Schritte entfernten sich. Er schloß das Fenster. Dann holte er mit bebenden Fingern die Dokumente aus der Kasette. Ein Freudenrausch tobte in seinem Blut. Er hielt in seinen Händen Papiere von unermesslichem strategischen Wert. Anna Hafström war für Großes geopfert worden.

Er versenkte sich, in einem Taumel von Glück, in die Pläne, die

ein absurdes Schicksal ihm in den Schoß geworfen hatte. Er vergaß Ort und Zeit und studierte, als säße er in seinem Wiener Arbeitszimmer.

Ein plötzliches Klopfen an der Tür erweckte ihn.

„Hallo! Verschlafen Sie mir die Vorstellung nicht!“

Es war Direktor Süßkind.

„Ich komme schon zurecht“, rief Heinersdorff. Er blickte auf die Uhr. Es war halb zwölf. Wo war die Zeit geblieben? Er hätte ja längst im Zug sitzen müssen. Allzu lange konnte Anna Hafström seine Flucht nicht decken.

Er suchte fieberhaft ihm Eisenbahnplan die Abfahrtszeiten der Züge nach Wien. Den Abendschnellzug hätte er unter gar keinen Umständen erreichen können, denn der ging um sieben Uhr dreißig ab. Er konnte erst morgen früh abreisen. Vielleicht gelang es ihm noch vor der Entdeckung des Raubes die Grenze zu erreichen.

Er verpackte die Dokumente in wasserdichtem Segeltuch und barg sie in der Notenmappe, um sie während der Nacht nicht aus den Augen zu verlieren. Die Kasette und die Werkzeuge trug er in Anna Hafströms Garderobe, das nicht verschlossen war.

Als Heinersdorff in die Garderobe kam, traf er Direktor Süßkind in maßloser Aufregung. Anna Hafström war nicht da.

„Wir müssen die Vorstellung ohne sie beginnen“, meinte der Kapellmeister.- „Vielleicht kommt sie später.“

„Ja, ja, wir müssen beginnen“, antwortete der Direktor ratlos und stürzte in den Saal.

Als Heinersdorff ihm folgen wollte, begegnete er Mirjam Gitt. Er packte sie bei der Hand und flüsterte:

„Sie dürfen nicht sagen, wo Fräulein Hafström ist. Ich bitte Sie darum.“

Sie blickte ihn verstört an und antwortete leise:

„Ich werde nichts sagen.“

Heinersdorff setzte sich zum Klavier. Er spielte schlecht und unaufmerksam in dieser Nacht.

Fräulein Herta Rohde wurde zweimal aus dem Text gebracht.

In den Pausen tobte der Direktor wie ein Besessener.

„Ich werde dieses pflichtvergessene Frauenzimmer mit einer Monatsgage bestrafen.“

Er glaubte in diesem Augenblick wirklich daran, dass es in seiner Macht läge, die Direktorin des Kabarets Exzelsior zu bestrafen.

Anna Hafström kam nicht. Man konnte sich auf sie verlassen. Sie deckte den Rückzug mit ihrem Leib.

Endlos schien diese unbarmherzigste aller Nächte. Widerstrebend und unwillig machte eine Sekunde der andern Platz. Die Minuten rückten nicht vom Fleck. Die Stunden hakten sich fest und wollten nicht weichen.

Heinersdorff konnte sich kaum aufrecht halten. Mechanisch, wie in einem wüsten Traum, glitten seine Finger über die Tasten und formten sanfte Walzer und flotte Märsche, die sein Ohr peinigten. Die Ungeduld fraß in ihm und machte ihn halb besinnungslos. Eine dumpfe Angst um seinen Schatz, der unter den Notenblättern versteckt lag, wühlte in seinen Eingeweiden. Gab es keinen Morgen für diese Nacht der Qualen?

Endlich, endlich war es vier Uhr. Die Damen des Kabarets saßen bereits beim Champagner. Der Direktor schmunzelte vergnügt. Es ging auch ohne Anna Hafström. Margit Talány war schon bei der zehnten Flasche angelangt. Der Saal hatte sich gelichtet. Es kann nicht mehr lange dauern, dachte Heinersdorff und spielte unermüdlich, vom Fieber geschüttelt, sanfte Walzer und flotte Märsche.

Plötzlich brach eine neue Gesellschaft in den Saal ein. Offiziere mit Damen. Sie waren in fröhlichster Stimmung und lachten und lärmten sinnlos. Heinersdorff war der Verzweiflung nahe. Seine Nerven zitterten. Er konnte nicht mehr. Er wollte aufstehen und hinausgehen. Was konnte ihm Direktor Süßkind anhaben?

Während er dies überlegte, erblickte er wie durch einen dicken Nebel eine Frau, die ihn neugierig-erstaunt mit lächelnden Augen anstarrte. Ich sehe Gespenster, sagte er verwirrt zu sich und wagte

nicht aufzustehen. Er begann von neuem einen Walzer zu spielen und suchte vorsichtig das lächelnde Gesicht der Frau, das seine Willenskraft gelähmt hatte. Der Nebel schwand. Das nackte Gesicht lebte, war kein Gespenst, wurde riesengroß, erfüllte den ganzen Saal. Madame Golubjew saß bei den Offizieren und lächelte ihm spöttisch zu.

Heinersdorff wurde seltsam ruhig. Seine Nerven entspannten sich.

Madame Golubjew stand auf und näherte sich langsam dem Klavier, als wolle sie sich nach dem Namen des Walzers erkundigen, den der Mann spielte.

Sie stand ganz hinter dem Rücken Heinersdorffs. Er konnte den Duft ihres Körpers spüren.

Sie sagte leise und siegesgewiß:

„Guten Abend, Herr Hauptmann Heinersdorff.“

Kein Muskel zuckte in seinem steinernen Gesicht. Er spielte ruhig und sicher seinen Walzer weiter, vielleicht etwas zu laut, aber sonst durchaus korrekt.

Sie fuhr fort, triumphierend und zärtlich zugleich:

„Ich hoffe, Sie morgen spätestens bis Mittag bei mir zu sehen. Marszalkowska 11.“

Der Klavierspieler schien das Gehör verloren zu haben.

Ein Offizier kam, um Madame Golubjew zum Tisch zu holen.

Sie fragte nachlässig:

„Wie heißt der Walzer, den Sie spielen?“

Heinersdorff antwortete freundlich:

„Dernier soupir, Madame.“

„Merci“, sagte sie und ging mit ihrem Kavalier zum Tisch zurück.

Um sieben Uhr stand Heinersdorff auf der grauen Straße. Es regnete. Er atmete gierig die feuchtkühle Morgenluft ein und ging langsam und vorsichtig zum Bahnhof. Sein Zug fuhr erst in einer Stunde ab. Still und einsam waren noch die triefenden Straßen. An einer Ecke stand ein alter, kranker Jude im Kaftan neben einem bloßfüßigen kleinen Mädchen, das vor Kälte und Hunger zitterte, und bettelte stumm, mit verzweifelten, irrsinnigen Augen. Heinersdorff schenkte ihm ein Goldstück. Der alte Mann schrie vor Freude auf.

Vor dem Fahrkartenschalter standen schon Reisende. Heinersdorff stellte sich in die Reihe und heilt das Geld bereit. Zwei Herren vor ihm, es waren Deutsche, sprachen leise über das Paßwesen.

Der eine fragte:

„Ist Ihr Paß in Ordnung? Ohne Paß kommen Sie aus dem heiligen Rußland nicht heraus.“

„Ich weiß“, antwortete der andere.

Heinersdorff wankte, als hätte man ihm ein Messer ins Herz gestoßen. Die ganze Bahnhofshalle versank. Er schien ganz allein zu sein, hilflos und verlassen, inmitten von Millionen heimtückischer, haßerfüllter Feinde. Welch ein unfähiger Narr war er! Sein Paß lag friedlich auf dem Polizeiamt. Gestern noch hätte er ihn unauffällig holen können. Jetzt stand er hier, verloren und gefangenen. Die Dokumente, die er in der linken Brusttasche trug, wurden plötzlich unerhört schwer und drückten ihn zu Boden. Alle Opfer waren vergebens gewesen. Tränen der ohnmächtigen Wut verdunkelten seinen Blick.

Der Schalter wurde geöffnet. Heinersdorff konnte nicht aus der Reihe heraustreten und mußte den Leidensweg bis zur Kasse machen. Er ging vorbei, ohne eine Karte zu lösen. Er blieb ratlos und betäubt in der Bahnhofshalle, bis der rettende Zug, der in die Heimalt eilte, abgefahren war.

Er versuchte seine Lage klar zu überdenken. Es war unmöglich, heute den Paß zu holen, da Anna Hafström vielleicht schon entdeckt war. Der gerade Weg in die Heimat war verschlossen. Man konnte einen Ostseehafen erreichen und von dort auf einem Schiff entkommen. Das Unternehmen schien nicht mehr aussichtsvoll zu sein, denn man kam ohne Paß nicht weit in diesem Land. Aber Heinersdorff war entschlossen, auch das Unmögliche zu wagen, um seine Dokumente zu retten. Er begann hastig die Fahrpläne zu lesen. Es galt, keine Zeit zu verlieren.

Ein Strom von Reisenden flutete plötzlich durch die Bahnhofshalle. Ein Zug war offenbar eingetroffen. Heinersdorff mußte einige Minuten lang das Studium der Fahrpläne unterbrechen. Die Menschen, die dem Ausgang zustrebten, drängten ihn in eine Ecke.

In diesem Moment hatte Heinersdorff die dumpfe Empfindung einer Halluzination. Töschük Bey ging vorüber. Gleichgültig und gelassen, eine Zigarette zwischen den Lippen. Heinersdorff wollte aufschreien vor freudiger Überraschung, aber kein Ton drang aus seiner trockenen Kehle. Er stürzte dem Türken entgegen, der ihn nicht zu erkennen schien. Stumm und abweisend schritt Töschük Bey hinaus, so daß Heinersdorff ganz irre wurde. Er riß krampfhaft seine Augen auf, um sich zu vergewissern. Er folgte dem Türken, verstört und unsicher, wie einer, der seinen Verstand zu verlieren fürchtete. Töschük oder wer es sonst sein mochte, stieg in ein Auto und fuhr davon.

Heinersdorff blickte dem Wagen nach. Der Speichel in seinem Munde wurde gallbitter. Das Fieber schüttelte ihn, daß seine Zähne aufeinanderschlügen. Plötzlich machte das Auto halt. An der Straßenecke. Eine Hand streckte sich zum Fenster hinaus. Heinersdorff starrte hin, ungläubig und mit unsicheren Augen. Der Wagen hielt noch immer. Er schien auf irgendetwas zu warten. Heinersdorff setzte sich langsam in Bewegung, wie von einer rätselhaften Kraft angezogen. Er ging zögernd, Schritt für Schritt, als traute er dem Bild nicht, das seine Augen zeigten. As er dem Wa-

gen nahekam, hörte er eine Stimme, eine wohlbekannte, liebe Stimme:

„Steigen Sie ein!“

Er saß neben Töschük. Er hielt seine Hand fest und blickte ihn erschüttert an, unfähig, ein Wort zu sprechen.

Das Auto fuhr davon.

Sie hielten in einer krummen, winkligen Gasse der Altstadt vor einem düsteren schweigenden Palast.

Töschük führte den Freund in ein hohes, dunkles Zimmer, dessen Fenster auf einen kleinen Hof hinabblickten.

Heinersdorff stammelte verwirrt:

„Was ist das für ein Zufall?“

Der Türke lächelte:

„Ich glaube nicht an Zufälle.“

Er schenkte Heinersdorff ein Gläschen Kognak ein und sagte freundlich:

„Trinken Sie, Ihre Nerven scheinen ein wenig in Unordnung zu sein.“

Heinersdorff trank und fragte neugierig:

„Warum glauben Sie nicht an Zufälle?“

Der Türke antwortete bescheiden:

„Weil ich nach Warschau gereist bin, um Sie zu finden, mein lieber Heinersdorff.“

„UM mich zu finden?“

„Ja. Ich allein wußte, wo Sie weilten, sonst niemand Ihrer Freunde. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von den Ereignissen in der Heimat zu verständigen.“

„Es gibt Ereignisse in der Heimat?“

„Ereignisse, die Ihnen sehr nahe gehen. Wollen Sie eine Zigarette rauchen?“

„Bitte, sprechen Sie!“

„Gern, aber setzen Sie sich. Oberleutnant Vidakovich ist der Spionage überführt und verhaftet worden.“

Heinersdorff sprang auf, blutrot im Gesicht, und stieß einen

wilden Schrei der Freude aus.

Der Türke fuhr ruhig fort:

„Er ist zu achtzehn Jahren schweren Kerkers verurteilt worden.“

Heinersdorff jauchzte:

„Wie soll ich Ihnen danken, Bey? Es gibt eine Gerechtigkeit, eine unerbittliche, ewige Gerechtigkeit, für den einzelnen und für alle Völker. Jetzt will ich gern und ruhig sterben.“

„Jetzt beginnt für Sie erst das Leben, mein lieber Heinersdorff“, sagte Töschük. „Ich bin ja deswegen hergekommen, um Sie der Heimat wiederzugeben. Sie sind rehabilitiert. Sie können wieder des Kaisers Rock anziehen und in den Generalstab eintreten. Man wird Sie mit offenen Aren empfangen, ich weiß es. Sie dürfen sich freuen, es wird Arbeit geben, harte und fröhliche Arbeit.“

Heinersdorff hörte ihm schweigend zu, Sein seliges Gesicht wurde ernst und nachdenklich. Er setzte sich wieder und blickte starr auf das Fenster.

Töschük fragte, ein wenig verwundert:

„Ja, freuen Sie sich denn gar nicht? Es wird Krieg geben!“

Heinersdorff lachte leise:

„Ich bin schon im Krieg, Bey.“

„Ich verstehe nicht.“

Heinersdorff griff in die Brusttasche und reichte dem Freund die Dokumente.

Töschük warf einen Blick auf die Papiere und stieß einen leisen Ruf der Bewunderung aus. Dann stand er auf und umarmte Heinersdorff:

„Ich beglückwünsche Sie. Sie haben Großes geleistet.“

Heinersdorff errötete über das Lob des Türken, der zum erstenmal aus seiner ruhigen Gelassenheit heraustrat.

„Ihr Vaterland kann auf seine Offiziere stolz sein“, sagte Töschük mit feierlicher Miene.

Heinersdorff antwortete beklommen:

„Das Vaterland hat nichts von Offizieren, die mit wichtigen

Papieren im Feindesland sitzen.“

Er berichtete der Reihe nach von den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden. Das Gesicht des Türken wurde ernst und straff.

Als Heinersdorff geendigt hatte, ging Töschük langsam durch das Zimmer, die Arme hinter dem Rücken verschränkt und den Blick auf den Boden gerichtet. Nach einer Weile blieb er vor dem Freund stehen und sagte nachdenklich:

„Die Lage ist nicht ohne Schwierigkeit. Auf dem direkten Wege kommen Sie nicht mehr über die Grenze, auch wenn ich Ihnen einen Paß verschaffen könnte. Dazu ist es zu spät. Länger als bis Mittag wird Anna Hafström die Entdeckung nicht hinhalten können.“

Heinersdorff nickte ihm zu.

„Das ist klar. Ich dachte an die Möglichkeit, einen Ostseehafen zu erreichen.“

Töschük schüttelte den Kopf.:

„Sie kommen nicht durch.“

„Was dann?“

Töschük blickte Heinersdorff prüfend an:

„Wir müssen uns jetzt vor allem klar werden, daß es sich nicht um Sie, sondern um Ihre Papiere handelt.“

„Das ist doch selbstverständlich“, antwortete Heinersdorff.

„Wenn Sie versuchen wollten, über Ostasien in die Heimat zu gelangen, so würden die Dokumente, fürchte ich, ihrem Vaterland nichts mehr nützen.“

„Dann entfällt eben der Weg über Ostasien“, sagte Heinersdorff einfach.

„Ich hatte keine andere Antwort von Ihnen erwartet. Wie denken Sie über die Golubjew? Die Frau liebt sie. Mit ihrer Hilfe finden Sie zuverlässig den Weg in die Heimat.“

„Lieber verrecke ich“, erklärte Heinersdorff voll Widerwillen.

„Ich weiß, Sie sind ein Schwärmer, aber dem Vaterland zuliebe könnte man Gefühle der Eitelkeit wohl unterdrücken.“

„Das kann ich nicht, Bey. Verlangen Sie, was Sie wollen aber das kann ich nicht.“

„Dann müssen wir einen anderen Ausweg suchen“, erwiderte Töschük und nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder auf. Heinersdorff folgte ihm mit den Blicken. Die Müdigkeit drohte ihn zu überwältigen.

„Haben Sie Geld bei sich?“ fragte Töschük plötzlich.

„Ja. Fünfzigtausend Rubel.“

„Geben Sie mir das Geld. Ich werde einen Versuch wagen.“

Heinersdorff wollte etwas sagen.

„Es hat keinen Wert, vorher darüber zu reden“, meinte der Türke. „Ich empfehle Ihnen, sich jetzt niederzulegen und zu schlafen. Sie sind hier ganz sicher und ungestört. Sie werden ruhige Nerven gebrauchen.“

Heinersdorff gehorchte willenslos. Er legte sich auf den Diwan der in einer Ecke des Zimmers stand, und schlief ein, während Töschük eine warme Decke über ihn breitete. Der Bey betrachtete den Schlafenden mit einem milden, väterlichen Ausdruck und verließ dann leisen Schrittes das Gemach.

Heinersdorff träumte von seiner Heimat. Er ging durch den Park zum Mausoleum, auf dessen Stirn zu lesen war, von Schnee und Regen halb verwaschen:

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Er trat in den hellen, freundlichen Raum, in dem die Barone von Heinersdorff den letzten Schlaf schliefen. Der Zugwind schleuderte ihm die alte Fahne von Kolin ins Gesicht, die feucht und klebrig war, als wäre sie von frischem Blut durchtränkt. Er ging von Sarg zu Sarg und las die Inschriften. Beim letzten Sarg in der langen Reihe machte er verwundert halt. Hier stand: „Georg Heinersdorff, geboren am 10. Februar 1879 zu Wien, gestorben am 21. März 1914.“ Er mußte lächeln. Wie ging das zu?

Eine sanfte Hand glitt über seine Stirn. Er öffnete vorsichtig die

Augen und sah Töschük, der vor ihm stand.

„Jetzt haben Sie aber genug geschlafen“, sagte der Bey freundlich.

Heinersdorff richtete sich auf und fragte:

„Wie spät ist es denn?“

„Sieben Uhr abends.“

„Donnerwetter!“ rief Heinersdorff und sprang auf die Beine. „Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht so herrlich geschlafen wie heute. Bringen Sie gute Nachrichten?“

„Jawohl“, antwortete Töschük und lachte mit hellem Glanz in seinen dunklen Augen. „Sie können morgen früh in Ihrer Heimat sein.“

Heinersdorff starrte ihn verblüfft an.

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie können morgen früh in Ihrer Heimat sein.“

Heinersdorff rüttelte ihn voll freudiger Erregung bei den Schultern und rief:

„So sprechen Sie doch deutlicher!“

Töschük machte sich frei und erwiderte fröhlich:

„Sie Sache ist ganz einfach. Ich habe eine Flugmaschine gemietet.“

Heinersdorff jubelte auf:

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!“

„Ich erfuhr, daß ein Militärflieger aus Grodno hier ist.“

„Ein Militärflieger?“ fragte Heinersdorff ungläubig.

„Jawohl, ein echtrussischer Militärflieger, der ehrenwerte Herr Leutnant Tschisijakow mit seinem schönen Zweidecker. Alles andere ergibt sich von selbst.“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Was gibt es da nicht zu verstehen? Mit Geld können Sie im heiligen Rußland alles kaufen. Für vierzigtausend Rubel wird Sie der wackere Offizier in Ihr Vaterland bringen. Dafür haben Sie die Genugtuung, vom Oboz, vom offiziellen Truppenlager, mit Ihren Dokumenten in einem Apparat der Kaiserlich russischen Armee

abzufliegen.“

Heinersdorff sagte zweifelnd:

„Ich glaube, daß Sie mich zu besten halten.“

Töschük lachte:

„Ich habe Ihnen einen tüchtigen Anzug und einen kurzen Pelz mitgebracht. Im Frack können Sie doch nicht fliegen.“

„Es ist also wirklich wahr, Bey?“

„Natürlich“, antwortete der Türke gleichmütig. „Jetzt essen Sie vor allem. Sie müssen ja einen schrecklichen Hunger haben.“

„Den hab' ich, weiß Gott.“

Während er aß, zählte Töschük das Geld ab.

„Hier haben Sie zehntausend Rubel zurück. Billiger war es nicht zu machen. Das Geld bekommt der Flieger natürlich erst knapp vor der Abfahrt. Wir treffen uns um elf Uhr auf dem Oboz.“

Heinersdorff sagte lachend:

„Das macht mir am meisten Spaß, daß ich auf einem russischen Militärflieger nach Hause reise. Darf ich mir den Apparat zum Andenken behalten?“

„Nein, das geht nicht. Denn braucht ja der Herr Leutnant selber zum Nachhausefahren.“

Nach dem Essen kleidete sich Heinersdorff um und packte sorgfältig seine Dokumente ein, die er an den Major des Generalstabes Karl Homann, Wien, adressierte.

„Man kann nicht wissen“, sagte er achselzuckend.

„Natürlich“, antwortete Töschük gelassen und zündete sich eine Zigarette an.

„So, jetzt bin ich fertig.“

„Wir haben noch zwei Stunden Zeit.“

Heinersdorff sah plötzlich Hedwig Buschgart vor sich, wie sie ihn an der dunklen Straßenecke küßte und dann mit tapferen Schritten dem Haus zuing.

Er sagte schüchtern und ein wenig verlegen.

„Ich will die Zeit benutzen, um meiner Braut zu schreiben.“

Töschük gab keine Antwort.

Heinersdorff begann zu schreiben, zögernd und unsicher. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals hinauf. In seine Augen kam ein merkwürdiges Brennen. Er hatte auf einmal das Gefühl, Schicksalsstunden zu durchleben. Zeit und Raum versanken. Er war ganz allein mit Hedwig Buschgart auf der Welt.

„Es ist halb elf“, sagte Töschük.

Heinersdorff fuhr auf und stammelte:

„Ja, ich bi so weit.“

Er schloß den Brief und übergab ihn dem Bey.

„Wollen Sie mir die Liebe erweisen, diesen Brief meiner Braut zu bringen? Ich bin ja vielleicht übermorgen schon bei ihr, aber es kann mir auch etwas Menschliches zustoßen. Wollen Sie, Bey?“

„Gern“, antwortete der Türke und nahm das Schreiben.

„Es wird aber einige Monate dauern, ehe ich mich dieses Auftrages entledigen kann. Ich muß jetzt zurück nach Stambul.“

„Das tut nichts, ich weiß wenigstens, daß meine Braut den Brief bestimmt erhalten wird.“

„Darauf können Sie rechnen“, sagte der Bey mit tiefem Ernst und reichte ihm die Hand.

Bevor sie weggingen, gab er Heinersdorff eine Browningpistole.

„Wozu?“ fragte Heinersdorff erstaunt.

„Man kann nicht wissen“, erklärte Töschük ausweichend.

Sie fuhren auf Umwegen bis in die Nähe des Oboz und gingen dann eine Strecke zu Fuß.

Leutnant Tschistjakow stand allein bei seiner Maschine und wartete. Er war ein großer, düster blickender Mann, dessen Augen auffällig nahe beisammen saßen.

Von der Kathedrale des heiligen Johann schlug es elf Uhr, als Töschük und Heinersdorff anlangten. Töschük stellte sehr förmlich den Leutnant vor, der steif salutierte. Heinersdorff grüßte schweigend und begann sofort den Apparat zu besichtigen. Es war ein Farman-Doppeldecker. Er untersuchte vorsichtig die Kuppelungen, den Motor, die Ölzuführungsrohre und prüfte die Steuer.

Die Maschine war, soweit er in der Dunkelheit feststellen konnte, in Ordnung.

„Sind Sie bereit?“ fragte Töschük, der das Geld in der Hand hielt.

„Jawohl, wir können fahren“, antwortete Heinersdorff.

Leutnant Tschistjakow kletterte zu dem Führersitz.

Heinersdorff erklärte laut und entschieden:

„Herr Leutnant, die Führung behalte ich mir vor.“

„Das ist wider die Verabredung“, antwortete der russische Offizier in französischer Sprache.

„Dann verzichte ich auf die Fahrt“, sagte Heinersdorff zu Töschük, der das Geld in die Tasche steckte.

Der Bey zog seine Uhr heraus und erklärte ohne Erregung:

„Herr Leutnant, wir lassen Ihnen zwei Minuten Zeit zum Überlegen.“

Leutnant Tschistjakow kletterte vom Führersitz herunter und sagte höflich:

„Bitte!“

Heinersdorff reichte dem Freund die Hand.

„Leben Sie wohl, Bey, Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen.“

Seine Stimme zitterte. Tränen stiegen ihm in die Augen. Es war so entsetzlich schwer, diese treue Hand auszulassen.

„Glückliche Fahrt“, sagte der Türke und lächelte krampfhaft.

Heinersdorff riß sich los und kletterte in die Maschine. Der russischen Offizier nahm neben ihm Platz. Töschük trat zu ihm heran und reichte ihm schweigend das Geld.

„Los!“ kommandierte Heinersdorff. Seine Stimme war wieder fest und entschlossen. Der Motor begann zu arbeiten. Langsam glitt die Maschine dahin und surrte in die Höhe.

Der Bey war verschwunden.

Der Scheinwerfer der Zitadelle bestrahlte den Flugapparat.

Heinersdorff sah seine Begleiter fragend an.

„Ich habe meine Abreise dienstlich gemeldet“, erklärte Leutnant Tschistjakow.

Alles blieb ruhig. Die Maschine verließ unbehelligt den Lichtkegel des Scheinwerfers.

Die Nacht war finster und regnerisch. Ein starker, günstiger Wind kam von Osten. Sausend ging die Fahrt nach Westen, der Freiheit, der Heimat entgegen.

Der tapfere Rhythmus des Motors ließ Heinersdorffs Herz höher schlagen. Nie hatte er seligere Musik gehört. Wie ein gewaltiger Feldmarsch klang es, gespielt von hundert Kapellen, die endlose Stürmerreihen mit fliegenden Fahnen an den Gegner heranzführten. Unüberwindlich und unaufhaltsam drangen sie vor und warfen mit eiserner Kraft die Feinde zurück, die sich der Freiheit entgegenstellten.

Brausende Jubellieder sang der Motor. Ein Sieger kam durch die Luft gefahren. Ein einzelner Mann, einer ganz allen, hatte den Kampf gewagt gegen das große Zarenreich und war Sieger geblieben. Nimm dich in acht, weißer Zar, wenn alle meine Brüder kommen! Jauchzte er trunken vor Seligkeit. Die heilige russische Erde wird erzittern, wenn wir marschieren. Wie ein zorniges Ungewitter werden wir einbrechen und für die Freiheit kämpfen. Siehe, wir kommen bald; halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!

So sang Heinersdorff im starken Rhythmus seines Motors, der ihn durch die finstere Nacht zur Heimat trug, in das Vaterland, in das heilige Land.

Plötzlich kam die Stimme des russischen Offiziers, leise und wie aus weiter Ferne:

„Wir müssen niedergehen.“

„Warum?“ fragte Heinersdorff erstaunt.

„Wir überfliegen sonst die Grenze“, antwortete Leutnant Tschistjakow.

„Sie scheinen vergessen zu haben, Herr Leutnant, daß Sie vierzigtausend Rubel erhalten haben, um mich über die Grenze zu bringen“, sagte Heinersdorff kalt und verächtlich.

„Davon ist mir nichts bekannt“, erwiderte der Russe mit einem

tückischen Lächeln. „Ihr Freund hat den Apparat für eine Fahrt bis zur Grenze gemietet.“

„Sie lügen Herr Leutnant!“

Der russische Offizier lachte spöttisch auf und zog das Tiefsteuer. Die Maschine sank.

„Lassen Sie das Steuer los!“ schrie Heinersdorff.

„Bleib’ schön ruhig, mein Söhnchen“, spottete Tschistjakow.

„Lassen Sie das Steuer los!“ schrie Heinersdorff noch einmal.

„Halt’ dein Maul, Brüderchen!“

Die Maschine sank immer tiefer.

Heinersdorff zog den Browning aus der Tasche und legte auf den Russen an.

„Lassen Sie das Steuer los! Zum letztenmal!“

Tschistjakow hielt mit eiserner Faust Heinersdorffs Arm fest.

Der Apparat schwebte kaum mehr hundert Meter über dem Erdboden. Plötzlich fielen Schüsse, erst wenige, dann immer mehr. Die Grenzkosaken beschossen die Flugmaschine. Hagel dicht schlugen die Kugeln ein.

„Verflucht!“ stöhnte der russische Offizier und gab Heinersdorffs Arm frei.

„Lassen Sie das Steuer los!“

Langsam und zögernd löste sich die Hand des Russe vom Steuer. Sein Kopf sank auf die Brust. Er seufzte schwer auf, dann blieb er ruhig und unbeweglich. Russische Kugeln hatten den Verräter getötet.

Heinersdorff riß mit der Kraft der Verzweiflung am Höhenruder. Wie ein freigelassener Vogel schwebte der Apparat in die Höhe, aber immer noch schlugen die Geschosse ein. Heinersdorff spürte einen dumpfen Schmerz im linken Arm. Das Blut rieselte ihm über die Hand. Er warf rasch entschlossen den Leichnam über Bord. Die Maschine stieg höher. Er hörte das Knallen der Schüsse, aber die Kugeln erreichten ihn nicht mehr.

„Gerettet!“ jauchzte Heinersdorff und fuhr gegen Westen. Er untersuchte seine Wunde und bemühte sich, die Blutung zu stillen.

Es war nichts von Belang, eine leichte Fleischwunde. Er betastete seine Brusttasche, in der die Dokumente verwahrt waren.

Ein Sieger fliegt in die Heimat.

Der Wind hatte sich zum Sturm gesteigert. Mit vollen Backen blies er vom Osten her. Der schwere Doppeldecker wurde von der Bö wie ein Spielzeug geschüttelt und machte Sprünge von mehreren hundert Metern, aber tapfer und gleichmäßig ging der Motor. Heinersdorff versuchte, dem Luftwirbel zu entrinnen. Er zog das Tiefsteuer. Er konnte es schon wagen, niederzugehen. Es war jenseits der Grenze Das Steuer gehorchte nicht. Gleich einem wilden Pferd galoppierte die Maschine mit ungeheuren Sätzen durch den Raum. Mit einemmal setzte der Motor aus, nur ein paar Sekunden lang, aber Heinersdorff erschien es wie eine Ewigkeit. Dann packte der Motor wieder an, aber er lief nicht mehr mit voller Tourenzahl. Wie der Pulsschlag eines starken Herzens klang es. Heinersdorff horchte mit grenzenlosem Entsetzen auf den fiebernden Rhythmus der verwundeten Maschine wie einer, der angstvoll die Herzschläge eines geliebten Sterbenden belauscht. Die Ölzuführungsrohre des Motors waren zerbrochen.

Plötzlich verstummte die Maschine völlig. Wie ein Mensch starb sie. Der Apparat begann jählings abzustürzen. Heinersdorff stieß einen wilden Schrei der Todesangst aus. Dann verlor er während des sausenden Sturzes das Bewußtsein.

Ein schlesischer Bauer kam in der Morgenfrühe mit seinen Pferden auf das Feld, um seinen Acker zu bestellen. Hier fand er Heinersdorff. Er lag unter der Maschine. Seine Beine waren zerschmettert. Aus der zerfetzten Brust strömte das Blut und färbte die dampfende Frühlingserde purpurrot. Er atmete noch. Wie ein Traum, den er schon einmal geträumt hatte, erschien es ihm, daß er hier im Feld lag.

„Ich höre die Engel singen“, hatte Hedwig Buschgart damals gejauchzt. War es nicht so?

Er aber hatte geantwortet:

„Wir müssen zur Erde zurück!“

Jetzt kam ja auch der alte General Buschgart mit langen Schritten über den Acker gestiefelt.

Es war aber nicht der General Buschgart, sondern ein armer schlesischer Bauer, der ihm das Blut von den Augen wischte.

Heinersdorff erblickte staunend ein treues deutsches Gesicht, das sich mitleidsvoll über ihn beugte. Er versuchte zu sprechen, aber seine Stimme hatte keinen Klang. Er deutete mit dem unverletzten rechten Arm auf seine Brusttasche. Endlich verstand ihn der Bauer und holte mit seinen rauen, rauhen Fingern die blutbefleckten Papiere aus der Tasche heraus. Der Sterbende dankte mit den Augen. Dann flüsterte er, und es war nur wie ein dünner, schwacher Hauch, der kein Blättchen bewegte:

„Wo bin ich?“

Der Bauer nannte den Namen eines kleinen schlesischen Dorfes.

„In Vaters and“, dachte Heinersdorff und starb mit einem seligen Lächeln.

26.

Am ersten Tag im August machte sich Töschük auf den Weg zu Hedwig Buschgart.

Es war ein Weg voll Wunder und Zeichen. Die ganze große Stadt war in Bewegung. Ein fröhlicher und heiliger Ernst leuchtete aus den Gesichtern der vielen Tausende, die durch die Straßen zogen. Alle, alle trugen die Köpfe hoch und aufrecht. Eine tapfere Zuversicht strahlte aus ihren blitzenden Augen. Die alten Kampflieder stiegen brausend zum wolkenlosen Himmel. Es schien, als hätte eine göttliche Botschaft alle Schläfer und Träumer erweckt.

An den Straßenecken klebten die roten Mobilmachungsplakate.

Der alte Adler regte seine Schwingen.

Das Volk stand auf.

Als Töschük Bey in die Maxingstraße einbog, verlangsamte er unwillkürlich den Schritt. Es war ein schwerer Weg, der zur Braut des gefallenen Freundes führte. Auf dem Schlachtfeld in Benghasi hatte sich Töschük wohler gefühlt.

Er versuchte zu lächeln, als er den alten Diener des Generals bat, ihn bei dem gnädigen Fräulein anzumelden, aber das Lächeln verzerrte sich auf seinen Lippen.

Hedwig Buschgart stand inmitten des Zimmers, schlank und aufrecht, als der Bey eintrat. Sie trug ein schwarzes Kleid, und ihr Gesicht war blaß zum Herzbrechen.

Töschük ging langsam auf sie zu und reichte ihr die Hand.

„Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit starrer Miene, „Ihnen mein innigstes Beileid auszusprechen.“

„Danke“, flüsterte sie voll unendlicher Betrübniß und lud den Gast zum Sitzen ein.

Ihr Blick zuckte in tiefstem Schmerz über das Gesicht des Mannes, der dem Toten Freund gewesen war. Alle Wunden brachen aus. Die Tränen rannen unaufhaltsam über ihre schmalen Wangen.

„Verzeihen Sie“, bat sie hilflos. „Generalstöchter dürfen nicht weinen, hat Heinersdorff immer gesagt, aber jetzt muß ich wohl.“

„Er ist als Held für sein Vaterland gestorben“, tröstete Töschük.

Er begann von den letzten Stunden Heinersdorffs zu erzählen.

Hedwig Buschgart hörte zu wie einer dunklen, traurigen Melodie.

„Sie dürfen auf Ihren Bräutigam stolz sein, gnädiges Fräulein“, schloß Töschük.

„Ich bin stolz auf ihn“, sagte das trauernde Mädchen. „Er war der Tapferste der Tapferen, obwohl ihn mein eigener Vater der Feigheit beschuldigt hat.“

„Das war ein Mißverständnis“, antwortete der Bey freundlich.

„Wir waren in Altheinersdorff beim Begräbnis, Vater und ich“, erzählte Hedwig Buschgart. „Viele Kameraden waren gekommen,

um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Ich wußte gar nicht, daß er so viele Freunde besaß.“

„Wir liebten ihn alle“, erklärte Töschük.

Er zog den Brief aus der Tasche und reichte ihn Hedwig.

Sie fragte erstaunt:

„Was ist das?“

„Ich habe den ehrenvollen Auftrag, Ihnen diesen Brief zu überbringen. Hauptmann Heinersdorff schrieb ihn in der letzten Stunde vor seiner Abfahrt.“

„Ich danke Ihnen“, antwortete sie, vor schmerzlicher Freude zitternd, und preßte den Brief des geliebten Toten an ihre Brust.

„Gestatten Sie, daß ich ihn jetzt lese?“ bat sie und stand auf.

Er wollte sich erheben und Abschied nehmen.

Sie trat zum Fenster und las:

Meine liebe, liebe Hedwig,

verzeihe, daß ich so lange nichts von mir hören ließ, aber es ging wirklich nicht. Ich werde es Dir mündlich erklären, denn ich hoffe, früher als dieser Brief bei Dir zu sein. Ich werde Dich vielleicht schon übermorgen in meine Arme schließen können, Liebste.

Ich schreibe Dir heute nur, weil ich eine Stunde vor mir habe, die ich gar nicht besser ausfüllen kann. In einer Stunde fahre ich in die Heimat zurück, in die Heimat und zu Dir, mein Geliebtes. Ich bin unsagbar glücklich und stolz. Ich habe alles erreicht, was ich mir zum Ziel gesetzt habe. Ich habe meinem Vaterland einen kleinen Dienst geleistet und Dich gewonnen, meine liebe, liebe Braut. Jetzt kann ich vor Deinen Vater hintreten und ohne Scheu sagen: ‚Exzellenz, ich bin kein Feigling!‘ Ach wie wunderschön wird das Leben sein, Hedwig! Wir werden in Altheinersdorff wohnen und eine dichte Rosenhecke um das ganze Gut ziehen, damit niemand unser Glück stören könne. Erinnerst Du Dich, Liebste?

Aber ich will keine Pläne machen, denn ein schwere, böse Fahrt liegt noch vor mir. Der Bey der in einer Ecke sitzt und raucht, macht ein so ernstes Gesicht, daß mir das Herz schwer wird, Wenn ich wirklich Dich und die Heimat wiedersehen sollte,

so verdanke ich es ihm. Ohne ihn wäre ich rettungslos verloren gewesen. Wenn das Schicksal mich nicht zurückkehren läßt, so danke Du ihm für die treue, nie ermüdende Freundschaft, die er mir stets erwiesen hat!

Meine Reise in die Heimat hängt von so vielen Zufällen ab, daß ich während des Schreibens ernst und nachdenklich zu werden beginne. Ich bin guten Mutes und zuversichtlich, aber ich muß auch damit rechnen, daß mich knapp vor dem Ziel das Schicksal ereilt, das mir so lange gnädig gewesen ist.

Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod, sagen die Araber.

Ich habe eine Bitte, Hedwig. In Heinersdorff wohnt eine alte, einsame Frau, die mich sehr lieb hat, meine Großmutter. Wenn ich nicht zurückkommen sollte, so tu' mir die Liebe und besuche sie! Sie wird sich sehr freuen, mit Dir über ihren dummen Jungen sprechen zu können.

Mein Gut schenke ich Dir. Ich bin ja der letzte Heinersdorff und weiß niemanden, der unsere schöne Grabstätte besser hüten würde als Du. Es ist mir nicht ganz klar, ob diese Art der Schenkung gesetzliche Gültigkeit hat. Jedenfalls ist dies mein letzter Wille.

Nimm unser schönes, liebes Altheinersdorff in Besitz, Hedwig. Tu es mir zuliebe. Bleib in meiner Nähe. Was Du späterhin mit dem Gut machen willst, ist mir gleichgültig. Vielleicht, vielleicht rafften wir uns doch einmal zum Kampf gegen das Zarenreich auf, das unsere Freiheit bedroht und unsere Entwicklung hemmt, gegen das Zarenreich, das so morsch und verfault ist, daß die Kinder der einst darüber lachen werden, weil wir uns vor diesem Popanz so lange gefürchtet haben. Wenn Du diesen Krieg noch erleben solltest, Hedwig, so errichte in Altheinersdorff eine Erholungsstätte für unsere Offiziere, die im Kampfe verwundet worden sind.

Lebwohl, eine liebe, liebste Hedwig. Ich danke Dir aus tiefstem Herzen für alle Deine große Liebe.

Und übermorgen sehen wir uns wieder!

Dein Georg!“

„Du armer Mensch!“ flüsterte Hedwig Buschgart in bitterstem Leid. „Du armer, liebster Mensch!“

Sie verließ das Fenster und reichte Töschük Bey den Brief.

„Lesen Sie, bitte.“

Er las und fragte, als er geendet hatte:

„Was gedenken Sie zu tun, gnädiges Fräulein?“

„Ich werde seinen letzten Willen erfüllen“, antwortete sie tapfer.

Durch die stille Maxingstraße zogen begeisterte Menschen und sangen abwechselnd das Prinz-Eugen-Lied und die „Wacht am Rhein“.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten“, meinte Töschük bedächtig, „daß ein Krieg so begrüßt und ersehnt werden könnte wie in Ihrem Vaterland.“

Hedwig Buschgart blickte starr in die Luft und sprach leise, mit bebenden Lippen:

„Es ist so schrecklich bitter, daß er diesen Tag nicht mehr erleben durfte.“

Töschük sagte feierlich und voll Ehrfurcht:

„Wir wollen den Hauptmann Heinersdorff nicht beklagen. Er ist als Erster in diesem heiligen Krieg den Heldentod gestorben.“



Hilfstein & Co
Berlin 623 68